

Ärzte gegen Berset, Vorbild Til Schweiger, Beziehung ohne Sex

Nummer 9 – 1. März 2018 – 86. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## Unsere Volksschriftsteller

Literatur, wie sie nur die Schweiz hervorbringen kann.

*Von Rico Bandle*

## Geliebte ihres Vorgängers

Wer ist die neue Chefstrategin der Armee, Pälvi Pulli? *Von Christoph Mörgeli*

## «Ich bin ein Honigdachs»

Steve Bannon über Donald Trump, Europa und seinen Auftritt in Zürich. *Von Urs Gehriger*

Generation  
der Versager  
Urs Paul Engeler's  
68er-Bilanz

4 194407 006606

# Teilhabe an bewährten Schweizer Werten.



100% Swiss  
Made Asset  
Management

Jetzt entdecken unter [swisscanto.ch/schweizerwerte](https://www.swisscanto.ch/schweizerwerte)

Kostbare Kristalle: Dank systematischer Suche, erprobten Werkzeugen sowie viel Erfahrung und Ausdauer finden wir wertvolle Schätze in der Schweizer Unternehmens- und Immobilienlandschaft. Steigen Sie jetzt ein und profitieren Sie vom Potenzial Schweizer Werte.



**Swisscanto  
Invest**

by Zürcher Kantonalbank

Diese Angaben dienen ausschliesslich Werbezwecken und stellen keine Anlageberatung oder Offerte dar. Alleinverbindliche Grundlage für den Erwerb von Swisscanto Fonds sind die jeweiligen veröffentlichten Dokumente (Fondsverträge, Vertragsbedingungen, Prospekte und/oder wesentliche Anlegerinformationen sowie Geschäftsberichte). Diese können unter [swisscanto.ch](https://www.swisscanto.ch) sowie in Papierform bei der Swisscanto Fondsleitung AG, Bahnhofstrasse 9, 8001 Zürich, kostenlos bezogen werden.



Revoluzzer: Bannon (l.), Gehrig in Manhattan.

Die einen sehen in ihm einen genialen Strategen, ein Sprachrohr der schweigenden Mehrheit. Die anderen bezeichnen ihn als grossen Manipulator, als rechten Revoluzzer, als Mephisto gar. Fest steht: Steve Bannon gehört zu den spannendsten Persönlichkeiten unserer Zeit. Auslandschef Urs Gehrig hat Bannon mehrmals getroffen. Dabei ist es ihm gelungen, den Wahlkampfmanager Donald Trumps und ehemaligen Chefstrategen im Weissen Haus für einen Auftritt in der Schweiz zu gewinnen. Am Dienstag ist es so weit. Bannon kommt nach Zürich Oerlikon. Es ist sein erster öffentlicher Auftritt in Europa überhaupt. Das Publikum erhält Gelegenheit, sich hautnah ein eigenes Bild des Amerikaners zu machen. Im Exklusivinterview mit Gehrig sagt Bannon, worüber er in Zürich sprechen wird; er werde über Rückschläge, Ziele und Chancen des Aufstands von unten – auch in Europa – erzählen. Seite 16

Still und unbemerkt verbreiteten sie sich, von Quartier zu Quartier, von Stadt zu Stadt, über das ganze Land: sogenannte Tafeln, die kostenlos Lebensmittel an Bedürftige in Deutschland abgeben. Nicht an Obdachlose, sondern an Rentner, Arbeitslose, alleinerziehende Mütter. Einst gab es nur sieben Tafeln, heute sind es fast tausend – in einem Land, in dem laut Kanzlerin alle «gut und gerne leben». Skandalös ist die Selbstverständlichkeit dieser Einrichtungen, als hätten sie schon immer zu Deutschland gehört wie Arbeiterwohlfahrt oder Caritas. Aber natürlich wird bei unserem nördlichen Nachbarn etwas anderes

skandalisiert: die Notmassnahme der Tafel in Essen, Ausländern den Zugang zu beschränken. Matthias Matussek über ein Lehrstück moralisierender deutscher Heuchelei. Seite 11

Vor einigen Jahren war im Hotel «Ofenhorn» im wunderbaren Binntal der noch wenig bekannte Bündner Autor Arno Camenisch für eine Lesung zu Gast. Sein Auftritt fand vor nur wenigen Zuhörern im prächtigen alten Speisesaal des Jugendstilhotels statt. Unter ihnen war auch Kulturredaktor Rico Bandle, der im Wallis mit seiner Familie seine Sommerferien verbrachte. Der sympathische Autor fesselte die Zuhörer vom ersten Augenblick an, egal, ob Teenager oder Senioren. Auch Bandle war fasziniert von Camenisch, von dessen urtümlicher Sprache und von dessen Auftritt, der eher an eine Performance als an eine Lesung erinnerte. Mittlerweile gehört Camenisch zu den erfolgreichsten Schriftstellern des Landes: Seine Bücher stehen weit oben auf der Bestsellerliste, seine Veranstaltungen sind meistens ausverkauft. Der Erfolg kommt nicht von ungefähr: Die Schweiz liebt ihre Volksschriftsteller, deren Helden meistens normale Leute sind, die man in jeder Beiz antreffen könnte. Rico Bandle und Christoph Mörgeli sind dieser spezifisch schweizerischen Art des Geschichtenerzählens auf den Grund gegangen (Seite 56). Und noch ein Leckerbissen in der Literaturbeilage: Carsten Gansels epische Ausgrabung eines genialen, verschollenen Stalingrad-Romans. Seite 66

Ihre Weltwoche

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)



## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)

Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)

Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)

**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),

Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,

Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher,

Florian Schwab

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Andreas Honegger, Peter Holenstein,

Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Franziska K. Müller, Matthias Matussek,

Daniela Niederberger, Linus Reichlin,

Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,

David Schnapp, Hildegard Schwanager,

Sacha Verna (*New York*), Max Wey,

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli,

Julia Dunlop (*Online*), Roy Spring

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*),

Karin Erdmann

**Bildredaktion:** Martin Kappler

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),

Gabriel Lotti, Brita Vassalli

**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH

**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC,

Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# Anpassung oder Widerstand

Hat die Wohlstands-Schweiz noch die Kraft, sich gegen die EU zu behaupten? Die feinsinnigen, freisinnigen Einknicker und Anpasser haben in Bern die Lufthoheit. Warum eigentlich? *Von Roger Köppel*

Es gibt in diesem neuen Film über Winston Churchill die hochinteressante Szene im britischen Führungsbunker. Die Deutschen sind im Begriff, Frankreich zu überrennen. Bei Dünkirchen eingekesselt von Nazi-Panzern, stecken die britischen Expeditionstruppen fest. Alle massgeblichen Leute sind der Meinung, dass die britische Regierung mit den Deutschen Frieden machen soll. Dies fordern insbesondere der hochangesehene Ex-Regierungschef Neville Chamberlain und sein nicht minder respektierter Aussenminister Lord Halifax, einst Vizekönig von Indien und Sohn einer uralten Adelsdynastie.

Die Argumente der konservativen Staatsmänner klingen hochgradig vernünftig. Was geht uns dieser Krieg auf dem Festland an? Hitler sei ein Extremist, aber immerhin gegen die Kommunisten, und er habe ja recht, wenn er die ungerechten Grenzen des Ersten Weltkriegs korrigiere. Dass die Deutschen den Kontinent irgendwann kontrollieren würden, sei ein Naturgesetz. Dafür hätten die Briten ihr Empire und beherrschten die Weltmeere. Wozu aus einer Position der Schwäche einen weiteren zerstörerischen Krieg riskieren gegen einen militärisch massiv überlegenen Gegner, der bei aller Verirrung ja doch auch berechnete politische und territoriale Ansprüche erhebe?

## Stur in den Untergang

Kurz, es gebe gute Gründe, einen Weltkrieg mit Deutschland und das damit verbundene Gemetzel zu vermeiden. Nachgeben sei nicht Schwäche, sondern ein Gebot des gesunden Menschenverstands, argumentieren feinsinnig die beiden Hochdekorierten. Churchills Konfrontationskurs würde die Wirtschaft zerstören und Millionen das Leben kosten. Das sture Beharren auf der eigenen Position, auf der eigenen Souveränität, ergänzen Chamberlain und Halifax, sei der sichere Weg in den Untergang. Grossbritannien müsse den Deutschen entgegenkommen. Damit sei den britischen Interessen am besten gedient.

Klar, aus heutiger Sicht ist der Fall klar. Hinterher haben es alle schon immer gewusst. Chamberlain und Halifax sind die grossen Versager, die Schwächlinge der Anpassung mit ihrer längst diskreditierten Strategie des «Appeasement». Tragische Lachnummern der Weltgeschichte. Wie konnte man nur so blind und so dumm sein? Umgekehrt ist Churchill anerkannt als Held des Widerstands, der visio-



*Sie wollen keinen «Mais»:* Bundesrat Cassis.

näre Staatsmann, der gesehen hat, was man doch zwingend sehen musste und was heute sowieso jeder sieht: dass es mit diesem Nazi-Reich und diesem Teufel Hitler niemals ein Überein- und Entgegenkommen habe geben dürfen. Churchill steht für Klarblick. Die anderen stehen für charakterlose Unterwerfung an der Grenze zum Landesverrat.

Aber ist wirklich alles so einfach? Der neue Churchill-Film zeigt, und das ist fast noch interessanter als die von Gary Oldman eindrücklich verkörperte Hauptfigur: Politisches Handeln findet immer in der moralischen Grauzone statt. Eindeutigkeiten gibt es fast nie. Man stochert im Nebel. Man kennt den Ausgang der Geschichte nicht. Was sich hinterher als zwingende Alternative herausstellt, was aus dem Rückblick wie eine Auswahl mit unverwechselbaren Optionen erscheint, ist in der konkreten Situation oft nur ein Knäuel von Unübersichtlichkeiten. Die Möglichkeit eines schrecklichen Irrtums liegt immer in der Luft. Wissen und Klarheit stellen sich erst im Rückblick ein.

Und vor allem etwas zeigt dieser Film mit aller Drastik: Es gibt in der Politik immer hervorragende Gründe, einem vermeintlich stärkeren Widersachernachzugeben. Chamberlain und Halifax waren eben keine Landesverräter. Im Gegenteil: Sie glaubten, ja sie waren überzeugt, im besten Interesse der Briten zu handeln, wenn sie die Anpassung predigen, wenn sie die Konfrontation vermeiden, wenn sie auf die Forderungen Hitlers einsteigen würden. Sie waren auch alles andere als dumm oder blind. Sie waren hochintelligent, womöglich zu intelligent, so dass sie ihren eigenen Vernunftteilen zu trauen begannen, sich von ihren eigenen Argumenten verführen, davontragen liessen. Chamberlain und Halifax waren für die Erhaltung des Friedens und für Wohl-

stand. Sie waren gegen Schwierigkeiten und Krieg. Sie wollten keinen «Mais». Dafür waren sie bereit, den Nazis Zugeständnisse zu machen. Churchill dagegen war für Widerstand, für die bedingungslose Verteidigung der Unabhängigkeit. Er offerierte weder Wohlstand noch Frieden, sondern «Blut, Schweiss und Tränen». Was hätten Sie damals gewählt?

## Schwitzkasten einfach

Womit wir mitten in der schweizerischen Europapolitik wären. Natürlich: Heute stehen wir nicht einem mörderischen Verbrecherregime gegenüber, das Europa mit Waffengewalt zu beherrschen trachtet. Allerdings, und das wird immer wieder leicht vergessen, wussten die meisten Briten und auch die meisten Deutschen noch in den dreissiger und frühen vierziger Jahren nicht, worauf sie sich mit Hitler wirklich eingelassen hatten. Einige der angesehensten Politiker der Welt, wie zum Beispiel der liberale britische Ex-Premier David Lloyd George, waren vor dem Krieg auf den Obersalzberg gepilgert in des Diktators Alpenresidenz und kehrten tiefbeeindruckt zurück. Um den Aufstieg und den Erfolg der Nazis zu verstehen, muss man aufhören, dieses Regime immer nur aus der Apokalypse heraus zu betrachten, die es schlussendlich entfachte.

Die Frage, mit der sich Churchill konfrontiert sah, ist allerdings im Kern die gleiche Frage, die heute der Bundesrat beantworten muss: Anpassung oder Widerstand? Verteidigt man die schweizerische Unabhängigkeit oder knickt man ein, ergibt man sich den Forderungen der anderen? Ist der Bundesrat bereit, die vitalen Interessen der Schweiz gegenüber der EU, einer fremden Macht, zu verteidigen? Oder lässt er es zu, dass die EU diese vitalen Interessen gefährdet? Bei Hitler ging es zunächst um den Bruch von Friedensverträgen und die gewaltsame Veränderung der europäischen Nachkriegsordnung. Für die Schweiz geht es darum, ob sie sich von der EU einen «institutionellen Rahmenvertrag» aufzwingen, sich in die institutionelle Ordnung der EU einflechten lässt.

Richtig: Beim Rahmenvertrag geht es nicht um Krieg und Frieden. Aber es geht um die entscheidende und wichtigste Frage in der Politik: Wer macht die Gesetze? Wer entschei-



*Erpressungen statt Panzer:* EU-Juncker.



*Monument der Selbstverteidigung:* Winston S. Churchill.

det? Wer ist schlussendlich der Gesetzgeber?  
*Quis iudicabit?*

Brüssel will, dass die Schweiz künftig die europäische Gesetzgebung automatisch übernimmt, und zwar in allen «marktrelevanten» Bereichen. Was marktrelevant ist, bestimmt die EU. Brüssel könnte zum Beispiel beim Landverkehr die 60-Töner einführen oder die Mehrwertsteuer anheben. Zwar hätte die Schweiz noch das Recht, über die Rechtsübernahme abzustimmen. Aber wenn die Stimmbürger nein sagen, ist die EU ermächtigt, Sanktionen, Strafen zu verhängen. Die Schweizer dürfen abstimmen, aber Brüssel hält ihnen die Pistole vor die Stirn. Der institutionelle Rahmenvertrag wäre das Ende der direkten Demokratie. Und ohne die direkte Demokratie ist die Schweiz nicht mehr die Schweiz.

### Die Chamberlains von Bundesbern

Anpassung oder Widerstand? Die EU offeriert, anders als Hitler, nicht die Alternative Frieden oder Krieg. Sie bietet an: Marktzugang oder Bestrafung, Exportvorteile oder Diskriminierung, Unterwerfung oder Peitschenschläge. Die Schweiz soll mit der Aussicht auf erleichterten Marktzugang verleitet, verlockt, gefügig gemacht werden, auf ihre Selbstbestimmung, auf die Volksrechte zu verzichten, sich in die institutionelle Ordnung der EU unter europäischen Richtern einzufügen, sich also unter das so süsse Brüsseler Joch zu begeben. Im Gegenzug würde Brüssel darauf verzichten, die Schweizer Wirtschaft zu erpressen.

Anpassung oder Widerstand? Derzeit geben in Bern nicht die Churchills den Ton an. Die wohlmeinenden Anpasser, die übergescheiten Einknicker haben die Mehrheit, die Luft- hoheit, die Chamberlains und Halifaxens, die

Feinsinnigen und Freisinnigen. Ihre Argumente klingen so klug und vernünftig. Sie reden nicht davon, dass die Schweiz mit der institutionellen Anbindung ihr Stimmrecht nach Brüssel abgeben würde. Sie reden nicht vom Ende der direkten Demokratie. Sie loben die Grosszügigkeit Brüssels. Einfühlsam legen sie dar, warum die EU doch nachvollziehbare, berechnete Standpunkte vertrete. Sie preisen die angeblichen wirtschaftlichen Vorteile, die eine schweizerische Unterwerfung unter EU-Recht brächte. Und sie warnen vor dem Unheil, das ein stures Beharren auf der Unabhängigkeit angeblich mit sich bringen würde.

Was machte Churchill? Er hämmerte mit den Fäusten auf den Tisch und schrie die Ein-

knicker an. Man gibt doch nicht sein Land auf! Man lässt es doch nicht zu, dass andere über das eigene Schicksal bestimmen! Eine Nation, die das Heft aus der Hand gibt, bringt sich um! Man darf doch nicht mit einem Tiger verhandeln, solange der eigene Kopf zwischen dessen Reisszähnen steckt! Aus heutiger Sicht staunt man bewundernd, wie viel Kraft es Churchill kostete, das stolze Grossbritannien auf einen Widerstandskurs zu bringen. Unvorstellbar aus heutiger Sicht, dass viele Briten ernsthaft in Betracht zogen, sich in eine von Hitler diktierte Friedensordnung einzufügen. Viele, ausser Churchill.

Die EU ist kein Hitler, noch nicht einmal ein Tiger. Aber auch sie ist mächtig, und sie hält die Schweiz im Schwitzkasten. Es rollen keine Panzer. Es wird mit wirtschaftlichen Erpressungen jongliert. Viele Schweizer sehnen sich danach, den Forderungen nachzugeben. Der Bundesrat, der neue Aussenminister, die Wirtschaftsverbände, die meisten Politiker: Sie alle setzen auf «Appeasement», auf Anpassung und Entgegenkommen. Man redet sich die Vorteile des Einknickens schön. Man schürt die Angst vor einem Verlust des Wohlstands, obschon die Schweiz reicher ist als die EU. Warum soll man den Grossen reizen? Wozu einen Konflikt riskieren, wo doch die Schweiz schon heute vieles nachmacht und übernimmt, was aus der EU kommt? Weshalb dieses mühsame Einsteigen für die eigene Unabhängigkeit? Es wäre so viel bequemer und angenehmer, ja geradezu erlösend, unter dem Beifall der anderen in deren ausgestreckte Arme zu sinken.

### Widerstand ist anstrengender

Das Beispiel Churchills zeigt: Widerstand ist anstrengender. Und nie selbstverständlich. Selbst gegen einen Hitler war es das nicht. Und heute, da sich eine Schweiz angeblich von Freunden umzingelt sieht, ist es paradoxerweise anspruchsvoller geworden, für die Unabhängigkeit zu kämpfen. Fremdbestimmung hat auch etwas Verführerisches. Und noch etwas wird deutlich: Man verteidigt das eigene Land nicht mit dem Taschenrechner. Die Gegner Churchills hatten die besseren, die schlauer klingenden Argumente. Sein Erfolg war nicht das Resultat statistischer Darlegungen. Es war ein Kraftakt, ein Triumph des schieren Willens. Man gibt sein eigenes Land nicht auf!

Anpassung oder Widerstand? Das ist keine Frage des Rechenschiebers. Es ist eine Frage des Willens. Hat der Bundesrat, hat die Politik, haben die Freisinnigen die Kraft, zur Schweiz zu stehen, zu ihrer einzigartigen Staatsform der Selbstbestimmung der Bürger in der direkten Demokratie? Haben die Schweizerinnen und Schweizer, bequem und gemütlich geworden nach Jahrzehnten des Wohlstands, noch die Kraft und den Willen, an der Schweiz festzuhalten? Wir werden es sehen.

# Arthrose- Drama mit Happy- Hand.

Handchirurgie. Eines der Fachgebiete  
in Ihrer Privatklinik für Chirurgie  
und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.





Unter Beschuss: Alain Berset. Seite 32



Die Versager von 1968: Seite 28



«Menschen, die nicht ganz in ihr Umfeld passen, sind viel spannender.»

Jojo Moyes: Seite 60

## Titelgeschichte

- 56 **Unsere Volksschriftsteller**  
Arno Camenisch, Pedro Lenz etc.

## Kommentare & Analysen

- 4 Editorial
- 9 Kommentar O du heilige SRG
- 10 Gleichstellung Beweisnot
- 10 Abstimmung  
Gefährliche Ja-Stimmung
- 11 Eilmeldung  
Streit um die Essener Tafel
- 12 **Kopf der Woche** Pálvi Pulli,  
Strategin Unbekannt
- 12 **Essay der Woche** Katja Oskamp  
über Beziehungen ohne Sex
- 26 Mörgeli Jubelmeldung von  
der Schengen-Front
- 26 Bodenmann Halbtaxabo abschaffen
- 27 Medien Ein kurzer Blick nach vorn
- 27 Die Deutschen Germany first!

## Inland

- 28 **Feiern ohne Grund** Urs Paul Engeler  
über die angeblichen Befreier von 1968
- 32 **Bersets Kunstfehler** Wachsender  
Widerstand gegen den neuen Ärztetarif
- 34 **Ökologen in der Zuwanderungsfalle**  
Widerspruch bei Grünen und Linken
- 35 **Schengen/Dublin** Fake-Panik
- 38 **Subventionsbetrug leichtgemacht**  
Tricksereien in der Bundesverwaltung
- 40 **Postauto-Affäre** Das Versagen  
der parlamentarischen Aufsicht

## Interviews

- 16 **Steve Bannon** Donald Trumps  
ehemaliger Chefstratege vor seinem  
Auftritt in Zürich
- 50 **Norbert Bolz** Der deutsche  
Medienwissenschaftler über  
Zwangsgebühren

## Ausland

- 44 **Jeremy Corbyn** War Britanniens  
Labour-Chef ein Sowjetspion?
- 42 **Gisela Friedrichsen** Die bekannte  
Gerichtsreporterin zum Fall Wedel
- 46 **Marine Le Pen** Konkurrenz  
aus den eignen Reihen
- 47 **Brief aus Tirana**
- 48 **Billy Graham**  
Nachruf auf Amerikas Seelenhirten
- 49 **Inside Washington** Trump entfesselt

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 36 **Fredy Künzler**  
Duttweiler der Glasfaserwelt
- 39 **Behörden** Hoheitlicher Inkassodienst
- 76 **Mysterien der Weltgeschichte**  
Betrunken auf der «Titanic»

## Kultur & Gesellschaft

- 24 **Til Schweiger** Matthias Matussek  
über den deutschen Prototypen
- 49 **Sport** Digitales Tennis
- 53 **Olympische Winterspiele** Was die  
Schweiz von Norwegen lernen kann

- 54 **Ikone der Woche** Pipilotti Rist
- 74 **Guillermo del Toro** Höhlenmaler mit  
dem Charme eines Fauns

## Literatur-Extra

- 56 **Inhalt** Jojo Moyes, Ibram X. Kendi,  
Elena Ferrante, Simon Strauss etc.

## Rubriken

- 9 **Im Auge** Kathleen Kennedy
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Jan Kuciak, Reporter
- 71 **Sprache** Abgesang des Plural
- 72 **Die Bibel** Abgründig leiden
- 72 **Kino** «Call Me by Your Name»
- 73 **Knorrs Liste**
- 73 **Jazz** Lucas Niggli
- 77 **Gewinner der Woche**
- 77 **Fragen Sie Dr. M.**
- 78 **Thiel** Winterspaziergang
- 78 **Namen** «Weil wir uns gut verstehen»
- 78 **Fast verliebt** Halbe Menschen
- 79 **Unten durch** Bedürfnisse
- 80 **Wein** Liebhaber der Fülle
- 80 **Salz & Pfeffer**  
Restaurant «Mémoire», Zürich
- 81 **Auto** Mazdas «Skyactive X»
- 82 **Darf man das?/Leserbriefe**

# Ihr Immobilienraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 2'350'000.-, Bezug ab Winter 2017/18  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2018/19  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen  
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis Miete 3'950.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.schwizerstrasse35.ch](http://www.schwizerstrasse35.ch)



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.lagovista.ch](http://www.lagovista.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34  
Preis ab 1'740'000.-, Bezug ab Sommer 2018  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 1'269'600.-, Bezug auf Anfrage  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab 930'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH  
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
Preis ab 1'275'000.-, Bezug ab Frühling 2019  
[www.panoramaweg-kloten.ch](http://www.panoramaweg-kloten.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



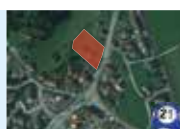
3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8102 **Oberengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.visterrano.ch](http://www.visterrano.ch)



5 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
8103 **Unteringstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'125'000.-, Bezug ab Sommer 2018  
[www.heerenweg.ch](http://www.heerenweg.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis 1'580'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.schwizerberg.ch](http://www.schwizerberg.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
8453 **Alten b. Andelfingen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 923'000.- inkl 2 PP, Bezug ab Sommer 2018  
[www.vecciaca.ch](http://www.vecciaca.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ u. 6 ½ Zi. Terrassenhäuser  
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.mira-birchwil.ch](http://www.mira-birchwil.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)

**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**

Melden Sie sich bei unserem Chef [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**

**MINERGIE**  
Member

**You Tube**

Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

**Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:**



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich



**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

Stand Februar 2018



# Die andere Sicht

## Roger Köppel im Gespräch mit Tamara Funciello über die brisanten Themen des Monats

**Donnerstag, 22. März 2018**

**Ort:** Restaurant «Zum Äusseren Stand», Zeughausgasse 17, Bern

**Beginn:** 18.30 Uhr, Türöffnung: 17.30 Uhr

**Anmeldung bis 20. März erforderlich an:**  
[ontheroad.funciello@weltwoche.ch](mailto:ontheroad.funciello@weltwoche.ch)

Sie erhalten als Einlass-Ticket eine Bestätigung per E-Mail  
(beschränkte Teilnehmerzahl).

**Weitere Veranstaltungen:**  
Genauere Informationen folgen.



# O du heilige SRG

Von Peter Keller — Bis vor kurzem galt TV-Konsum als Volksverblödung. Nun wird das Schweizer Fernsehen überhöht. Wer in die Glotze guckt, rettet angeblich die Schweiz und die Demokratie.



Willkommen im Sankt Leutschenbach.

**E**motional. Kein anderes Adjektiv wurde so häufig benutzt, um den «No Billag»-Schlagabtausch zu beschreiben. Der Abstimmungskampf sei «sehr emotional», findet das Internetportal *Watson*, «So emotional ist die Debatte», weiss die *NZZ*, und auch das betroffene Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) erkennt, zumindest bei den Befürwortern, eine «emotional» geführte Kampagne.

«Emotional» ist meistens die höfliche Umschreibung von «nicht besonders intelligent» – was allerdings auch wieder erhellend sein kann. So ist auf der Homepage der SP Schweiz zu lesen: «Nein zu «No Billag» heisst Ja zur Schweiz.» Eine Gleichung muss immer auch mit umgekehrten Vorzeichen aufgehen. Das hiesse in diesem Fall, ein Ja zur «No Billag»-Initiative wäre ein Nein zur Schweiz. Darunter geht's offenbar nicht. Ohne Staatssender keine Schweiz, ohne Staatsgebühren keine SRG. Damit bliebe, ganz unemotional betrachtet, den Stimmbürgern gar keine Wahl mehr, ausser man möchte an der Urne todessehnsüchtig das Ende der Schweiz einleiten.

Wenn man in einer Demokratie keine richtige (Aus-)Wahl mehr hat, dann ist diese Staatsform der Alternativen am Ende. Was umso kurioser ist, wenn die SRG, wie Nationalrat Matthias Aebischer (SP) uns belehrt, für die «Demokratie» in unserem Land stehe. Wir lernen: ohne SRG

keine Demokratie. Keine Demokratie ohne SRG. Seine Parteikollegin aus Schaffhausen, Nationalrätin Martina Munz, hat den Katalog noch abschliessend ergänzt: Die SRG stehe für «alles», was die Schweiz ausmache. «Alles» ist nicht wenig. Munz zählt auf: «Kulturelle Vielfalt, Viersprachigkeit, Solidarität mit Minderheiten, regionale Eigenheiten, direkte Demokratie, Meinungsvielfalt, Diskussionskultur und hohe Informationsqualität.»

## Ohne schlechtes Gewissen

Wir erleben gerade die Heiligsprechung des Schweizer Fernsehens. Wer sich bisher am Feierabend eher mit schlechtem Gewissen vor die Glotze fläzte, findet sich plötzlich in höherer Existenzform wieder: Man kann Skirennen schauen, amerikanische TV-Serien gucken, sich «Glanz & Gloria» reinziehen, in die «Tagesschau» reinzappen und tut dabei nichts als seine staatsbürgerliche Pflicht. Mehr noch: Man rettet die Schweiz, die Demokratie und die Vielsprachigkeit des Landes. Der Papst ist nur unfehlbar, die SRG alternativlos. Willkommen in Sankt Leutschenbach.

Die «Tagesschau» ist das neue Hochamt, Thomas Bucheli und sein «Meteo»-Team sind die Propheten des Wetters. «Arena»-Moderator Jonas Projer amtiert als Vorsteher der Glaubenskongregation und wacht über die richtige Auslegung der Service-public-Religion. Die Diskussionssendung «Club» wäre dann so etwas wie der öffentlich einsehbare Beichtstuhl, wo die Innereien des Seelenlebens ausgebreitet werden. Absolution inklusive.

Bis vor «No Billag» galt Fernsehkonsum mindestens als latent verdächtig. TV glotzen, das roch nach Unterschicht, und Pädagogen wurden nicht müde zu warnen: Kinder sollen lesen, in die Natur gehen, sich mit Spielkameraden treffen. Neil Postman, linke Konsumkritik-Ikone der 80er Jahre, sagte noch: «Fernsehen wurde nicht für Idioten erschaffen – es erzeugt sie.» Und nun die totale Überhöhung der SRG.

In der katholischen Kirche werden nur Tote heiliggesprochen. Auch das Schweizer Fernsehen merkte, dass sein Publikum, wie in den realen Gotteshäusern, hoffnungslos überaltert ist. Die Jungen sind der SRG längst entlaufen zu Youtube, Instagram usw. Mit ihnen die künftigen Gebührenzahler. Darum wird ab 2019 die Billag-Kirchensteuer pro Haushalt eingetrieben. Auch von den Ungläubigen und Abstinente. Als Katholik oder Reformierter kann man wenigstens aus der Kirche austreten.

# Abgewetzter Teppich



Kathleen Kennedy, Hollywood-Boss.

**S**ie war, bis zu seinem freien Fall, die fast unsichtbare Rivalin des frauenverschlingenden Unholds Harvey Weinstein. Insgesamt hat die Produzentin Kathleen Kennedy, 64, der Traumfabrik Hollywood 11 Milliarden Dollar Einnahmen beschert. Sie arbeitete mit Martin Scorsese, Barry Levinson, Bob Zemeckis, Clint Eastwood und, bis heute, mit Steven Spielberg, mit dem dieses Karrieremärchen anfang.

Kathleen Kennedy kennt das Geschäft von der Pike auf. Ihre Mutter war Schauspieler, der Vater Anwalt. Als Werkstudentin – Fachgebiet Telekommunikation und Film – arbeitete sie als Kamerafrau, Cutterin und Regisseurin für eine lokale TV-Station in San Diego und lernte Spielberg kennen, der sie als Sekretärin engagierte. Eine ziemliche Fehlbesetzung, weil sie eines nicht konnte, nämlich auf der Schreibmaschine tippen. Umso mehr hörte das Junggenie auf ihre Ideenvorschläge, und er machte sie rasch zur Assistentin. Mit «E.T. – Der Ausserirdische» gelang ihr der Durchbruch als Produzentin und Geschäftspartnerin Spielbergs und ihres späteren Ehemannes Frank Marshall. Eine Büroliebe, damals noch unproblematisch und bis heute stabil. Mit «Indiana Jones», «Jurassic Park» und «Schindler's List» für Spielberg katapultierte sie sich endgültig in die Elite Hollywoods. 2012 holte George Lucas sie für seine «Star Wars» und übergab ihr auch die Leitung seiner Firma, die inzwischen von Walt Disney übernommen worden ist, sie eingeschlossen. Ihre Regisseure und Schauspieler engagiert sie sozusagen im Schaufenster, fern von jeder Couch beim Mittagslunch, und sie gilt als knallharte Entscheiderin. Ihre Filme haben zahllose Oscars und Golden Globes abgeräumt, nur sie selber ging bisher immer leer aus. «Ich liebe die Anonymität», sagte sie in einem ihrer seltenen Interviews. Niemand erkennt diese absolut skandalfreie 63-jährige Lady und Mutter von zwei Kindern, wenn sie im Kino über den abgewetzten Teppich die Damentoilette aufsucht und sich die ungeschminkten Urteile zu ihrem neusten Film anhört. *Peter Hartmann*

## Beweisnot

Von Katharina Fontana — Quoten haben ihre Tücken. Das zeigt ein neues Bundesgerichtsurteil.

Um mehr Frauen in Kaderpositionen zu bringen, setzen einige Arbeitgeber, wie etwa die Bundesverwaltung oder Universitäten, schon heute auf sogenannte weiche Quoten. Das bedeutet, dass Frauen bei einer Stellenbesetzung bevorzugt werden, wenn sie gleich gut qualifiziert sind wie die männlichen Mitbewerber.

In der gegenwärtigen politischen Debatte werden solche Quoten immer häufiger als die ideale Lösung zur Hebung des Frauenanteils angesehen. Das System hat allerdings seine Tücken, wie ein Fall aus Genf zeigt. 2010 hatte die dortige Universität einen Lehrstuhl für Biologie ausgeschrieben. Mehr als achtzig Personen bewarben sich. 2011 wollte das (männlich dominierte) Professorenkollegium die Stelle einem Biologen geben, der von der Findungskommission als der beste aller Kandidaten angesehen worden war. Eine bestens ausgewiesene Forscherin, die unterlegen war, fühlte sich diskriminiert: Sie sei mindestens so gut qualifiziert wie ihr Konkurrent, die Stelle stehe aufgrund der an der Universität geltenden Quotenregelung ihr zu.

### Beschränkte Wirkung

Die Fakultät spielte das Auswahlverfahren daraufhin nochmals durch – und sprach sich 2012 erneut für den Mann aus. Die Frau legte 2013 bei der Genfer Justiz Beschwerde ein. 2016 erhielt sie Recht: Es gebe Indizien, wonach ihre Nichtanstellung diskriminierend gewesen sei, so das Kantonsgericht.

Das Bundesgericht sieht das anders und stellt sich auf die Seite der Universität. In ihrem jüngst publizierten Urteil weisen die Lausanner Richter darauf hin, dass eine Frau laut Gleichstellungsgesetz zwar bei der Anstellung nicht benachteiligt werden dürfe. Doch anders als beim Lohn oder bei der Beförderung, wo eine Diskriminierung schon dann vermutet werde, wenn die Frau diese lediglich glaubhaft mache, bestehe bei der Nichtanstellung keine solche Erleichterung. Die Forscherin hätte also ihrerseits beweisen müssen, dass sie wegen ihres Geschlechts (und nicht wegen minderer Qualifikationen) übergangen worden war.

Einen solchen Beweis zu führen, ist indes ausserordentlich schwierig, wie auch das Bundesgericht sagt. Was das Fazit zulässt: Geschlechterquoten mögen gutgemeint sein, sie haben bei Konflikten aber nur eine beschränkte Wirkung und können in Extremfällen zu langjährigen Rechtshändeln führen.

## Gefährliche Ja-Stimmung

Von Beat Gygi — Die Verlängerung der Finanzordnung mit direkten Bundessteuern und Mehrwertsteuer gilt als sicher. Wozu stimmt man überhaupt noch ab?

Dieses Wochenende stimmt das Volk über eine finanzpolitische Vorlage ab, die von einer riesigen Dimension ist, die aber kaum zu reden gegeben hat. Vielen erscheint die Frage zu gross, um mit Ja oder Nein beantwortet zu werden, also neigen sie zum Motto «Laufen lassen». Es geht um den Bundesbeschluss über die neue Finanzordnung 2021, der zum Ziel hat, dass der Bund nach 2020 weiterhin die Mehrwertsteuer und die direkte Bundessteuer erheben darf. Dies sind die zwei wichtigsten Finanzierungsquellen der Bundeskasse, die 2016 zusammen 43,5 Milliarden Franken und damit fast zwei Drittel des Bundesbudgets ausmachten. Die beiden Steuern, heute beide von ähnlichem Gewicht, sind seit der Verankerung in der Verfassung 1958 immer nur befristet beschlossen worden. Die laufende Periode geht bis Ende 2020, und die jetzige Abstimmung soll eine Verlängerung um weitere fünfzehn Jahre bringen.

### Nur scheinbar streng

Grell ist der Kontrast: Am gleichen Sonntag kommt die Frage zur Abstimmung, ob die Billag-Gebühren, die zur Finanzierung der SRG und anderer Medienbetriebe dienen, weiter erhoben werden sollen. Die «No Billag»-Initiative, die ein Steueraufkommen von jährlich gut 1,2 Milliarden Franken betrifft, hat weitherum Diskussionsstürme ausgelöst, während die dreissig Mal höhere Steuersumme, die der Bund erhalten soll, die Leute kaum bewegt.

Das heisst mitnichten, dass die Abstimmung über die zwei grossen Bundessteuern fehl am Platz ist. Verfehlt wäre es, wenn die Befristung aufgehoben würde, die Politik diese Einnahmequellen also auf ewig gesichert erhielte und sich nie mehr beim Volk um eine Verlängerung bemühen müsste. Genau das hatte der Bundesrat dieses Mal eigentlich vorgehabt, ähnlich auch Vertreter der Linken und der Grünen. Bürgerliche Kräfte setzten dann durch, dass dem Volk einfach wieder eine Verlängerung um fünfzehn Jahre beantragt wurde.

Aber man kann nicht sagen, dass dies wirklich im Interesse der Bürger liegt. Die Befristung auf fünfzehn Jahre ist raffiniert angelegt, sie ist eigentlich nur scheinbar streng und damit auch trügerisch in ihren Auswirkungen. Allzu leicht kann die Illusion aufkommen, die Steuerzahler hätten damit das Ausgaben- und Staatswachstum auf Bundesebene mehr oder

weniger unter Kontrolle. Aus dieser Sicht käme der seinerzeitige Vorschlag von SVP-Politikern, die Genehmigung lediglich für zehn Jahre zu erteilen, den Anliegen der Bürger, die den ganzen Staat bezahlen müssen, schon näher.

Gefährlich sind die Fragestellung und die Abstimmung über die zwei Typen Bundessteuern aber vor allem, weil sie eine Art Ja-Stimmung zugunsten des Staatssektors hervorrufen können. Es wird ja lediglich nach der grundsätzlichen Verwendung von Mehrwertsteuer und direkter Bundessteuer gefragt, nicht nach deren Höhe oder nach Steuersätzen und Progression. Bei einer derart allgemeinen Frage ist ein hoher Ja-Anteil naheliegend.

Politiker und Verwaltungsleute haben grosse Anreize, dieses Ergebnis auch als Zustimmung für die laufende Politik und die bestehende Ordnung darzustellen. Leicht kann es deshalb passieren, dass Gefahren der Bundessteuern übersehen werden. Die Bundesebene ist im schweizerischen Föderalismus weiter vom Bürger entfernt als Gemeinden und Kantone. Gutorganisierte Interessengruppen und die Bundesverwaltung haben da entsprechend viel Spielraum, ihr Terrain auf Kosten der Allgemeinheit auszuweiten. Für den Föderalismus wäre es nicht schlecht, wenn es eine stattliche Anzahl taktische Nein-Stimmen gäbe, um die Ja-Stimmung nicht überhandnehmen zu lassen.



«Laufen lassen»: Wahlbüro in Zürich.

# Lass uns die Tafel aufheben

Von Matthias Matussek — Der Streit um die Essener Tafel zeigt: Es geht Deutschlands Eliten nicht mehr um die Wohlfahrt armer Deutscher, sondern um einen moralisierenden «Kampf gegen rechts».



Klassische Figur des Linkspopulismus: verschmierter Transporter der Essener Tafel.

Es kam, wie es kommen musste: dass nicht die Eliten mit ihren wolkigen humanitären Selbstvergrößerungen die Zeche für die völlig aus dem Ruder gelaufene Flüchtlingspolitik zu zahlen haben, sondern die eigenen Abgehängten und Armen, jene da unten, die sich an den Tafeln holen, was sie zum Überleben brauchen, die Rentnerinnen, die verarmten Alleinerziehenden, die durch den Rost gefallenen Arbeitslosen, eben: notleidende Deutsche.

Die Tafeln werden ehrenamtlich betrieben, sie finanzieren sich mit Spenden und verteilen Lebensmittel, die von Supermarktketten gespendet werden. Sie sind private Interventionen dort, wo der Wohlfahrtsstaat versagte und seine Schutzpflicht nicht einlösen konnte.

Nun hat die Essener Tafel beschlossen, «vorerst» nur noch solche Kunden zu bedienen, die einen deutschen Pass haben. Warum? Weil sich herausstellte, dass sich mittlerweile zu über drei Vierteln Flüchtlinge dort bedienen, robuste junge Kerle, die den Rentnerinnen den Salatkopf schon mal aus den Händen reißen und den Weg zur Tafel als Anlauf zur Plünderung verstehen – im Netz kursieren verstörende Bilder.

«Die Anstellmentalität ist häufig nicht so da, die Erwartungshaltung ist höher», sagt Jörg

Sartor, Chef der Tafel. «Es ist so, dass viele meinen, wir wären verpflichtet, Lebensmittel auszugeben, wir wären eine staatliche Einrichtung. Sind wir aber nicht.»

Nun schlug die Stunde der Eliten, als hätten sie nur darauf gewartet. Die Leidens-Soubrette

des Frühstückfernsehens, Dunja Hayali, tat auf Facebook ihre Abscheu vor dieser Art von Rassismus kund, «Deutsche gegen Ausländer auszuspielen», und zeigte Verständnis für die «Nazi»-Schmierereien, mit denen die Transporter der Tafel versehen wurden.

Auch Malu Dreyer, eine der letzten noch nicht abgeräumten Politikerinnen der SPD-Reste-Partei nutzte die Gunst der Stunde, sich

auf einem für deutsche Politiker todsicheren Terrain, dem des Moralisierens, hervorzutun, als sie verkündete, dass man «nicht nach Pass, sondern nach Bedürftigkeit» handeln solle.

Nun ist das natürlich eine geradezu klassische Figur des Linkspopulismus, der eine erstaunlich abgebrühte Menschenverachtung zeigen kann. Denn wenn man Malu Dreyers Intervention ernst nimmt, müsste Deutschland ad hoc rund 300 Millionen Bedürftige aus Afrika versorgen, von Indien oder Asien insgesamt gar nicht erst zu reden.



Jörg Sartor.

Natürlich weiss sie, dass das nicht geht. Aber das hindert sie nicht, dieses Falschgeld in Umlauf zu bringen, weil es den Gegner (in diesem Fall traurigerweise die bis zum Umfallen schuftenden ehrenamtlichen Helfer der Tafel) als rassistisch und fremdenfeindlich markieren kann und sie selbst dabei in den Genuss einer moralischen Helligkeit eintaucht, die einem Heiligenschein schon sehr nahe kommt.

Selbstverständlich musste sich Angela Merkel, die Mutter der Nation, zu dieser Sache äussern, denn sie hatte sie ihren Deutschen schliesslich eingebrockt mit ihrer Grenzöffnung und der Flut von bisher rund zwei Millionen Immigranten. «Wir schaffen das», hatte sie ihren Landsleuten sorglos zugerufen, zugleich aber gerüffelt: «Wenn man da jetzt ein böses Gesicht macht, muss ich sagen, dann ist das nicht mehr mein Land.»

Sie also trat vor, nicht etwa, um sich zu entschuldigen, sondern um in dieser eigentümlichen vagen Merkel-Schaukelrhetorik zu verlautbaren: «Da sollte man nicht solche Kategorisierungen vornehmen.» Das sei «nicht gut», aber es zeige auch «den Druck, unter dem die Leute leben».

Nun werden sich viele Wähler fragen, welche Kategorisierung ihre Landesmutter vornimmt, denn die Rechnung ist relativ einfach, auch wenn die Summen astronomisch sind.

Mit gegen 100 Milliarden, die für Unterbringung, Verpflegung und Kurse für die Flüchtlinge allein bis 2020 aufgebracht werden müssen, bei immer noch offenen Grenzen und nicht abreisenden Zuströmen, mit dieser Riesensumme also – bei einem Gesamthaushalt von knapp 340 Milliarden (2018) – könnte die Alters- und die Kinderarmut, die es in Merkels Wohlstandsrepublik ja erschreckenderweise immer noch gibt, ohne weiteres behoben werden.

## «Man verliert einfach die Lust»

Aber es geht den deutschen Medien und der regierenden Klasse längst nicht mehr um Problemlösungen, sondern darum, den «Kampf gegen rechts» zu gewinnen, als sei die Parole der Tafel, «Deutsche zuerst», ein erster Schritt in den faschistischen, mörderischen Rassenstaat. Der *Stern* macht aus der realen Überfüllung mit Ausländern in den Ausgabestellen eine «angebliche», Hayali hat Verständnis für Terror und Schmierereien der linksextremen Antifa, und wir müssen konstatieren, dass sich die Anzahl der Tafeln in den letzten 25 Jahren von 7 auf heute unfassbare 930 erhöht hat.

Fragt sich, ob in diesem linkspopulistischen und moralisierenden Stimmenwirrwarr überhaupt noch jemand realitätstüchtig genug ist, um politische Prioritäten zu erkennen. Einer wäre sicher der Mann an der Front, dort ganz unten, der Chef der Essener Tafel: «Es hat mir hier immer Spass gemacht. Aber ich habe keinen Bock mehr, man verliert einfach die Lust. Ich bin kurz davor, hinzuschmeissen.» ○



Pálvi wie? Armeekader Pulli.

## Kopf der Woche

# Strategin Unbekannt

*Von Christoph Mörgeli* — Die gebürtige Finnin Pálvi Pulli wird neue Chefstrategin der Armee. Sie gilt in Militärkreisen als unbeschriebenes Blatt. Allerdings war sie die Geliebte ihres Vorgängers.

Das Verteidigungsdepartement (VBS) unter Guy Parmelin (SVP) hat erstmals eine Frau auf den Posten seines obersten Vertrauensmanns für die Sicherheitspolitik berufen. Pálvi Pulli verlässt das Justiz- und Polizeidepartement von Simonetta Sommaruga (SP) und soll ihren Posten auf den 1. April antreten. Der bisherige Amtsinhaber Christian Catrina wurde von Parmelin zum «Delegierten für die Erneuerung der Mittel zum Schutz des Luftraumes» weg gelobt. Dem Vernehmen nach hat die 47-jährige Pálvi Pulli beim Assessment den amtierenden SVP-Generalsekretär auf Platz zwei verwiesen. Oberstleutnant Gabriel Lüchinger, früher Verteidigungsattaché in Abu Dhabi, wechselt demnächst dennoch ins VBS – allerdings auf den bescheideneren Posten eines persönlichen Mitarbeiters des Departementschefs.

Die Reaktionen auf die Ernennung von Pálvi Pulli zur Chefstrategin der schweizerischen

Landesverteidigung waren überschaubar. Der *Tages-Anzeiger* würdigte die Personalie positiv und erfreute sich an der Tatsache, dass es sich bei der Neuernannten um eine Frau handelt, welche die Armee nicht von innen kennt und noch nicht lange Schweizerin ist. Inoffizielle Reaktionen innerhalb der Gruppe Giardino (laut *Wochenzeitung* «Das brachiale Gesicht der bürgerlichen Schweiz»), welche die Gefährdung der Miliz und den Umbau unserer Sicherheitspolitik mit Argusaugen verfolgt, sind deutlich negativ. Pálvi wie?

Etwas diplomatischer gibt sich Stefan Holenstein, Präsident der Schweizerischen Offiziersgesellschaft: «Tatsächlich ist Pálvi Pulli in Offizierskreisen der Miliz so gut wie unbekannt.» Holenstein befürchtet, dass es sich bei der Neubesetzung dieser armeetpolitischen Schlüsselstelle um ein «für Aussenstehende relativ intransparentes Personal-

geschäft als Resultat der Verwaltungskungelei in Bundesbern» handle. «Aber geben wir ihr eine Chance.» Damit spricht der Generalstabs oberst die Tatsache an, dass Pálvi Pulli früher schon einmal im VBS gearbeitet hat, dann mehrjährige sicherheitspolitische Dienste im Departement Widmer-Schlumpf und Sommaruga leistete und jetzt wieder zurückkehrt.

### Das VBS wusste von Liebschaft

Interessanterweise wurde bei der Ernennung von Pálvi Pulli ein Faktum in den Medien mit keinem Wort thematisiert, das hinter den Verwaltungskulissen für rote Köpfe sorgt: Sie war die Lebenspartnerin jenes Mannes, dem sie jetzt auf den begehrten und gutdotierten Posten folgen darf. Christian Catrina, der die sicherheitspolitische «Öffnung» seit langem entscheidend prägt, teilte mit Pálvi Pulli über Jahre Tisch und Bett. Die Tatsache, dass die

Ex-Freundin jetzt übergangslos in sein Büro einzieht, wird innerhalb des Verteidigungsdepartements äusserst kritisch kommentiert. Mittlerweile ist Pälvi Pulli allerdings mit Brigadier Peter Soller liiert, wie Vorgänger Catrina ein Bündner und gegenwärtig Kommandant der Ausbildungs- und Trainingsbrigade der Luftwaffe. Am Fliegerschiessen auf der Axalp ist das strahlende Paar im Oktober des letzten Jahres bei strahlendem Wetter gemeinsam aufgetreten. Militärpilot Soller wirkte einige Zeit als Stabschef von Armeechef André Blattmann, wobei es im Bundeshaus Ost zu unerspriesslichen Begegnungen mit dem Chefstrategen Catrina gekommen sei. Auf Anfrage meint der VBS-Sprecher zu den privaten Verstrickungen Pullis mit Catrina und Soller: «Beide Sachverhalte sind und waren dem Chef VBS und dem Departement bei der Ernennung bekannt.» In diesem Licht erhält das mit Bedacht gewählte Wort «Verwaltungskungelei» des Offiziersgesellschafts-Präsidenten jedenfalls eine zusätzliche Komponente.

Doch wer ist Pälvi Pulli wirklich? Die langjährige Beamtin fiel bislang vor allem durch ihren schwierigen Namen auf, wissen doch die meisten ihr Begegnenden – seien es Duzfreunde oder nicht – nie so richtig, welches jetzt der Vorname und welches der Familienname ist. Die gebürtige Finnin lebt erst seit ihren Studienzeiten in der Schweiz. Sie ist in der Universitätsstadt Jyväskylä aufgewachsen und weilte ein Jahr lang in Belgien. An der Universität Neuenburg belegte sie Geschichte, Englisch und Politikwissenschaft und büffelte daneben fleissig Sprachen. Pälvi Pulli hat ihr Studium mit einer 2002 gedruckten Lizenziatsarbeit über den Ordnungsdienst der Armee zwischen 1914 und 1949 abgeschlossen; nach ihrer ersten Heirat nannte sie sich damals Pälvi Conca-Pulli. Für das Historische Lexikon der Schweiz verfasste sie den Sachartikel «Ord-

nungsdienst». Weitere erhebliche Publikationen von ihr sind nicht bekannt.

1999 bis 2006 wirkte sie in verschiedenen VBS-Funktionen unter Christian Catrina im Bereich Sicherheitspolitik, danach betreute sie Projekte für den bundesrätlichen Sicherheitsausschuss. 2008 übernahm die Sprachbegabte sicherheitspolitische Aufgaben im EJPD von Eveline Widmer-Schlumpf, wobei sie die auf internationalem Parkett eher linkische Felsbergerin regelmässig auf Auslandsreisen begleitete und mit ihr schon mal für die *Schweizer Illustrierte* posierte. Internationale Beziehungen und Polizeikooperationen pflegte Pälvi Pulli sieben Jahre lang auch unter Simona Sommaruga. Die Berner Sozialdemokratin ist nicht dafür bekannt, mit politisch abweichenden Untergebenen gross Federlesens zu machen. Damit wird allgemein erwartet, dass Pulli den internationalistischen Kurs von Vorgänger Catrina fortsetzen wird.

#### Finnische Wurzeln

Ist die finnische Herkunft der neuen Armee-Chefstrategin bloss neckisches Detail oder doch Index für einen tiefgreifenden Paradigmenwechsel? Sicher ist so viel: Pälvi Pulli hat keinen einzigen Tag Militärdienst geleistet. Und zweifellos keine bruchlose familiäre Sozialisation in der hiesigen Tradition der bewaffneten Neutralität erlebt. Finnland kennt eine Art Unabhängigkeit erst seit hundert Jahren. Zu-

vor war das skandinavische Land Teil von Schweden, später ein russisches Grossfürstentum. Die Republik Finnland führte seit 1940 einen tapferen Winterkrieg gegen die Sowjetunion, verbündete sich dann allerdings mit Nazideutschland. Nach 1945 folgten Jahrzehnte einer formellen Neutralitätspolitik unter einem autokratischen Präsidenten, der sich allerdings

faktisch der «Freundschaft» mit der mächtigen UdSSR unterwarf. 1995 wurde Finnland EU-Mitglied, ist aber der Nato bis heute nicht beigetreten.

Man muss gewärtigen, dass Pälvi Pulli die Militärdiplomatie ihres Vorgängers Christian Catrina weiterführt. Für den Soziologen, Abrüster und Internationalisten, den der Gesamtbundesrat sogar mit dem Botschaftertitel beehrt hat, war die Armee bloss «eines von sechs oder sieben sicherheitspolitischen Instrumenten». Catrina war der Verfasser der grossen sicherheitspolitischen Berichte 2000 und 2010, schwer lesbare,

collagenartige Flickenteppiche, welche die grossen Linien und stringenten Argumente vermissen lassen. Die *Weltwoche* hat den Armeeabbauer Catrina einst als «Glücksfall für jeden potenziellen Angreifer» bezeichnet. Auch seine Nachfolgerin und frühere Geliebte Pälvi Pulli unterhält gemäss eigener Aussage gerne «internationale Kontakte, die mich bereichern». Bleibt abzuwarten, inwiefern sie nicht nur sich selber, sondern auch die Sicherheitsstrategie der Schweiz bereichern wird.



Ex-Chefstrategie Christian Catrina.

Die Tatsache, dass die Ex-Freundin übergangslos in sein Büro einzieht, wird innerhalb des VBS äusserst kritisch kommentiert.

GENEVA  
INTERNATIONAL  
MOTOR  
SHOW

88.

Internationaler

Auto-Salon

und Zubehör

8.–18. März 2018

Genf

www.gims.swiss

#GimsSwiss



## Personenkontrolle

**Meyer, Ringier, Leuthard, Balzaretti, Cassis, von Tscharnern, Roduit, Buttet, Pfister, Dorer, Trump, Bannon, Ruoff, Lang Majer, Majer, Kar, Auer, Selmayr, Juncker, Italianer, Holdener, Parmelin, Schneider, Hess, Zryd**

Frank A. Meyer (FAM), Kolumnist, beträufelt das Publikum des *Sonntagsblicks* allwöchentlich mit seinen Weisheiten. Der langjährige Einflüsterer **Michael Ringiers**, der sich selber als idealtypischen Citoyen betrachtet, irritiert uns nicht selten mit seinen Belehrungen. Bei seiner jüngsten Kolumne möchten wir noch ein bisschen deutlicher werden. Diese ging voll daneben. Unter dem Titel «Lob des Skandals» erklärt uns FAM, die Postauto AG habe für einen Skandal gesorgt. Das sei aber ein Glücksfall. Denn der Skandal sei «das ungesunde Lebenszeichen einer gesunden Ordnung, das reinigende Fieber eines abwehrbereiten Organismus». Meyer geht noch weiter, indem er jubelt: «Wer in einer Gesellschaft lebt, in der es Skandale gibt, lebt in Freiheit.» Was uns die Edelfeder des Ringier-Konzerns sagen will: Gut, dass die unfehlbare **Doris Leuthard** (CVP) gelegentlich für einen Skandal sorgt. Sonst würden wir unfrei, die Post litte unter Fieberschüben, und die Schweiz würde krank. (rz)

**Roberto Balzaretti**, Briefträger, soll als neuer Chefverhandler im Auftrag von **Ignazio Cassis** (FDP) Härte gegenüber der EU zeigen. Dabei wird seine Glaubwürdigkeit durch eine Foto-Aufnahme vom 26. Mai 1992 auf die Probe gestellt. Sie zeigt den damals 27-jährigen Jungdiplomaten, versonnen lächelnd, kurz nach der Übergabe des EU-Beitrittsgesuchs. Der damalige Schweizer Botschafter bei der EU, **Benedikt von Tscharnern**, hatte Balzaretti aus symbolischen Gründen zu der Zeremonie mitgenommen, damit «der Jüngste der Mission den Brief trägt». Dies verrät Balzaretti der *NZZ am Sonntag* beim 20-Jahr-Jubiläum der Einreichung im Mai 2012. In der Online-Version des entsprechenden Artikels fehlt die Fotografie allerdings. Zudem ist der Beitrag in der Schweizerischen Mediendatenbank nicht auffindbar. Selbst auf Anfrage möchte die Falkenstrasse das Zeitdokument nicht zur Verfügung stellen. Über Umwege hat sich die *Weltwoche* die Fotografie trotzdem beschafft und druckt sie zu dokumentarischen Zwecken nochmals ab. (fsc)

**Benjamin Roduit**, Nachrutscher, hat in der Frühlingsession erstmals den Platz des zu-



*Blaues Wunder:* CVP-Politiker Roduit.



«*Monster*» von *Brüssel:* EU-Turbo Selmayr.



*Zeitzeugen:* Tscharnern (l.), Balzaretti (r.), 1992.

rückgetretenen Walliser Nationalrats **Yannick Buttet** inne. Dieser hatte nach Presseberichten über angebliche sexuelle Belästigungen im letzten Jahr das Handtuch geworfen. Gegen den rechts politisierenden Buttet machten auch linksgedrehte CVP-Vertreterinnen mobil. Mit Nachfolger Roduit könnten sie noch ihr blaues Wunder erleben. Der frühere Rektor des Gymnasiums von Sitten steht noch weiter rechts als Buttet – und hat zudem einen direkten Draht in den Himmel: Roduit absolvierte im letzten Jahr ein Sabbatical – ganz im christlichen Glauben, wie Medien berichteten. Das wird Parteichef **Gerhard Pfister** freuen, der die christliche Leitkultur zur obersten Maxime der CVP erklärte. (hmo)

**Christian Dorer**, Doppelmoralist, zeigte schon beim Besuch von **Donald Trump** in Davos, dass er nicht allzu grosse Stücke auf inhaltliche Konstanz hält. Auf wundersame Weise verwandelte sich der Chefredaktor der *Blick*-Gruppe und unerbittliche Trump-Kritiker plötzlich in einen untertänigen Autogrammjäger. Auch beim Thema Personenschutz fällt es den



*Kantönligeistig:* Skistar Holdener.



*Im Skandalfieber:* Kommentator Meyer.

*Blick*-Leuten schwer, eine halbwegs durchgängige Haltung zu entwickeln. Während der *Blick* die Eintrittskontrolle beim *Weltwoche*-Anlass mit **Steve Bannon** als «Security-Wahnsinn» brandmarkt, zeigt der *Sonntagsblick* grösstes Verständnis, wenn die Post-Chefin **Susanne Ruoff** aus dem wirtschaftlichen Grossreich von **Doris Leuthard** wegen anonymer Drohungen eine 24-Stunden-Bewachung beansprucht: «Sobald es gegen Leib und Leben geht, hört der Spass auf.» (fsc)

**Anne-Catherine Lang Majer**, Familienmensch, teilt ihren Zugang zum Gebührentopf des Schweizer Radios und Fernsehens (SRF) mit der Verwandtschaft. Als Produzentin der neuen achtteiligen Serie «Seitentriebe» (Gesamtbudget: 2,4 Millionen Franken) hat sie die Cateringfirma ihres Sohnes **Rémy Majer** mit der Verpflegung während der Dreharbeiten (11. März bis 5. Mai 2017) beauftragt. Laut SRF schlug dieser Budgetposten mit 70 000 Schweizer Franken zu Buche, was sich «im üblichen Rahmen» bewege. Bei der Auswahl von Support-Dienstleistungen lasse SRF den

Produzenten freie Wahl. Die Serie «Seitentriebe», für welche **Güzin Kar** das Drehbuch geschrieben hat, behandelt das Problem der verknüpften Sexualität in Paarbeziehungen. Zum Glück muss wenigstens in kulinarischer Hinsicht niemand Hunger leiden. Der Tisch ist für alle Beteiligten reich gedeckt. (fsc)

**Andreas Auer**, Rechtskundler, ist vom Bündner Verwaltungsgericht kurzerhand abgeputzt worden. Der emeritierte Staatsrechtsprofessor der Universitäten Zürich und Genf, heute Konsulent bei einer grossen Zürcher Anwaltskanzlei und gefragter Experte für Demokratiefragen aller Art, reichte als Vertreter der fünf Parteien SP, Grüne, Grünliberale, EVP und EDU und von mehreren Dutzend Stimmberechtigten Beschwerde gegen das Bündner Majorzwahlssystem ein. Leider übersah Auer dabei, dass er kein Anwaltspatent besitzt und deshalb nicht befugt ist, in Graubünden vor Gericht aufzutreten. Die Bündner Justiz ist nun unter anderem wegen dieser Formalie nicht auf die Beschwerde gegen das umstrittene Wahlverfahren, das in Graubünden schon seit Jahren für Diskussionen sorgt, eingetreten. (fon)

**Martin Selmayr**, heimlicher Chef der EU-Kommission, hat seiner Turbokarriere mit einem fragwürdigen Nachbrenner zusätzlich Schub verschafft. Überraschend berief **Jean-Claude Juncker** seinen Kabinettschef zum neuen Generalsekretär der EU, einem der einflussreichsten Posten in Brüssel. Doch weil Selmayr kein Berufsbeamter ist, wäre ihm dieses Amt eigentlich verwehrt, es sei denn, er hätte zuerst die Position eines stellvertretenden Generalsekretärs bekleidet. Also wurde man kreativ: Für die Zeitdauer von fünf Minuten wurde Selmayr zum stellvertretenden Generalsekretär gemacht. Dann trat der bisherige Chef **Alexander Italianer**, zart geschubst, zurück, und Selmayr, auch bekannt als das «Monster» von Brüssel, rückte ins Amt des Generalsekretärs auf. (ky)

**Wendy Holdener**, Olympionikin, hat in Südkorea abgeräumt. Mit einem kompletten Medallensatz um den Hals kehrte die Skirennfahrerin in die Schweiz zurück. Die Sportnation feierte die am Fusse des Hoch-Ybrigs aufgewachsene Powerfrau. Sportminister **Guy Parmelin** war entzückt, die Sportnation Schweiz kollektiv beglückt. Der *Bote der Urschweiz* sieht es allerdings etwas *kantönligeistiger*. Das Lokalblatt erinnert daran, dass die ganze Schweiz von der Schwyzerin viel erhofft habe. Entsprechend gross sei der Erwartungsdruck gewesen. Dass Wendy National als legitime Nachfolgerin von **Vreni Schneider**, **Erika Hess** und **Annerösli Zryd** (Abfahrtsweltmeisterin 1970 in Val Gardena) bezeichnet werden darf, könne nicht schweizweit verpachtet werden. «Das ist Schwyzer Sportgeschichte.» (rz)

## Nachruf



Regierungschef Fico im Visier: Journalist Kuciak.

**Jan Kuciak (1990–2018)** — Mit 27 Jahren hat man noch das ganze Leben vor sich, vor allem, wenn man ein ehrgeiziger, neugieriger Journalist ist. Wie Jan Kuciak, der für das slowakische Nachrichtenportal Aktuality.sk als Investigativreporter schrieb.

Nun wurde er tot aufgefunden: kaltblütig erschossen, wie die Polizei mitteilte, vorsätzlich. Fast wie eine Hinrichtung. Und die Behörden liessen keinen Zweifel daran, dass der Mord mit Kuciaks Arbeit zusammenhing. Der Journalist hatte sich mit den dunklen Verbindungen zwischen Politik und Business in seiner Heimat beschäftigt,

mit krummen Geschäften, mit Gefälligkeiten und Korruption. Den Innenminister hatte er bereits zu Fall gebracht, nun rückte Regierungschef Robert Fico ins Visier.

Zum Verhängnis dürfte Kuciak die Geschichte geworden sein, an der er zuletzt arbeitete: Darin geht es um EU-Gelder für die Slowakei und wie die italienische Mafia ihre Finger in diesen Topf stecken konnte. Und dass mit der Mafia nicht zu spassen ist, gilt längst nicht mehr nur für Sizilien.

Denn auch die Journalistin Daphne Caruana Galizia erforschte Verbindungen zwischen dieser Organisation und der Glücksspielindustrie in ihrer Heimat Malta. Sie wurde vor vier Monaten ermordet, zerfetzt von einer Bombe, die unter ihrem Auto angebracht worden war.

Damit sind zwei Journalisten in einem EU-Staat wegen ihrer Arbeit getötet worden. Wegen ihrer Arbeit, notabene, die sich mit Politikern beschäftigt, die regelmässig in Brüssel an Tagungen mit ihren Kollegen teilnehmen. Doch anders als bei Ungarn oder Polen hält sich die Kommission hier mit Kritik zurück. Vizechef Frans Timmermans twitterte nur seinen Schock in die Welt.

Daphne Caruana Galizias Sohn Andrew setzte ebenfalls einen Tweet ab: «Meine Familie warnte die EU-Kommission, dass Malta mit dem Attentat auf meine Mutter einen neuen Standard zulässigen Verhaltens in der EU gesetzt hat und dass andere bald sterben würden, wenn nicht entschlossen gehandelt werde. Jan Kuciak hätte gerettet werden können.» *Wolfgang Koydl*



«Können wir heute bestimmen, wie es uns später geht?»

Annette Behringer  
Leiterin Beratungs-  
dienstleistungen  
Privatkunden  
zum längeren,  
selbstbestimmten  
Leben



## «Ich komme immer wieder zurück»

Von Urs Gehrig — Obwohl der amerikanische Präsident mit ihm gebrochen hat, sieht Steve Bannon seine populistische Revolte bei Donald Trump weiterhin in guten Händen. Kurz vor seinem Auftritt in Zürich spricht er über Rückschläge, Ziele und Chancen des Aufstands von unten – auch in Europa.

Das letzte Mal, als wir uns trafen, war hinter einer Scheune in Alabama. Drinnen spielte eine Hillbilly-Combo auf. «Du wirst sehen, wir schaukeln das Ding», sagte er. Minuten zuvor hatte sich Steve Bannon vor Bauern und Handwerkern für seinen Kandidaten ins Zeug gelegt. In der bevorstehenden Senatswahl kam es auf jede Stimme an. Kandidat Roy Moore war angezählt. Er wurde der mehrfachen sexuellen Nötigung – teils an Teenagern – bezichtigt. Es war ein Kampf in am Abgrund.

Bis dahin war es mit Bannon stets aufwärtsgegangen. Als Wahlkampfchef spürte er für Trump die «vergessenen Männer und Frauen Amerikas» auf. Als Chefstrategie des Präsidenten amtierte er in der Herzkammer der Macht. Auch nach seinem Abgang aus dem Weissen Haus im August stieg das Interesse an ihm. Draussen im Hinterland stellte er eine Truppe von Sprengkandidaten auf, eine populistische Revolte, mit der er den Sturm auf Washington plante.

Doch dann, kurz nach unserem Treffen in Alabama, stürzte er ab. Sein Kandidat verlor. Alabama, die konservative Trutzburg im Süden, wurde von den Demokraten geschleift. Es folgte «Fire and Fury», das Skandalbuch von Michael Wolff. Bannon hatte Wolff Sätze gesteckt, die explodierten wie Napalm. Das Verhalten von Donald Trump und Jared Kushner sei «verräterisch». Präsidententochter Ivanka sei «dumm wie ein Backstein». Trump donnerte zurück. «Sloppy Steve» habe «seinen Verstand verloren». Vor den Augen der Welt kam es zum krachenden Bruch. Zu schlimmer Letzt verlor Bannon sein publizistisches «Sturmgeschütz», *Breitbart News Network*.

Seither ist es still geworden um den Volkstribun, der einst sagte: «Ich will alles zum Einsturz bringen und das komplette Establishment zerstören.» War er erledigt? Gebrochen? Die Tür öffnet sich. Bannon steht in einer Hotelsuite in Manhattan, als hätte er den Tornado mit ein paar Kratzern überlebt. «Sprechen wir über Zürich!», sagt er. Es geht um seinen Auftritt in der Schweiz, den er mir im letzten Herbst zugesagt hatte.

**Steve Bannon, Ihr Auftritt in Zürich steht unter dem Titel «Die populistische Revolte und ihre globalen Auswirkungen für die Schweiz, Europa und Amerika». Was ist Ihre Agenda in und für Europa?**

Am 4. März finden in Italien Wahlen statt. Dort beobachtet man einen populistischen Aufstand verschiedener Strömungen. Die Bandbreite reicht von den Fratelli d'Italia auf der Rechten bis zur Fünf-Sterne-Bewegung, die ich als eine säkulare Mitte-links-Bewegung bezeichnen würde. Über ganz Europa sehen wir die Feuer des Populismus aufflammen, was bedeutet, dass die Leute wieder das Heft in die Hand nehmen und die Kontrolle über ihr Leben erlangen wollen.

**Sehen Sie einen gemeinsamen Nenner dieser Bewegungen?**

Die populistischen Bewegungen werden alle von Bürgern der jeweiligen Länder getragen. Sie haben die «Partei von Davos» satt, diese Eliten, die den Kontakt zum Volk verloren haben. Man sieht diese Bewegungen überall in Europa, sei es in Ungarn, in der Tschechi-

### Auftritt in Zürich

Steve Bannon hat den Inhalt seiner Rede in Zürich wie folgt angekündigt:

«Erstens werde ich auf die Kräfte eingehen, die hinter den populistischen, nationalistischen Bewegungen stehen. Ich werde mich auf Ost- und Südeuropa konzentrieren, aber auch Bewegungen in Europa und in der Welt analysieren.

Zweitens diskutiere ich die Fragen, wie sich die verschiedenen Bewegungen manifestieren. In jedem Land hat die Bewegung einen anderen Charakter. Was sind die Unterschiede zwischen Italien, Frankreich, Grossbritannien, der Schweiz oder Südkorea und den USA?

Drittens werfe ich einen Blick in die Zukunft. Welche Ziele verfolgen diese verschiedenen Bewegungen, welchen Wandel streben sie an, und wohin führen sie?

Ausserdem werde ich mit dem Publikum meine Erfahrungen und Beobachtungen teilen, die ich während der letzten Jahre gesammelt habe, sowohl im Weissen Haus als auch draussen im Hinterland.»

Ort: Halle 622, Therese-Giehse-Strasse 10, 8050 Zürich Oerlikon

Zeit: 18.30 Uhr Türöffnung, 19.30 Uhr letzter Einlass

Der Event ist ausverkauft! Einlass erhält nur, wer sich bereits online angemeldet hat.

schen Republik, in Frankreich. In Deutschland hat die AfD zurzeit höhere Zuspruchswerte als die SPD, zum ersten Mal in der deutschen Geschichte. Die Bewegungen beschränken sich nicht auf einen Ort, nicht auf ein Volk, sie sind paneuropäisch. Und sie reichen über Europa hinaus. Man sieht sie in den USA. Ich würde auch sagen, dass man den Wahlen in Südkorea vor einem Jahr zu wenig Beachtung geschenkt hat. Auch dort hat sich ein Volk gegen die Eliten erhoben. Die Bewegungen trifft man rund um den Globus an. Überall werden sie von Bürgern getragen. Aber sie sind alle verschieden. Das Regime in Peking sagt, es sei Sozialismus mit chinesischen Eigenschaften. Ich würde sagen, es ist Populismus mit Eigenschaften der Länder, in denen er auftritt.

**Weshalb tauchen diese Bewegungen fast überall praktisch zur gleichen Zeit auf?**

Ich denke, das sind die Auswirkungen der Globalisierung. Es ist ein Zusammenkommen von Globalisierung und der modernen Kommunikationsgesellschaft, in welcher Menschen jenseits der traditionellen Medien via Facebook und Twitter und Snapchat miteinander in Kontakt treten. Und via Nachrichtenportale wie *Breitbart*. Wir sehen eine Renaissance konservativer Medien, die der populistischen Bewegung helfen, ihre Ideen an die Öffentlichkeit zu bringen. Die Eliten haben sich nie um diese Menschen gekümmert. Also ist es eine natürliche Reaktion, dass sie sich mit einer Revolte Gehör verschaffen.

**Warum kommen Sie jetzt nach Europa? Haben Sie bereits Kontakte geknüpft mit europäischen Bewegungen?**

Da es sich um eine globale Bewegung handelt, möchte ich mir persönlich ein Bild machen. Ich komme in die Schweiz, um zu lernen. Ich habe letzten Herbst bereits viel Zeit in Asien verbracht. Und ich plane, im Frühling und Sommer wieder nach Europa und Asien zu reisen. Ich reise um die Welt, um aus erster Hand mehr von den Leuten dieser populistischen, dieser nationalistischen Bewegungen zu erfahren.

**Ihr Auftritt in Zürich stösst auf reges Interesse. Viele sind gespannt, was Sie sagen werden. Andere zeigen sich erzürnt. Linksextreme Gruppierungen rufen zum Boykott auf und wollen Ihren öffentlichen Auftritt verhindern. Haben Sie eine direkte Botschaft an Ihre Gegner?**





«Nein, ich bedaure nichts»: Polit-Strategie Bannon in seinem Haus in Washington.

Ich denke, es ihr gutes Recht, zu protestieren. Aber versuchen sie, die freie Meinungsäußerung zu unterbinden? Fürchten sie sich vor Ideen? Wenn wir friedlich bleiben und die Gesellschaft voranbringen wollen, geht das nur, wenn wir eine offene und freie Debatte haben. Ich habe volles Vertrauen, dass dieser Anlass wie geplant über die Bühne gehen wird.

**Blicken wir auf die populistische Bewegung in Ihrer Heimat, den USA. Als ich Sie das erste Mal getroffen habe, hatten Sie gerade das Amt als Donald Trumps Chef-**

**strategie aufgegeben und das Weissen Haus verlassen. Hochmotiviert waren Sie dabei, den Sturm auf das Establishment in Washington vorzubereiten. Sie rekrutierten Sprengkandidaten – Sie nannten sie «Aufständische» –, die eine populistische Agenda eines ökonomischen Nationalismus in die Hauptstadt tragen sollten. In letzter Zeit ist es still geworden um diese Revolte. Ist sie immer noch im Gang?**

Sie ist immer noch im Gang. Schauen Sie bloss die Kandidaten dieser Revolte an, die im Rennen sind. Wir haben Marsha Black-

burn in Tennessee, die bei den Zwischenwahlen im Herbst für den Senat kandidiert. Schauen Sie nach Mississippi, wo Chris McDaniel antritt. Schauen Sie nach Wisconsin, wo Kevin Nicholson die Umfragen anführt. In Arizona haben Kelly Ward und Sheriff Joe Arpaio zusammen mehr als 60 Prozent der Wähler hinter sich. In Nevada kämpft Danny Tarkanian um den Senatsitz. Die fünf oder sechs Kandidaten, mit welchen ich mich eng koordiniere, sind sehr kompetitiv. Ich denke, sie alle werden die Vorwahlen gewinnen und schliesslich Senatssitze erobern. Der Anti-Establishment-Fokus an der Basis hat sich nicht geändert. Die Menschen an der Basis sind entschlossen, die politische Klasse zu schlagen. Man liest vielleicht nicht täglich über sie in den Medien. Aber vergessen Sie nicht, was ich

---

**«Die Menschen an der Basis sind entschlossen, die politische Klasse zu schlagen.»**

---

von den Mainstream-Medien halte. Sie kümmern sich mit Vorliebe um Getratsche im Weissen Haus. Wer ist in? Wer ist out? Es ist fast wie in einer Highschool-Cafeteria. Das ist nicht besonders seriös. Das ist der Grund, warum die Trump-Revolte 2016 die Mainstream-Medien kalt erwischt hat. Draussen im Hinterland gibt es immer noch eine sehr starke anti-elitäre Bewegung.

**Sie waren das prominente Gesicht dieser Bewegung. Über die letzten Monate haben Sie etliche Schläge einstecken müssen: die Niederlage in Alabama, den Bruch mit Präsident Trump, den Abgang bei Breitbart. Was geschieht mit der Bewegung ohne Bannon an ihrer Spitze, der die Revolte mobilisiert und organisiert?**

Ich bin jeden Tag am Organisieren. Ich mache exakt die gleiche Arbeit wie vor ein, zwei Monaten. Ich spreche täglich mit Spendern, ich spreche mit Lobbygruppen. Wir bauen diese Bewegung Tag für Tag auf. Wenn ich den Zeitpunkt für richtig halte, an die Medien zu treten, wird die breite Öffentlichkeit davon erfahren. Aber das ist nicht der Punkt. Die Medien rennen immer dem nächsten Tratsch nach. Sie verpassen, was wirklich läuft, draussen im Hinterland.

**Wie bleiben Sie am Puls der Leute, die Sie als die «vergessenen Männer und Frauen» bezeichnen?**

Ich treffe sie jeden Tag, entweder an Veranstaltungen oder ich treffe ihre Vertreter. Ich sage Ihnen, wie ich bestimmt nicht ihren Puls fühle: Ich sitze nicht herum und schaue CNN oder MSNBC oder Fox News. Ich lese nicht die *New York Times*, die *Washington Post* oder *USA Today*. Das ist nicht der Puls. Das ist die «Partei von Davos», die mit sich selbst spricht. Man

muss ins Land rausgehen. So habe ich gewusst, dass Trump die Vorwahlen gewinnen wird. Ich wusste, dass Trump die Präsidentschaftswahlen gewinnen wird. Ich sagte Trump, dass er mit hundertprozentiger metaphysischer Sicherheit zum Präsidenten gewählt werden würde.

**Auch bei den Senatswahlen in Alabama im Dezember haben Sie den Puls gefühlt. Und Sie haben verloren ...**

Warten Sie einen Moment ...

**Was ist schiefgelaufen in Alabama?**

Das republikanische Establishment hatte sich gegen Roy Moore gestellt. Sie unternahmen alles, damit er nicht gewinnt. Sie waren es, zusammen mit den republikanischen Funktionären, die negative Informationen über Moore gestreut haben. [Bannon hat mit Roy Moore einen Kandidaten unterstützt, der mehrfach der sexuellen Belästigung, teils von Minderjährigen, beschuldigt wurde, die Red.] Das republikanische Establishment warf die Wahlen den Demokraten in den Schoss. Alabama lehrt uns eine wichtige Lektion. Das Establishment wandte sich gegen Roy Moore aus einem einzigen Grund: Sie wollten um keinen Preis einen Typen im Senat haben, der sich gegen die Washingtoner Elite stellt. Das Establishment gab einen Senatsitz preis, damit es die Kontrolle behalten kann.

**Trump's Anhänger sind überzeugt, dass der Präsident weiterhin die Hand am Puls des Volkes hat. Spricht der Präsident noch für die vergessenen Männer und Frauen im Land?**

Ich denke, Donald Trump hat sehr wohl den Finger am Puls des Volkes. Ausserdem hat er mit der Steuerreform einen guten Job gemacht, er macht in jeder Hinsicht einen grossartigen Job.

**Der Präsident kam jüngst in die Schweiz und traf sich just mit jenen Leuten, die Sie als «Partei von Davos» bezeichnen. Waren Sie überrascht, dass Trump ans World Economic Forum reiste?**

Nein, ich war nicht überrascht, dass er in die Schweiz kam. Ich denke, er wollte seine Agenda für die USA darlegen.

**Ist ihm dies in Ihren Augen gelungen?**

Es ist ihm gut gelungen, indem er über die Investitionsmöglichkeiten sprach und unterstrich, wie offen die USA für Business sind. Schauen Sie, ich bin ein bisschen mehr *hardcore* in dieser Beziehung. Ich hätte wahrscheinlich eine etwas härtere Linie vertreten. Aber ich verstehe wohl, dass der Präsident alle Amerikaner repräsentiert. Er hielt eine Rede, in der er für die robuste und boomende Wirtschaft in Amerika warb. Er sprach sehr wortgewandt über den Nationalismus, besonders über den wirtschaftlichen Nationalismus. Er mag

nicht so aggressiv argumentiert haben, wie ich es getan hätte, aber er machte einen guten Job. Seine Rede kam sehr gut an.

**Einer der heftigsten Vorwürfe, die Ihnen Kritiker an den Kopf werfen, lautet: «Steve Bannon ist ein Antisemit.» Was meinen Sie dazu?**

Das entbehrt jeder Grundlage. Als Executive Chairman von *Breitbart* lancierte ich die Zweigstelle *Breitbart* Jerusalem und machte das Nachrichtenportal zum Leader für Ge-

---

**«Ich denke, Donald Trump hat sehr wohl den Finger am Puls des Volkes.»**

---

schichten, welche die Machenschaften der «Bewegung für Boykott, Desinvestitionen und Sanktionen» [eine internationale politische Kampagne, um Israel wirtschaftlich, kulturell und politisch zu isolieren, die Red.] enthüllten. Und ich publizierte Geschichten über die Bestrebungen, jüdische Studenten von den Campus amerikanischer Hochschulen zu vertreiben.

**Mit der Anerkennung Jerusalems als israelischer Hauptstadt hat Präsident Trump in den USA viel Zuspruch erhalten. Sie haben sich seit langem für diesen Akt aus-**

---

#### Vier Karrieren

---

Während Donald Trump, hochgeboren, dem einfachen Volk vom Mund redet, beherrscht Steve Bannon den Jargon der Unterschicht, seit er sprechen kann. Zur Welt kommt Stephen Kevin Bannon 1953 in Norfolk, Virginia, als drittes von fünf Kindern einer irischstämmigen, katholischen Arbeiterfamilie. Bannon macht gleich vier Mal Karriere. Überall strebt er schnell nach oben. In der Navy wird er Offizier. An der Wall Street wird er Vizechef bei Goldman Sachs. In Hollywood produziert er Filme, unter anderen über Ronald Reagan. Und als Chef des rechtskonservativen *Breitbart News Network* generiert er höchste Einschaltquoten.

Im Sommer 2016 schlägt seine grosse Stunde. Trump holt ihn als Chef seiner Wahlkampagne. Nach dem gemeinsamen Sieg macht er Bannon zum Chefstrategen im Weissen Haus. Im August 2017 tritt er wieder aus, aber nicht ab. Er plant eine populistische Revolte gegen das Establishment in Washington. Im Januar kommt es zum Bruch mit Trump, nachdem er sich in einem Buch despektierlich über die Präsidentenfamilie äusserte.

Bannon war drei Mal verheiratet und hat drei Töchter.

**gesprochen. Warum ist dieser Schritt in Ihren Augen wichtig, und wie entscheidend war Ihr Einfluss als Chefstrategie, dass Präsident Trump ihn schliesslich vollzogen hat?**

Unser Verhältnis zum Staat Israel ist ein zentraler Teil von Präsident Trumps nationaler Sicherheitsstrategie. Ich bin stolz, Teil jenes Teams gewesen zu sein, das von Tag eins an darauf drängte, unser Wahlkampfversprechen einzulösen, die US-Botschaft in die israelische Hauptstadt Jerusalem zu verschieben. Ausserdem ist es zwingend nötig, dass wir den islamistischen Terrorismus im Nahen Osten weiterhin bekämpfen, die Kämpfer des ehemaligen Islamischen Staates vernichten, die Muslimbrüder als terroristische Organisation einstufen und den Iran-Deal, den Obama ausgehandelt hat, aufkündigen oder neu aushandeln.

**In den USA stehen im Herbst die Zwischenwahlen an. Zwischenwahlen sind für einen neuen Präsidenten politisch gefährlich. Sehen Sie die republikanische Mehrheit im Kongress in Gefahr?**

Historisch gesehen, verliert in der Regel die Partei, die an der Macht ist, die Zwischenwahlen. Der Verlust liegt durchschnittlich bei 23 bis 25 Sitzen. Trumps ausgezeichneter Leistungsausweis, besonders in der Wirtschaft und bei der Arbeitsplatzbeschaffung, macht die Republikaner sehr wettbewerbsfähig. Wichtig ist, dass er dies immer wieder unterstreicht. Gegen die Republikaner stellt sich eine sehr motivierte und aktive demokratische Basis. Die *Time's-Up*-Bewegung [Initiative mehrerer hundert Hollywood-stars gegen sexuelle Übergriffe am Arbeitsplatz, die Red.] hat das Volk sehr zugunsten der Linken mobilisiert. Die Demokraten werden schwierig zu schlagen sein. Die Sitze bei den Zwischenwahlen werden so hart umkämpft werden wie seit langem nicht mehr.

**Vor kurzem hat Trump seine Unterstützung Mitt Romney ausgesprochen, der als Senator in Utah kandidiert – obwohl Romney im Wahlkampf mit scharfem Geschütz gegen Trump geschossen hatte. War das ein gescheiter Schachzug des Präsidenten?**

Schauen Sie, Romney wird in Utah gewinnen. Jeder sieht das so. Also ist der Präsident zum Schluss gekommen, dass es besser ist, Romney zu unterstützen und ihn damit auf die Seite der Regierung zu holen.

**Trump's Unterstützung für Romney scheint Teil eines grösseren Wandels zu sein. Einst stand Trump an Ihrer Seite und sagte der Washingtoner Elite den Kampf an. Jetzt macht er zunehmend mit den Establishment-Republikanern wie Romney gemeinsame Sache.**

Es gibt keinen Anti-Establishment-Kandidaten in Utah. Gleich nach dem Wahlsieg haben Trump und Romney das Kriegsbeil

begraben. Trump begann, seine Beziehung zu ihm zu verbessern. Romney war gar als Aussenminister im Gespräch. **Nach der peinlichen Niederlage in Alabama, einer der grössten republikanischen Festungen überhaupt, hat der Präsident angekündigt, er werde keinen «Sprengkandidaten» unterstützen, der einen amtierenden Republikaner angreift. Ist damit der von Ihnen angezettelte Feldzug gegen das Establishment nicht chancenlos?**

Trump schaut sich jeden Kandidaten genau an. Er unterstützt jene Kandidaten, die für seine Agenda einstehen. Ich glaube, viele dieser Sprengkandidaten glauben an die Trump-Agenda.

**Ihr Erzfeind im republikanischen Establishment ist Mitch McConnell, der Mehrheitsführer im Senat. Sie haben ihm den Krieg erklärt.**

Ja.  
**McConnell hat die Herausforderung angenommen. Und ehrlich gesagt, scheint er den Kampf für sich entschieden zu haben. Trump hat sich mit ihm verbündet und wichtige Siege errungen.**

Mitch McConnell mag ein, zwei Schlachten gewonnen haben, aber den Krieg hat er nicht gewonnen. Was er in Alabama getan hat, war eine Niederlage. Es war ein Pyrrhus-Sieg. Mitch McConnell hat allen gezeigt, dass er bereit ist, einen Senatssitz zu opfern, nur um seine eigene Macht als Anführer des Establishments im Senat zu behalten. Wir sind noch nicht fertig mit Mitch McConnell. Ich bin ein *honey badger* (Honigdachs) und komme immer wieder zurück. [Der Honigdachs ist seit langem Bannons Lieblingstier. Sein Wahlspruch lautet: «Honey badgers don't give a shit» – Honigdachsen ist alles wurscht, solange sie ihre Beute erlegen, die Red.]

**Den grössten Sieg, den Donald Trump bisher erzielt hat, ist die Steuerreform. Und diese hat er zusammen mit Mitch McConnell errungen, jenem Mann also, den Sie als «Sumpfkreatur» und als «Feind der Trump-Agenda» bezeichnet haben.**

Mitch McConnell konnte nicht anders. Er ist Mehrheitsführer im Senat. Ausserdem trägt die Reform weitgehend die Handschrift von Donald Trump. Es ist sehr interessant. Als ich im August das Weisse Haus verliess, sprach McConnell kaum mit dem Präsidenten. Dass McConnell sich auf die Seite des Präsidenten geschlagen hat, um Dinge zu erledigen, die Trump erledigen wollte, hat mit dem Druck zu tun, den man auf McConnell ausgeübt hat. Aber wie gesagt, der Krieg gegen Mitch McConnell ist noch lange nicht beendet.

**Anfang Jahr kam es zum öffentlichen Bruch mit dem Präsidenten. Er nannte Sie «sloppy Steve» und sagte, Sie hätten den Verstand verloren. Hatten Sie je einen Moment des Selbstzweifels?**

Nie.  
**Eine weitverbreitete Ansicht ...**  
 «Eine weitverbreitete Ansicht» – das klingt nach Fake News ...



«Grossartiger Job»: Bannon, Trump, im Weissen Haus, 2017.

**Viele sagen, dass Ihnen bisweilen Ihr persönliches Ego im Weg gestanden sei und dass Sie persönliche Vorteile über die Loyalität gestellt hätten. Denken Sie, dass darin ein Körnchen Wahrheit liegt?**

Wer sagt das?  
**Es steht in jeder Zeitung.**  
 Nennen Sie mir eine Person, die das sagt.  
**So denken die meisten über Sie.**

Nennen Sie mir einen Namen. Sehen Sie, das ist der Grund, weshalb die Leute den Nachrichten nicht mehr glauben.

**Donald Trump höchstpersönlich hat sich in diese Richtung ausgesprochen. Dies in Reaktion auf Michael Wolffs Buch «Fire and Fury», in dem Sie die Präsidentenfamilie massiv beleidigten.**

Das Buch war autorisiert. Haben Sie den Artikel von Jessica Jacobs gelesen?  
**Nein.**

Dann kann ich nicht verstehen, wie Sie mir diese Frage stellen können. Lesen Sie Jennifer Jacobs. Sie schrieb in *Bloomberg* die definitive Analyse darüber, dass dieses Buch ein vom Weissen Haus autorisiertes Buch ist.

**Ich werde den Artikel lesen, aber ...**  
 Ich beantworte keine Frage, bevor Sie nicht den Artikel gelesen haben. Machen Sie Ihre Hausaufgaben, mein Freund, und dann beantworte ich die Frage.

**Na gut.**  
 Ich tue das nur, weil ich Sie so gut mag.  
**Ich fühle mich geehrt.**  
 Ich weiss. *We make Urs great again.*

Als ich Bannon nach der Lektüre von Jennifer Jacobs' Artikel am nächsten Tag wieder traf, wollte er keine Fragen zu «Fire and Fury» beantworten. Jacobs hatte in *Bloomberg Businessweek* geschrieben: «Einige von Trumps höchsten Mitarbeitern glaubten, dass [Kommunikationschefin] Hope Hicks [...] ihre Kooperation mit Wolff autorisiert habe. Sie erinnerten sich, dass Hicks sie ermuntert habe, mit dem Autor zu sprechen, solange sie positive Kommentare äusserten. Hicks habe kein grünes Licht für das Buch gegeben, sagten Leute aus Hicks' Umfeld, aber sie habe auch nicht sofort ein Stoppsignal aufgestellt.»

In «Fire and Fury» druckte Wolff Zitate, in welchen Bannon Trumps Familie frontal angreift: Bannon nennt ein Treffen zwischen einer russischen Anwältin und Donald Trump Jr. sowie Jared Kushner «verräterisch» und «unpatriotisch». Präsidententochter Ivanka bezeichnete er als «dumm wie ein Backstein». Darauf brach Trump in aller Öffentlichkeit mit Bannon.

**Sie bereuen nichts. Aber hätten Sie, im Rückblick, während Ihrer Zeit als Chefstrategie und nach Ihrem Ausscheiden aus dem Weissen Haus, etwas anders gemacht?**

Null, nichts. Ich würde alles noch einmal gleich machen.

**Reince Priebus, Trumps ehemaliger Stabschef, hat jüngst mit einem bemerkenswerten Zitat Schlagzeilen gemacht. Die Berichte über ein Chaos im Weissen Haus während der ersten Monate der Präsidentschaft von Donald Trump seien untertrieben. «Nimm alles, was du gehört hast, und multipliziere es mit fünfzig.» Stimmen Sie dem zu?**

Nein. Überhaupt nicht. Ich denke, Reince war ein grossartiger Stabschef. Bei diesem Kommentar hat er sich wohl etwas von den Emotionen treiben lassen. Ich denke, es gab weniger Chaos unter Reince, als es heute gibt. Aber die *opposition party*, die Mainstream-Medien, haben sich auf Reince eingeschossen. Reince stehe ich sehr nah. Ich rede heute noch oft mit ihm. Ich mag ihn sehr.  
**Das ist interessant, denn Priebus ist ein typischer Repräsentant des Establishments.**

Wir hätten nicht gewonnen, wenn Reince und ich uns nicht zusammengetan hätten. Er war sehr wichtig während der Kampagne. Als ehemaliger Vorsitzender des Republican National Committee hatte er hervorragende Beziehungen zur Republikanischen Partei.  
**Seinen Nachfolger als Stabschef, General John Kelly, haben Sie im Weissen Haus nur kurz erlebt. Was halten Sie von seiner Amtsführung?**

Ich denke, er macht seine Sache gut.  
**Die Regierung wurde jüngst von einem weiteren Skandal durchgeschüttelt. Trumps**



© Fotolia



## VIP-Leserreise ins Silicon Valley «Digital Journey 2018»

Apple, Intel, Google, Adobe, Yahoo, Tesla, Amazon – diese und andere Überflieger im Silicon Valley haben die Welt revolutioniert. Auf unserer Expertenreise vom 1. bis 8. September 2018 haben Sie die einmalige Chance, das Tech-Mekka aus unmittelbarer Nähe zu erleben.

Was anderswo noch undenkbar ist, wird im Silicon Valley bereits umgesetzt. In der kalifornischen Wüste wird experimentiert, riskiert und investiert – und dies mit atemberaubender Geschwindigkeit. Die Gründer kommen aus aller Welt, um ihre Ideen zum Fliegen zu bringen. Sie sind hungrig, wollen gewinnen – und haben keine Angst zu scheitern.

Die Digitalisierung von morgen ist hier schon heute spürbar. Auf unserer «Digital Journey» lernen Sie Start-ups kennen, erhalten Einblick in das Innenleben der Superstars, tauschen sich mit Entscheidungsträgern aus. Und vor allem profitieren Sie von Inspiration und unbezahlbaren Tipps für Ihre eigenen Visionen!

**Ihr Reiseleiter: Alex Fries**

Vor Ort werden Sie persönlich begleitet vom erfolgreichen Venture Capitalist Alex Fries. Der gebürtige Bündner lebt seit über 30 Jahren im Silicon Valley und kennt als Gründer (Svox,

Play Span) und Investor (Ecosystem Ventures) die Situation vor Ort.

### Reiseprogramm

**1. und 2. Tag: Anreise und Briefing**  
Swiss-Direktflug nach San Francisco; Hotel-Transfer; Briefing mit Alex Fries und Patric Preite (CEO Interactive Friends AG)

**3. bis 7. Tag: San Francisco und Silicon Valley**  
Vorgesehene Besuche: Tesla, Google, Salesforce, Google, Audi, Continental, Flextronics, Softbank Robotics, Quantcast, HAX, Stanford-Universität (definitives Programm kurz vor Reisebeginn); Start-up Pitch Sessions; Swissnex in San Francisco; Abschluss-Event und Dinner

**8. Tag: Rückreise**

Detaillierte Informationen unter [weltwoche.ch/platin-club](http://weltwoche.ch/platin-club)

### Platin-Club-Spezialangebot

«Digital Journey 2018» – Leserreise ins Silicon Valley

**Datum: 1. bis 8. September 2018**

#### Leistungen:

- Swiss-Direktflug Zürich–San Francisco (Economy)
  - 7 Übernachtungen (EZ inkl. Frühstück) im «Double Tree by Hilton», San Francisco
  - Transfers bei Ankunft und Abflug
  - Privatbus vom Hotel zu allen Reisezielen
  - Abschluss-Event
  - Reiseleitung (Alex Fries)
- (Mittag- und Abendessen auf eigene Kosten)

#### Preis (pro Person):

- Für Weltwoche-Abonnenten: Fr. 6600.–
  - Für Nicht-Abonnenten: 7400.–
  - Upgrade Swiss Business Class: ca. Fr. 3600.–
  - Reduktion, ohne Flug: Fr. 1000.–
- Alle Preise zzgl. MwSt.

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 071 577 35 00 oder per E-Mail an [www.interactivefriends.ch/platinclub](http://www.interactivefriends.ch/platinclub) oder [info@interactivefriends.ch](mailto:info@interactivefriends.ch)

#### Bedingungen:

Die Anzahl der Teilnehmer ist auf 15 beschränkt.

#### Veranstalter:

Interactive Friends AG, 9400 Rorschach SG  
[www.interactivefriends.ch](http://www.interactivefriends.ch)

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

Stabssekretär Rob Porter wurde der häuslichen Gewalt gegen seine Frau bezichtigt und räumte seinen Posten. Kelly hatte Porter zuvor wortreich verteidigt. Bald wurden Rufe nach Kellys Rücktritt laut. Denken Sie, General Kelly hat Führungsschwäche gezeigt?

Das war ein grosser Fehler. Aber man kann den Mann nicht wegen eines Fehlers verurteilen. Ich denke, Kelly hat einen guten Job gemacht.

**Kamen Sie gut aus mit ihm?**

Mit Kelly? Ja. Kelly ist ein guter Typ, ein sehr guter Mann.

**Sprechen wir kurz von Ihrem Abgang bei Breitbart. Vor Tagen erschien ein Artikel im Wall Street Journal...**

*The Wall Street Journal*, mein Lieblingsblatt. (Lacht)

**Rebekah Mercer, Ihre medienscheue, konservative Grosssponsorin, schrieb, Sie hätten Breitbart «in die falsche Richtung» geführt. «Nun, da Mr Bannon zurückgetreten ist, hat Breitbart die Möglichkeit, seine Botschaft zu verfeinern und seinen Einfluss auszudehnen.» Teilen Sie diese Meinung?**

Offenkundig tue ich das nicht. Ich denke, Breitbart ging in die richtige Richtung. Deshalb ist es das Machtzentrum geworden, das es heute ist. Am Schluss ihres Artikels schreibt Rebekah Mercer, dass man gegen ihre Kinder, gegen ihre Familie und gegen sie persönlich Todesdrohungen ausgesprochen hat. Leute, die die konservative Sache und konservative Nachrichtenorganisationen unterstützen, sehen sich heftigen Angriffen ausgesetzt. Dass sie von Todesdrohungen spricht, sagt viel aus über die Opposition. Und es sagt auch etwas aus über die *opposition party*, die auf der Linken Verachtung schürt. Rebekah ist eine tolle Person. Ich kenne sie sehr gut.

**Multimilliardär Robert Mercer hat sich bereits im Herbst von Ihnen distanziert. Tochter Rebekah hat nach der Publikation des Wolff-Buchs öffentlich mit Ihnen gebrochen. Was bedeutet dies für die Zukunft des Medienportals Breitbart?**

Die Mercers haben zehn Millionen Dollar in die Firma investiert. Das war vor sieben Jahren. Seither haben sie das Unternehmen nicht weiter finanziert. Rebekah Mercer sitzt im Firmenvorstand, aber sie hat keine Kontrolle über die publizistische Richtung, wie sie selbst sagt. Schauen Sie, wenn jemand sagen muss, die eigene Familie habe Todesdrohungen erhalten, ist das eine ziemlich grosse Sache. Ich denke, sie musste das [die Distanzierung von Bannon, Anm. d. Red.] tun. Für mich macht das keinen Unterschied. Die Ausrichtung von Breitbart hing nicht bloss von mir ab. Ich bin nicht der grosse Zampano, dieses

Genie, es war eine Teamleistung. Und das Team ging in die richtige Richtung. Lesen Sie die Harvard-Studie, die den politischen Einfluss von Breitbart analysiert. Wir hatten massiven politischen Einfluss. Es gibt also einen klaren Leistungsausweis. Und ich denke, Breitbart geht heute immer noch in die richtige Richtung.



«Draussen im Hinterland»: in Alabama, 2017.

**Sie wurden jüngst stundenlang hinter verschlossenen Türen von Sonderermittler Robert Mueller ausgefragt. Denken Sie, es war ein Fehler, einen Sonderermittler für die Untersuchung der möglichen Verbindungen von Donald Trumps Wahlkampfteam zu russischen Stellen einzusetzen?**

Es geht nicht darum, ob es ein Fehler war. Es ist, wie es ist. Ich sagte vom ersten Moment an: Wenn man FBI-Direktor James Comey

---

«Ich bin nicht der grosse Zampano, dieses Genie, es war eine Teamleistung.»

---

feuert, wird man einen Sonderermittler bekommen. Für mich ist das eine ziemlich klare Sache. Mueller ist, wer er ist.

**Wie ist es, wenn man dem Sonderermittler gegenüber sitzt?**

Ich kann nicht darüber sprechen. Sagen wir, es ist nicht so intensiv wie dies hier. (Lacht)

**Dann sollten wir besser bald aufhören. Noch etwas: Bei der Verleihung der Golden Globe Awards trugen die Teilnehmer alle Schwarz, als Zeichen ihrer Unterstützung für die «Time's Up»-Initiative. Darüber machten Sie gemäss Presse eine interessante Bemer-**

**kung. Sie sagten: «Es ist ein Cromwell-Moment!» Was meinten Sie damit?**

Wie Cromwell im England des 17. Jahrhunderts. Cromwell war ein Puritaner. Zu seiner Zeit liefen die Frauen in langen Kleidern herum, sie wirkten wie eine Trauergemeinde. Die Golden Globes – das war wirklich keine Unterhaltung. Viel Wut hat sich aufgestaut. Ich denke, dieser Auftritt war ein sehr wichtiger Moment in der amerikanischen Politik. Ich denke, seit dem #MeToo-Aufstand sehen wir den Aufschwung einer substanziellen Bewegung, die eine tiefe Bedeutung hat. Ich muss nicht zwingend einig sein mit allem, was sie repräsentiert, aber ich verstehe, woher sie kommt. Viele haben ihre Tragweite noch nicht in der vollen Dimension begriffen. Ich denke, die Menschen auf der populistischen Rechten sollten dieser Bewegung wenigstens gebührend Respekt zollen.

**Sie sagten, es gehe um das Ende des Patriarchats.**

Ja, das könnte sein. Ich denke, bei der Bewegung geht es darum, das Patriarchat zu beenden.

**Und die Bewegung sei viel grösser als die Tea Party.**

Nicht viel grösser. Ich sagte, sie könnte grösser werden. Die Anfänge der Tea Party waren gleich. Wut kann Dinge ins Rollen bringen, das sehen wir jetzt bei der «Time's Up»-Bewegung.

**Das Problem mit der Tea Party war, dass sie keine grosse Führungsfigur hatte. Sie verzettelte sich und verlor an Bedeutung. Könnte dasselbe mit «Time's Up» geschehen?**

Ich bin da ganz anderer Meinung. Europäer suchen immer nach einem grossen Führer. Nein, die Kraft der Tea Party lag in der verteilten Führerschaft. Ich denke, es gibt keinen Anführer bei der «Time's Up»-Bewegung. Die Führerschaft ist auf verschiedene Köpfe verteilt. Darin liegt die Kraft. Die Bewegung organisiert sich selbst, sie braucht keine Führungspersönlichkeit. Bei der populistischen Bewegung trat erst bei den Präsidentschaftswahlen eine Führungspersönlichkeit in Erscheinung. Das war Donald Trump. Und er hat diese Bewegung auf eine neue Stufe gehoben. Doch sie hatte sich organisch über Jahre hinweg aufgebaut. Dasselbe wird mit der «Time's Up»-Bewegung geschehen.

Das Interview ist eine leicht gekürzte Version des englischen Originals. Das ganze Interview auf Englisch finden Sie auf [www.weltwoche.ch/bannoninterview](http://www.weltwoche.ch/bannoninterview)

\* «Stürmt Washington!», *Weltwoche* Nr. 41/17, ist unter [www.weltwoche.ch/bannonportraet](http://www.weltwoche.ch/bannonportraet) nachzulesen.

# Tantrische Umarmung

Von Katja Oskamp und Frederik Jurk (Illustration) — Das eigene Sexualleben fühlt sich manchmal ziemlich trostlos an. Bis man von jenem anderer hört.



«Nicht streicheln. Nicht reden. Einfach nur fühlen.»

**I**ch habe keinen Sex. Ich habe zwar einen Mann, den ich liebe, aber keinen Sex. Dachte ich.

Um mich zu trösten, startete ich ein privates Feldforschungsprojekt. Ich fragte meine Freundinnen – aber nur die, von denen ich sicher war, dass auch sie keinen Sex haben –, ob sie Sex hätten, und freute mich auf die Antwort: ein ehrliches und solidarisches Nein. Es könnte, dachte ich, lustig sein, gemeinsam keinen Sex zu haben. Als Einzige und ganz allein keinen Sex zu haben, ist viel schlimmer, als mit allen anderen zusammen keinen Sex zu haben.

Jenny, 46, Drehbuchautorin, wohnt in einem ökologisch nachhaltig gebauten Mehrgenerationenhaus und ist mit einem Performancekünstler verheiratet. Das Paar hält nichts von traditionellen Rollenbildern. Kindererziehung, Hausarbeit und Familienfinanzierung übernehmen sie zu gleichen Teilen. Wenn die drei Kinder am Morgen in die Schule gegangen sind, drängt Jenny ihren Mann hin und wieder, noch mal mit ihr ins Bett zu kriechen. Wie oft? Jenny überlegt. «Ungefähr einmal im Monat.» «Besser als nichts», sage ich. Ja, schon,

---

**Patricia hat nur Sex mit sich selbst, eine wunderbare Sache, schnell erledigt, ohne Beziehungsknatsch.**

---

aber was sie wirklich daran nerve: Immer müsse sie die Initiative ergreifen. Wenn er sich dann endlich aufraffe und sich auf sie wälze, habe sie stets den Eindruck, er sei gar nicht richtig bei der Sache. Dann geriete der Sex wieder in Vergessenheit bis zu dem Tag, an dem Jenny die Initiative ergreife, ihren Mann ins Bett schubse und ihn an seine ehelichen Pflichten erinnere.

**Die Sache mit dem jüngeren Liebhaber**

Evelyn, 60, mit einem dreissigjährigen Sohn, treffe ich in einer Bar. «Nein», sagt sie, «kein Sex», seit bestimmt zehn, wenn nicht fünfzehn Jahren. Sie und ihr Mann hätten mit dem Thema endgültig abgeschlossen. «Aber wir lieben uns. Meine Familie ist das Zentrum meines Lebens. Auch mit der Freundin meines Sohnes verstehe ich mich sehr gut.» Nach dem dritten Sekt präzisiert Evelyn: «Nein, kein Sex», jedenfalls nicht mit dem eigenen Mann. Eine Zeitlang war da ein jüngerer Liebhaber. Ein Mann in einer anderen Stadt. Jedes geheime Treffen

mit Organisationsaufwand verbunden. Auf der Arbeit und zu Hause abmelden. Für Mann und Sohn vorkochen. Das Alibi – ein Wellnessstrip mit einer Freundin – plausibel gestalten. Die Strapse in der Reisetasche ganz unten, obenauf Handtücher und Badelatschen. Spätestens als die Alibi-Freundin sich einmal verplappert habe und Evelyn ums Haar aufgefliegen wäre, hatte sie genug von der dauernden Trickserie. «Das bringt doch alles nichts», habe sie gedacht. Sieht sie den Liebhaber gar nicht mehr? «Nee, das hat sich ausgeschlichen», sagt Evelyn, zuckt mit den Schultern und bestellt noch einen Sekt.

### Feldforschung mit Franzzi

Patricia, 37, zwei Töchter, 10 und 4, lacht nur bitter. «Sex? Wann denn? Wo denn? Mit wem denn?» Der letzte Sex sei gut vier Jahre her, davon sei sie doch schwanger geworden. Der Typ habe sich aus dem Staub gemacht, zahlen würde er auch nicht. Patricia geht voll arbeiten, hetzt zwischen Büro, Supermarkt, Kinderkrippe, Schule und Kinderarzt hin und her und hat nicht mal Zeit, sich in einer dieser Online-Partnerbörsen umzusehen, geschweige denn, irgendwelche Treffen anzubahnen oder gar zu absolvieren. Sie, Patricia, habe höchstens Sex mit sich selbst, eine wunderbare Sache übrigens, praktisch, schnell erledigt, ohne jeden Beziehungsknatsch.

Auf keinen Fall will ich meine Freundin Franzzi für mein Feldforschungsprojekt befragen, denn bei Franzzi kracht es neuerdings im Bett. Das Telefon klingelt. Es ist Franzzi, 47. Sie meldet sich von einem dreimonatigen Australien-Aufenthalt zurück. Ein alter Schulfreund, der wie Franzzi aus Bayern stammt und vor vielen Jahren nach Australien ausgewandert ist, hat sie eingeladen, ihn zu besuchen. Begeistert

### Er sei eine Rakete im Bett, sagt Franzzi, aber... «er sehnt sich nach bayerischen Weisswürsten».

berichtet Franzzi von ihren australischen Abenteuern: Mit dem Wohnmobil seien sie durch die Weiten des Landes getuckert, hätten an Flüssen übernachtet, im Meer gebadet, sich an einsamen Stränden geliebt, herrliche Sonnenuntergänge genossen, und jeden Abend habe der alte Schulfreund ganz romantisch ein Lagerfeuer entfacht und Steaks gebrutzelt. «Er meint es ernst», seufzt Franzzi, «er will mich heiraten.» «Und?», frage ich, «wirst du auswandern?» Franzzi druckst herum. Sicher, er trage sie auf Händen, er sei eine Rakete im Bett, aber... «er sehnt sich nach bayerischen Weisswürsten». «Dann koch sie ihm halt», sage ich. Franzzi am anderen Ende schluckt. «Seit acht Jahren», haucht

sie in den Hörer, und ihre Stimme bricht, «lebe ich vegan.»

### Mit dem Mann im Wohnungsflur

Dann interviewe ich Giselle, 45, zwei erwachsene Kinder. Sie gibt bereitwillig zu, dass zwischen ihr und ihrem Mann viele Jahre rein gar nichts mehr lief. Irgendwann habe sie ihm die Pistole auf die Brust gesetzt: «Entweder wir nehmen an einem Tantra-Seminar teil, oder ich verlasse dich.» An einem Wochenende besuchten Giselle und ihr Mann ein Tantra-Yoga-Studio, um «Berührungen in Achtsamkeit» zu trainieren. Seither, sagt Giselle mit stolzem Unterton, laufe es viel besser zwischen ihnen. Eine Übung aus dem Seminar habe es ihr besonders angetan: die «tantrische Umarmung». Jeden Abend nach der Arbeit stellen sich Giselle und ihr Mann im Wohnungsflur voreinander hin und umarmen sich. «Nicht fünfzehn Sekunden», sagt Giselle glücklich, «mehrere Minuten. Nicht streicheln. Nicht reden. Einfach nur fühlen.» «Und dann?», frage ich. «Dann gibt's Essen», sagt Giselle.

Umschlungen im Flur stehen? So gesehen, haben auch mein Mann und ich Sex. Ich vermelde: Feldforschungsprojekt mit überraschendem Ergebnis beendet.

Katja Oskamp, 48, ist Schriftstellerin in Berlin. Zuletzt erschien von ihr bei Eichborn der Roman «Hellersdorfer Perle».



**IHRE INVESTITION IM HERZEN DER SCHWEIZER ALPEN**



## GOTTHARD RESIDENCES ANDERMATT

- 4-Sterne-Residenzen mit Hotelservice von Radisson Blu
- Grosses Fitness- und Wellness-Center
- Optionales Vermietungsprogramm mit einer garantierten jährlichen Rendite von 3% in den ersten 3 Jahren
- Zentrale Lage (nur 1 Stunde von Luzern und 1.5 Stunden von Zürich entfernt)
- In Gehdistanz zur SkiArena Andermatt-Sedrun und zum 18-Loch Golfplatz
- Geplante Fertigstellung Sommer 2018

Jetzt Projektunterlagen bestellen



Andermatt Swiss Alps AG  
 +41 41 888 77 99  
 realestate@andermatt-swissalps.ch  
 www.gotthard-residences.ch



Zimperlieschen-Kram: Til Schweiger.

## Zeitgeist

# Deutscher Prototyp

*Von Matthias Matussek* — Til Schweiger ist das wohl kreativste Allround-Talent des deutschen Kinos. Er arbeitet erfolgreich als Schauspieler, Drehbuchautor, Regisseur, Produzent und wäre so in Richtung Clint Eastwood unterwegs – wenn er nicht so viel quatschen würde.

Er ist eigentlich ein Supertyp, ich mag seine Rollen, seinen verschmitzten Charme auf der Leinwand, seine knurrigen Action-Helden. Er ist irre fleissig, doch leider kann er neben der Leinwand seinen Mund nicht halten.

Ja, tatsächlich, wenn Til Schweiger sich zu gesellschaftlichen Belangen öffentlich äussert, muss ich mir immer wieder gewaltsam die eiserne Journalistenregel einhämmern: keine Namenswitze! («Aber er schweigt einfach nie, der Schwei...») – «Schluss damit!»

Nun hat er die «me too»-Kampagne für sich entdeckt und angekündigt, zu seinem nächsten Film zwei Vertrauensleute einzustellen, an die sich Beteiligte und Mitarbeiter in ihrer Not wenden können, sollten sie während der Dreharbeiten durch einen eventuell übergriffigen Regisseur in Not geraten.

Mittlerweile wissen wir ja alle, dass Dreharbeiten von manchen Regisseuren genutzt

werden, um an Frauen ranzukommen (Hitchcock). Sicher gäbe es auch andere Berufe, die das ermöglichen, der Dramatiker Heiner Müller hat mir mal verraten, dass er aus diesem Grunde eigentlich Gynäkologe werden wollte, aber dann wurde er Dramatiker und später, na was wohl – Regisseur!

### «Mit gutem Beispiel voran»

Nun heisst der Regisseur in Til-Schweiger-Filmen normalerweise Til Schweiger, und da dürfte das Problem umgekehrt liegen, ich meine, welche Frau würde sich nicht an diese blauäugige, sixpackige, männliche Sexbombe, an diesen Leinwandgott, heranmachen? Aber Schweiger hat bereits alle Erwartungen gedämpft, noch nie, liess er verlauten, habe sich eine Schauspielerin bei ihm eine Rolle erschlafen.

Jetzt aber trotzdem und vielleicht gerade deshalb die Ombudsleute, denn, hey, in diesen

Tagen zählt die Geste. Prompt lobte ihn der *Tagesspiegel*: «Til Schweiger geht mit gutem Beispiel voran.»

So rennt er mal wieder offene Türen ein, unser Til, denn die «me too»-Diskussion über männliche Übergriffigkeiten ist mittlerweile so ausgetrampelt und geistlos wie ein Karnevalsumzug mit seiner «Höhö-Helau-Regierungskritik» aus Pappmaché-Merkels.

Aber das kümmert unsern Schweiger nicht.

Erst jüngst hatte er sich in der «Prügelt Regisseur Dieter Wedel!»-Reihe angestellt, hat ihn einen «Menschenquäler» genannt und gleichzeitig noch einen Kollegen mitabgeräumt, nämlich Ulrich Tukur, der in einem nachdenklichen Interview über die Ausnahmezustände einer Theater- oder Filmproduktion reflektierte, über die Häutungen und notwendigen Schamlosigkeiten, denn hier geht es um den Rohstoff Gefühl und um



all dieses Irrationale auf einem Set oder auf der Bühne. Und Tukur stellte sich wie viele andere die Frage, warum die Frauen, die jetzt hervortreten, dreissig Jahre lang geschwiegen hätten – nicht ohne glasklar gemacht zu haben, dass er für tatsächliche Übergriffigkeiten, gar Vergewaltigungen die volle Härte des Gesetzes verlange.

### Sadisten aller Couleur

Nun, gemütlich geht es selten zu auf Proben, und es müssen nicht immer die Regisseure sein, die Spass an der Erniedrigung anderer haben. Jahrelang habe ich auf Theaterproben herumgesessen, bei den Grössen der Branche, und habe Sadisten aller Couleur erlebt, habe zum Beispiel erlebt, wie eine hochdotierte Schauspielerinnen vormittags zu Probenbeginn zunächst mal den Regieassistenten verfrühstückt hat, mit einer für sie absolut folgenlosen und gnadenlosen Bösartigkeit, praktisch als Lockerungsübung, denn sie war der Star, und der junge Theaterbegeisterte war ein Nichts, und alle nahmen es als Routine, bis auf ebendiesen jungen Assistenten, der bleich und geknickt im Raum sass, und es gab kein Entrinnen für ihn.

Die Anschuldigungen gegen Dieter Wedel, gab Ulrich Tukur zu bedenken, seien noch nicht bewiesen, und so lange gelte er, ein genialischer TV-Regisseur, als unschuldig. Das wiederum wollte Til («Si tacuisses...») Schweiger nicht gelten lassen und warf dem Uli Tukur, einem durch und durch sanften Menschen, rüde eine Art Komplizentum vor. Dabei ist er selber auf seine Art ein merkwürdig lebenswerter Teddybär mit kantigem Schädel. Ich habe ihn mal kennengelernt, da ging es in der TV-Sendung von Reinhold Beckmann um mein Buch «Wir Deutschen», und Til war durchaus auf meiner Seite, auf der eines unverklemmten, fröhlichen Patriotismus!

### Zu seicht

Und anschliessend tranken wir Pils, Alice Schwarzer stand auch dabei, und wir tranken und tranken und wurden immer fröhlicher, bis Til nicht mehr zu verstehen war, er nuschelt ja ohnehin. Und er taucht in dieser

Verfassung auch schon mal bei Dunja Hayali im Frühstücksfernsehen auf, was ich übrigens ganz cool finde.

Jahrelang galt dieser nie schweigende Schweiger (verdammte, da ist es passiert!) den deutschen Kritikern und Filmpreisjuroren als Leichtgewicht, er ging bei den Lolos immer leer aus, obwohl er der Einzige war, der die

Kinos regelmässig füllte, er war als zu seicht, als kommerzielle Witzfigur aussortiert, purer Kollegenneid also, doch ein Blick in seine Filmografie müsste jeden Kritiker verstummen lassen: leichthändig Film um Film, dieses Œuvre ist unfassbar!

Dabei war ihm der Leichtsinn nicht gerade in die Wiege gelegt: Seine Eltern waren Lehrer, beide! Er ging zum Militär und verweigerte auf halber Strecke, also erst nach dem harten Grundwehrdienst, leistete Zivildienst, studierte anschliessend Germanistik auf Lehramt, brach ab, dann ein bisschen Medizin, wollte aber zum Film, und er verdiente seinen Lebensunterhalt mit einer gewissen Folgerichtigkeit als Synchronsprecher für Pornos.

Hier hätte er es sich bequem machen können: gleitende Arbeitszeiten, interessante Tätigkeit, ein Hobby als Beruf, wer träumt nicht davon, aber ihn trieb es nach Höherem: Er spielte den Jo Zenker in der «Lindenstrasse», um dann in dem Ruhrpott-Unterhaltungsfilm «Manta, Manta» den Sprung auf die grosse Leinwand zu schaffen, sein Durchbruch.

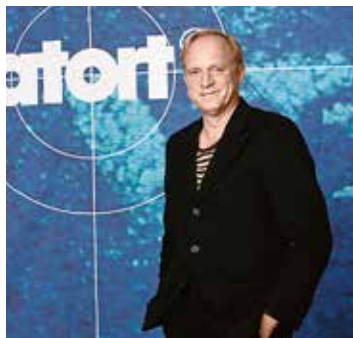
Und dann die Kassenerfüller «Männerpension» und «Der bewegte Mann», zwischendurch ein Krimi mit Emma Thompson und Alan Rickman, und dann «Knockin' on Heaven's Door», den er selber produzierte, ein anrührender Buddy-Film mit Jan Josef Liefers.

### Patchwork mit Glamour

Jedes Jahr mindestens ein Film, in manchen Jahren sogar vier, auch international, «Inglourious Basterds» mit dem Uma-Thurman-Quälgeist Quentin Tarantino, dann diese komischen «Küken»-Filme, allesamt Kassenschlager, alle irgendwie auch ein Familienunternehmen, mit Ex-Frau und allen vier Kindern vor der Kamera. Patchwork mit Glamour... und ach, zu allem und jedem und immerfort – starke Meinungen!

Zunächst mal zu den Kritikern. Er verachtet sie. Fast so sehr wie Paparazzi, die er «Abschaum» nennt. Seit dem Erfolgsfilm «Keinohrhasen» lässt er keine konventionellen Pressevorführungen mehr zu, sondern nur noch Testvorführungen mit

streng ausgewählten Kritikern und Freunden. *Tichys Einblick*-Reporter Alexander Wallasch wurde persönlich von Schweiger eingeladen zum Screening von «Tschiller: Off Duty» und befand anschliessend irgendwie im Schweiger-Männerkumpelfieber: «Ein Kinoverrückter, ein Perfektionist, gleichzeitig angenehm gechillt.»



Schauspieler Ulrich Tukur.

### Schweiger warf Uli Tukur, einem durch und durch sanften Menschen, rüde eine Art Komplizentum vor.

Er zeigt dem Betrieb, der ihn oft verlacht hat, den Mittelfinger. Doch nicht nur dem Betrieb. Ja, man kann sagen, dass Deutschland anders aussähe, wenn er, der Schweiger, das Sagen hätte. Zum Beispiel: betreffend Sexualstraftäter. Ein Stammtischthema, mit dem man sofort eine Mehrheit für die Todesstrafe gewinnen würde. Til Schweiger ist für eine Meldepflicht wie in den USA, wo jeder auf seinem Computer feststellen kann, ob einer in der Nähe wohnt. Würde eigentlich gegen das verstossen, was man «Menschenwürde» nennt, aber er, Schweiger, hält solche Einwände für «deutsches Gutmenschentum», für Zimmerlieschen-Kram.

Den Soldaten in Afghanistan führte er seinen Soldaten-Action-Film «Schutzengel» als Premiere vor. Dafür bekleckerten linke Chaoten, die sattsam bekannten brachialen Friedensfreunde, seine Hamburger Villa und fackelten das Auto seiner Lebensgefährtin ab.

### Erfrischende Vorschläge

Schweiger tut Gutes und spricht darüber. Für benachteiligte Kinder und Jugendliche hat er vor drei Jahren die Til-Schweiger-Foundation ins Leben gerufen, Jogi Löw und Sigmar Gabriel sitzen im Beirat. Auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise wollte er eine Modellunterkunft schaffen, die *Bild* jubelte und jubelte und... ähm, jubelte dann nicht mehr so, weil irgendwie die Finanzierung nicht klappte und überhaupt die Zeit fehlte wegen der ganzen anderen Projekte.

Dafür kam er mit einem erfrischenden Vorschlag zum Demonstrationsrecht: Er fand, man müsse alle jene, die vor Flüchtlingsheimen demonstrieren, einsammeln und über Nacht in den Knast stecken, «damit sie Zeit haben, darüber nachzudenken, was sie da tun». Allerdings liess er offen, ob das für demonstrierende Flüchtlinge (wegen mieser Unterkunft/schlechten Essens/Second-Hand-Klamotten) auch gelten solle.

Natürlich wären auch im Strafrecht kürzere Prozesse möglich, wie Schweiger als «Tatort»-Kommissar Tschiller mit absolut sehenswerter Action-Ware vorführt, die die langweiligen Sozialstudien um fixende Teenagermütter und rechtsradikale Treter aus Zahnarztfamilien wohlthuend konterkariert. Kein Gequatsche, sondern Handeln!

Da ist er schon deutlich unterwegs zu den «Dirty Harry»-Filmen mit Clint Eastwood. Clint, der Schweigsame. Der sich Sätze aus seinen Rollen herausstrich. Bis seine Äusserungen aufs Emblematische kondensiert waren, wie jene, die Detektiv Harry Callahan über den Lauf seiner Magnum hinunter auf den Punk am Boden fallen lässt: «Go ahead, make my day!»

Nun gut, Clint Eastwood sprach dafür auf der Republican Convention 2012 mit einem Stuhl, er wurde richtig redselig mit dem verdammten Möbelstück, aber das ist eine andere Geschichte. ○

Mörgeli

## Jubelmeldung von der Schengen-Front

Von Christoph Mörgeli

Letzte Woche hat der Bundesrat einen Bericht verabschiedet. Und dazu getitelt: «Schengen/Dublin: Für die Schweiz auch volkswirtschaftlich und finanziell positiv». Zusammengefasst handelt es sich bei der 114-seitigen Studie um eine Art Robinson-Roman. Zwar viel langweiliger. Aber noch abenteuerlicher.

Gestützt auf düstere willkürliche Negativszenarien bei eigenständigem Grenzschutz wird mit pseudowissenschaftlicher Scheingenauigkeit «gerechnet», was das Zeug hält. Wir erfahren bis in die hinteren Kommastellen, welcher grossartigen Nutzen uns der Souveränitätsverlust durch die Verträge von Schengen und Dublin gebracht haben soll. Was hier weltfremde Bürokraten in Bern mithilfe von willfähigen Studienfabrikationsbüros aus dem staatsnahen Speckgürtel an Pseudowissenschaftlichem zusammenkleistern, sprengt jede Vorstellungskraft. Die Firma Ecoplan hat in ihrem Gutachten für den Bund vor allem gut darauf geachtet, wer das Gutachten bezahlt hat.

Einziges Ziel ist es, die bundesrätliche Europapolitik der nationalen Selbstaufgabe quasi-ökonomisch abzustützen. Man muss leider erwarten, dass sich die devoten EU-Zöglinge in unseren Amtsstuben munter am Zahlenarsenal dieses tendenziösen Machwerks bedienen werden. Es geht dem Bundesrat um die Vorbereitung seines Gefechtsfeldes für die künftige Auseinandersetzung ums EU-Rahmenabkommen – und um ein Lehrstück dessen, was an «Informationen» noch auf uns zukommt.

Da wird behauptet, das Dublin-Abkommen ermögliche Einsparungen im Asylbereich. In Wahrheit haben die hiesigen Asylgesuche seit Einführung dieses famosen Vertrags um fast 64 Prozent zugenommen. Wurden die jährlichen Kosten von Schengen vor der Abstimmung auf sieben Millionen veranschlagt, sind es leider zwanzig Mal mehr geworden. Wir lesen nichts von den enormen Kosten der Sicherheitsausrüstungen wegen der grenzüberschreitenden Kriminalität. Der Visa-Politik von Schengen verdanken wir neuerdings einen fulminanten Anstieg an Asylbewerbern aus Georgien. Dank Dublin dürfen wir die gesetzwidrige Merkelche Willkommenspolitik mit einem uns aufgestülpten Asylantenkontingent solidarisch mitauslöffeln. Wir werden noch Gemeinden erleben, die an den Kosten ihrer «Flüchtlinge» Konkurs gehen. Aber Hauptsache, für den Bundesrat ist Schengen/Dublin «volkswirtschaftlich und finanziell positiv».

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

## Halbtaxabo abschaffen

Von Peter Bodenmann — Es ist Zeit für eine «No Halbtax»-Initiative. Und parallel dazu für halbierte Preise für Fahrten mit Bahn und Post.



Dank mehr Passagieren gleich viel Geld in der Kasse: SBB-Mann Häne.

Der Wasserkopf bei Postauto Schweiz ist zu gross. Zu viele sitzen in den Büros, zu wenige hinter den Lenkrädern der Postautos. Viele Postauto-Bürokraten machen – da etwas unterbeschäftigt – Lokalpolitik. Und organisieren sich so Aufträge von Gemeinden und Kantonen. Allzu oft ohne korrekte Ausschreibungen.

Von rechts bis links waren fast alle gegen die Initiative des *K-Tipps* für den Service public. Zu Unrecht, wie sich heute herausstellt. Wer auf Teufel komm raus mit Postautolinien 3 Prozent Gewinn machen muss, braucht beim Buchen Fantasie. Weil er ja auf 85 Prozent seines Liniennetzes keine Gewinne machen darf. Schwaller darf nicht länger den Unschuldigen spielen.

Letztlich ist der Schaden begrenzt: Gelder von Gemeinden und Kantonen flossen indirekt in die Kassen des Bundes als Alleineigentümer der Post. Das heisst, von einem öffentlichen Hosensack in den andern. Und ihre Boni samt Frankreich-Abenteuern hätten sich die Postauto-Chefs unter anderen Titeln organisiert.

Stocksauer sind zu Recht die Postautochauffeure, die für wenig Geld immer härter arbeiten müssen. Das laufende Theater verhindert eine längst überfällige Debatte über die Zukunft des privaten und öffentlichen Verkehrs.

Automatisierte, elektrisch angetriebene Autos und Busse werden sich – genau wie das

5G-Netz – viel schneller durchsetzen, als wir das alle meinen. Die Post und die Bahn müssten sich subito neu erfinden. Sonst werden sie von ausländischen Internet- und Autokonzernen aus dem Markt gedrückt.

Denn Autokonzerne mutieren nächstens zu Dienstleistungskonzernen. Sie sehen das Ende des Privateigentums an Autos kommen. Deshalb wollen uns Volkswagen und Co. künftig führerlos mit eigenen Fahrzeugflotten von einem Punkt in der Schweiz zu jedem beliebigen anderen Punkt chauffieren. Dies für weniger als 10 Rappen pro Kilometer Fahrstrecke. Und mit diesem Geschäft Gewinne von 25 und mehr Prozent einstreichen.

Der einzig vernünftige Vorschlag hat bisher der neue Chef Personenverkehr der SBB gemacht. Toni Häne kann sich vorstellen, dass man die heutigen viel zu hohen SBB-Billettpreise halbiert. Und somit allen Schweizerinnen und Schweizern ein Halbtaxabo schenkt. Unter dem Strich würden die Bahnen absehbar dank mehr Passagieren gleich viel Geld einnehmen wie heute. Da heute vier Millionen Schweizerinnen und Schweizer, die kein Halbtaxabo haben, faktisch nicht mit der Bahn und dem Postauto unterwegs sind.

Der *K-Tipp* müsste eine «No Halbtax»-Initiative starten.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Ein kurzer Blick nach vorn

Von Kurt W. Zimmermann — Wie sieht die journalistische Landschaft im Jahr 2028 aus? Eher interessanter als heute.

Alle reden derzeit nur über die Zukunft der SRG. Beginnen wir also mit der Zukunft der Zeitungen.

**Tageszeitungen 2028:** Es ist erstaunlich. Von den 57 Schweizer Tageszeitungen, die es Anfang 2018 gab, gibt es 2028 immer noch 50 Stück. Fast alle erscheinen weiterhin auf Papier, manche allerdings nur noch drei- oder viermal pro Woche in gedruckter Form. Nur ein paar Titel, wie etwa die Boulevardblätter *Blick* und *Le Matin*, werden bloss noch online publiziert.

Grösstes Zeitungshaus sind mit 22 Tageszeitungen die AZ Medien. Sie haben die Regionalblätter der NZZ-Gruppe übernommen, wie das schon 2017 vertraglich vereinbart wurde.

Die hohe Überlebensquote der Zeitungen erklärt sich damit, dass sie endlich ein tragfähiges Geschäftsmodell gefunden haben. Das Modell ist der konsequente Lokaljournalismus, der nur via bezahlte Abos zu haben ist. Den nationalen und internationalen Teil hingegen beziehen alle Blätter von zwei externen Quellen, entweder aus dem AZ-News-Pool oder dem Tamedia-News-Pool. Auch kleine unabhängige Titel wie *Freiburger Nachrichten* oder *Walliser Bote* kaufen ihre überregionalen Inhalte von einem der beiden Pools.

Bleibt die grosse Ausnahme. Die NZZ macht 2028 weiterhin ihr Blatt wie in alten Zeiten. Die Redaktion interessiert sich für die grosse Welt und die grosse Politik und schreibt als einzige Redaktion all ihre Texte selbst. Eine Kapitalerhöhung durch die Aktionäre hat dafür gesorgt, dass das Gegenmodell NZZ noch lange überlebt.

**SRG 2028:** Verschiedene Volksabstimmungen ab 2020 haben dazu geführt, dass die Gebühren der SRG im Jahr 2028 auf rund 200 Franken gesunken sind. Zudem wurde ihr ein Werbeverbot nach 20 Uhr auferlegt. Die SRG hat damit zwar immer noch ein Budget von 1,1 Milliarden Franken, aber das sind 600 Millionen weniger als zu ihren besten Zeiten.

Restrukturierungen im Programm waren darum unumgänglich. So wurden die zweiten TV-Ketten der drei Landesteile zusammengelgt. Der neue Kanal unter dem Namen S 2 liefert nun Sport, Filme und Serien an alle drei Sendegebiete in deren Landessprache. Beim Radio blieben die drei Kanäle pro Sprachregion erhalten. Eingestellt aber wurden Spartensender wie SRF Virus und SRF Musikwelle.

**Privatfernsehen 2028:** Dominik Kaiser, der Inhaber der 3+-Gruppe, hatte 2018 einen ehr-



Hohe Überlebensquote.

geizigen Plan. Er wollte SRF 1 in der Zielgruppe der 15- bis 49-jährigen Zuschauer überholen. Das gelang beinahe. Im Jahr 2028 werden Kaisers Sender und SRF 1 gleichauf liegen, beide bei rund 9 Prozent Marktanteil. Kaiser macht Boden gut, weil zeitverschobenes TV zunehmend dominiert. Nur noch die Altersgruppe über sechzig schaut live auf der Couch.

Ansonsten gibt es kaum neue TV-Initiativen. Tamedia versuchte zwar, auf deutschen Sendern wie Sat 1 und RTL helvetische Programmfenster zu produzieren, kam aber nicht richtig voran.

**Internet 2028:** Es gibt zwei führende journalistische Angebote. Gut unterwegs ist der *Blick*. Er hat einen Sprung nach vorn gemacht, seit er die gedruckte Ausgabe eingestellt hat und dadurch agiler wurde. Der Rivale *20 Minuten* konnte die Spitzenposition dennoch halten, indem er die Print-Auflage auf die Hälfte der früheren 650 000 Exemplare herunterfuhr und so mehr Online-Nachfragedruck erzeugte.

**Und sonst 2028:** Es gibt immer mal wieder Versuche, unabhängige Online-Magazine zu etablieren. Der letzte Versuch hiess *Die Demokratie* und wurde von ehemaligen Starjournalisten gegründet. Nach viel anfänglichem Tamtam verschwand das Ding wieder.

# Germany first!

Von Henryk M. Broder — Und sei es nur im Rodeln oder beim Curling.

Es soll tatsächlich Menschen geben, die lange vor Sonnenaufgang aufstehen, um sich irgendeine Sportübertragung live im Fernsehen anzusehen. Ich gehöre nicht dazu. Es ist mir völlig egal, wer gegen wen antritt und wer was gewinnt. Die einzige Sportart, die ich spannend finde, ist Eishockey, aber nur, weil es dabei regelmässig zu Schlägereien zwischen den Mannschaften kommt. Ich verstehe nicht, was es zu bejubeln gibt, wenn ein Sprinter fünf Hundertstel Sekunden schneller ist als ein anderer. Worin liegt der soziokulturelle Mehrwert? Und was bringt wildfremde Menschen dazu, einander um den Hals zu fallen und wild zu schreien, wenn einer aus ihrem Stamm eine Medaille gewinnt?



Nationalismus hat keinen guten Ruf in Europa. Meine deutschen Landsleute zum Beispiel wollen keine Deutschen sein, sondern nur noch Europäer mit Migrationshintergrund. Allerdings, während der Fussball-WM und bei Olympischen Spielen fällt ihnen plötzlich ein, dass sie die Nachkommen von Otto dem Grossen sind, der die vier deutschen Urstämme – Sachsen, Bayern, Schwaben und Franken – Mitte des zehnten Jahrhunderts zu einer Schicksalsgemeinschaft geformt hat.

So war es auch bei den Olympischen Winterspielen, die bis vor ein paar Tagen in einem koreanischen Dorf vor meist leeren Rängen stattgefunden haben. Vom ersten Tag an führten sowohl die öffentlich-rechtlichen Sender wie die privaten Medien einen «Medaillenspiegel» nach Ländern. Es galt, die «Schmach von Sotschi» wieder wettzumachen, als die deutsche Mannschaft nur 19 Medaillen gewann und damit auf dem sechsten Platz landete. Das war unter der Würde einer Nation, die ihren Bedarf an Niederlagen in zwei Kriegen durchlebt hat.

Diesmal gab es tatsächlich einen «Medaillenregen», am Ende waren es 31. «Wir gehören wieder zu den führenden Wintersportnationen, hinter den überragenden Norwegern», freute sich der Chef der deutschen Delegation, wobei ein leises Bedauern, dass es für den ersten Platz nicht gereicht hat, kaum zu überhören war.

Und während sich die Deutschen gerne über die Amis und Trumps «America first!» aufregen, träumen sie davon, auch mal «Germany first» sein zu dürfen, und sei es nur im Rodeln oder beim Curling.

# Feiern ohne Grund

**Autoritär, antidemokratisch bis faschistoid, reaktionär, erfolglos und darum überschätzt: Die angeblichen Befreier von 1968 waren Versager. Von Urs Paul Engeler**

Sinnieren die grau gewordenen Männer und Frauen über die Zeiten von vor fünfzig Jahren, so macht das Bonmot die Runde: «Wer sich an die 68er Bewegung erinnern kann, war nicht dabei.» Der Satz kann auf drei Arten ausgelegt werden. Womöglich haben LSD-Trips, Kiff-Partys und Haschkekse mit Hochprozentigem jene Teile des Gehirns lahmgelegt, die fürs Memorieren zuständig wären. Dafür gibt es Belege: Als im Berner *Bund* kürzlich vier Kommunarden über den Standort ihrer wilden WG befragt wurden, bestanden drei auf drei verschiedenen Adressen in verschiedenen Stadtteilen; der vierte konnte sich überhaupt nicht mehr erinnern, wo die offenbar bedeutende Kommune sich eingemistet hatte.

Oder, zweite Interpretation, die vielen «Bewegten», die rasch und ganz sittsam auf ein Karriere-Leiterchen gesprungen und nun (ebenso wohligh wie ihre verachteten «Spisser»-Eltern) im Eigenheim eingerichtet sind, haben ihre spätpubertären Wallungen, Texte und Aktionen auf der Festplatte gelöscht. Man kann's verstehen.

Oder, drittens: «68» gab es so gar nicht. Die verklärte Bewegung ist eine Fiktion, ein hohler Mythos, konstruiert wie die Saga vom tapferen Rebellen Wilhelm Tell. Da die Versionen sich so schön ergänzen und nicht ausschliessen, sind wohl alle gültig.

Um die Befunde (und mein eigenes Gedächtnis) zu überprüfen, schreite ich ins Bernische Historische Museum, wo die «Protestwelle» der «westlichen Welt» veredelnd gefeiert wird. Auf dem Plakat wirft keiner Pflastersteine, da steht ein buntbemalter VW-Bus mit fünf brav gekleideten Männern; zur Begrüssung schleicht sich klebrige Zuckerwassermusik in beide Ohren: «Heavenly Club» von Toni Vescolis Les Sauterelles. Drinnen erzählen Siebzig- bis Achtzigjährige ab Tonspur, wie unangepasst sie waren, damals.

War das die Polit- und Kulturrevolte, die als Wegbereiterin der Schweizer Moderne gerühmt werden will? Die Ausstellungsmacher wissen es auch nicht. So viel steht nach dem Gang durch die oberflächliche und widersprüchliche Anhäufung von Versatzstücken fest. Um Ratlosigkeit und Unkenntnisse zu überspielen, wird Jubiläum zelebriert, gesponsert übrigens von der Bürgerlichen Ersparniskasse, der Bank der vordem attackierten Bernburger. Tatsächlich wird das Sammeletikett «68» völlig disparaten Strömungen aufgeklebt, die sogar gegensätzliche

Ziele verfolgt haben und meist viel früher entstanden sind.

Wenn die 68er sich zum Beispiel als erste Friedensbewegung preisen lassen, so besagt die historische Realität, dass Friedens- und Ostermärsche bereits seit 1958 (London und Hamburg) stattfinden und ab 1963 (Genf und Lausanne) auch in der Schweiz zur Tradition wurden. (Nur 1967 wurden sie kurz unterbrochen, ausgerechnet wegen linker Störenfriede mit Vietcong-Fahnen.) Wenn die 68er weiter behaupten, das Umweltthema entdeckt zu haben, so gilt, dass angelsächsische Wissenschaftler und der Fiat-Manager Aurelio Peccei den Club of Rome schon 1967 begründet hatten und dass erst 1972 dessen (mittlerweile widerlegter) Report «Grenzen des Wachstums» eine breite ökologische Diskussion auszulösen vermochte.

## «Sie waren gut fürs Bett»

Eine 68er Musik gab es nicht. Die Rock- und Pop-Experten erklären denn auch nicht 1968, sondern 1965 mit «Satisfaction» der Stones und LSD-basierten Songtexten der Beatles als das Jahr des Umbruchs. 1968 traten Janis Joplin, Jimi Hendrix («Hey Joe» war 1966) und Co. bereits als massentaugliche Kommerzprodukte auf mit Spitzenplätzen in den Charts.

## Ähnlich apolitisch war die Schar der Hedonisten und Hippies in ihren flatternden Blümchenkleidern.

Und die harten Krokus-Jungs, die sich heute in die 68er-Galerie stellen, veröffentlichten erst 1976 ihr erstes Album. Wer schliesslich glaubt, die 68er hätten die armen Frauen befreit und ihnen öffentliche Stimmen gegeben, der lese nochmals das autorisierte nüchterne Fazit der SP-Symbolfigur Christiane Brunner: «Die Frauen hatten in den Organisationen der 68er nichts zu sagen. Sie waren dafür gut, um den Kaffee zu machen, und fürs Bett.»

Diesseits all dieser Legenden, die noch immer gestrickt werden, sind es vier Erscheinungen, welche die Zeit um 1968 mitgeprägt haben. Eine erste Gruppe bildeten die sogenannten Halbstarke, Jeans- und Lederjacket-Träger(innen), provokativ, gewaltbereit, asozial und ohne politisches Programm, aber bei jeder Konfrontation mit der Polizei an vorderster Front. So auch, als Ende Juni 1968 der Versuch, das heutige Coop-Gebäude an der



Es läuft etwas: Jimi Hendrix (5. von links) am

Zürcher Bahnhofbrücke zu stürmen und in ein Autonomes Jugendzentrum (AJZ) zu verwandeln, im Globuskrawall endete. Zitiert wird in der Berner Ausstellung die heute 68-jährige Thurgauerin Eliana Malnati: «Dann kam der Globuskrawall. Ich wusste gar nicht, um was es da ging. Aber ich wusste, da ist Action, es läuft etwas.»

Ähnlich apolitisch war die Schar der Hedonisten und Hippies in ihren flatternden und ausgefransten Blümchenkleidern (Frauen mit halbdurchsichtigen, gehäkelten Triangolo-Tops). Love, *freedom* und Drogen erfüllten die Blumenkinder gänzlich, wie Popmusiker



Albisriederplatz in Zürich, 1968.

Hardy Hepp im *Beobachter* zu Protokoll gab, der 1967 auf der Zürcher Allmend das erste schweizerische Love-in veranstaltete: ««Summer of Love, Sex, Drugs and Rock 'n' Roll». Das war und ist für mich wichtig. Nicht der politische Theoriescheiss.» Solch libertär-individualistische Bekenntnisse standen im schroffen Kontrast zum autoritären politischen Flügel der 68er. Der Marxist, Fidel-Freund und spätere SP-Fraktionschef Franco Cavalli ortet bei diesen verspielten Genuss-Egoisten und Narzissten seiner Generation sogar den Kern des Neoliberalismus, der sich in den Jahren darauf breitgemacht und

seine kollektivistisch-solidarische Bewegung überlagert habe.

Wenn «Heavenly Club» der helvetische Soundtrack der Bewegung war, dann wehte ein laues Lüftchen durchs Land. Eine Musik, die den Ansprüchen «revolutionär» und «Normen zerstörend» hätte genügen können, ertönte nicht. Auch keine bildende Kunst war zu sehen, die das Geschehen und die Akteure erfasst, dargestellt und zu Ikonen stilisiert hätte. Die Minigruppe wirklich subversiver Künstler, welche die Bewegung interpretieren, vertiefen und beschleunigen wollten, bastelten an der einzigen Untergrundzeitung: *Hot-*

*chal*. Lyriker Urban Gwerder gab das sperrige gegenkulturelle Blatt heraus, Walter Hollstein (Journalist und später Soziologieprofessor) schrieb mit, der düstere «Alien»-Maler H.R. Giger illustrierte. Nach 57 Ausgaben wurde die Protest-Postille eingestellt. Zu gering war das Interesse der nur scheinbar Beweglichen an radikalen neuen Formen und Inhalten. Allein die Polizei las mit und verteilte für pornografische Einschübe (Übersetzungen aus «The Love Book» der Amerikanerin Lenore Kandel) Bussen.

Denn die dominante vierte Gruppe, die «Politos» genannten Ideologen, kannten keine Kreativität, sondern nur eine einzige Blickrichtung: weit, weit zurück. Sie schrien per Megafon ein neues Zeitalter heran – und stützten sich dabei auf politische Modelle, deren Haltbarkeit seit Jahrzehnten abgelaufen war. Die Revolutionäre Marxistische Liga (RML) betete Leo Trotzki's Lehre von der permanenten Revolution (sozialistische Vierte Internationale) nach und missionierte mit ihrem Vereinsorgan, der *Bresche*. Die Poch-Leute hingegen predigten allen Ernstes, der orthodoxe Marxismus-Leninismus, die Staatsdoktrin der Sowjetunion, sei die Zukunft der Eidgenossenschaft. Sie verteidigten das Niederwalzen des «Prager Frühlings» und den Einmarsch der Sowjettruppen von 1968 als notwendigen Akt, um die «Revisionisten» daran zu hindern, das Rad des menschlichen Fortschritts zurückzudrehen. Die Dritten trugen als verbindliche Bibel das kleine rote Buch, «Worte des Vorsitzenden Mao Tsetung», auf sich, in voller Kenntnis der Tattaten und Brutalo-Parolen der Roten Garden Maos: «Wir müssen brutal sein. Denn Feinfühligkeit gegenüber dem Feind bedeutet Brutalität gegenüber der Revolution.»

#### «Übernahme des Vorlesungsbetriebs»

Auf dem Berner Münster wurde die Vietcong-Fahne gehisst; Demos für Frieden liessen den nordvietnamesischen Heerführer hochleben («Ho, Ho, Ho Chi Minh!»); im Hauptgebäude der Universität Zürich hingen rote Sowjetflaggen mit Hammer und Sichel. Die Umsturzprobler priesen die kommunistischen Zwangsregimes, die sich mit Geheimpolizeien und Morden knapp an der Macht hielten, als Gesellschaftsmodelle, die dem demokratischen bürgerlichen Rechtsstaat überlegen seien. Die westlichen Demokratien, die sie als «faschistisch» beschimpften, wähten sie, es dem sozialistischen deutschen Studentenführer Rudi Dutschke nachplappernd, in ihrer «Endphase».

Mitreissen konnte das düstere Retro-Programm kaum jemanden. Die selbsternannte Elite, eine kulturrevolutionäre Garde, konzentrierte sich auf die Universitäten, von wo die Erkenntnisse der wenigen Erleuchteten und Trägern des richtigen Bewusstseins auf das



*Libertär-individualistische Bekenntnisse: Hippies im Fluss.*



*Aura eines Gurus: Berthold Rothschild (l.), Moritz Leuenberger.*



*Meinungsterror: Störaktion an der Uni Zürich, 1968.*

noch nicht erhebensreife Volk überspringen sollten. Um in der ersten Phase die Kommilitonen umzuerziehen, plante in Zürich der Kleine Studentenrat (KStR) in der Manier eines autoritären Zentralkomitees der Sowjets die Machtergreifung. In seinen «Arbeitsblättern» theoretisierte er nicht nur über den besonderen Klassenkampf an den Hochschulen, über das «Verhältnis von universitärer und gesellschaftlicher Revolution» und über die «agitatorische Nutzung emanzipatorischer Lernformen». Er bezeichnete als klares Endziel seiner Strategie die «Übernahme des Vorlesungsbetriebs».

Den Anfang machte der Psychiater Berthold Rothschild, der mit der Aura eines Gurus in der von Andächtigen überfüllten Aula die faschistischen Tendenzen freilegte, die in der aktuellen Gesellschaft allgegenwärtig seien. Zur Fortsetzung – angesagt war eine antikapitalistische und antifaschistische Woche mit direkten Aktionen und ausländischen Einpeitschern – kam es nicht mehr. Am 8. Juli 1971 schloss Erziehungsdirektor Alfred Gilgen (LdU) für drei Tage die zentralen Gebäude der Universität, die als Probelokale für die grosse Revolution hätten dienen sollen. (Gilgen pflegte übrigens, originell maskiert, zwecks Beschaffung authentischer Informationen bei Kundgebungen gegen seine Person mitzumarschieren.)

Die kläglich gescheiterte Minderheit verlegte sich auf Obstruktion, Stichelei und Provokation. Den «herrschaftsfreien Diskurs» (Jürgen Habermas) propagierend, übten sie im Gegenteil Meinungsterror aus. Da wurden als «bürgerlich» diffamierte Professoren und Stu-

denten mit Sit-ins und ähnlichen Aktionen gestört, niedergeschrien, boykottiert, weggewünscht, mit Eiern und Farbbeuteln beworfen. Die «Politos» gebärdeten sich totalitär-faschistoid – nicht die ganz ruhig gebliebenen helvetischen Demokraten. Damit war der letzte Kredit verspielt, die «Bewegung» gestoppt, bevor sie zwei Schritte getan hatte. Als Gilgen 1978 die studentische Zwangskörperschaft SUZ auflös-

---

### Das Land hatte vorher und hat weiterhin eine mehrheitlich bürgerliche Wählerschaft.

---

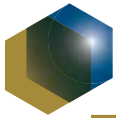
te, die das Treiben über Gebühren finanzieren musste, zuckte sie dann kaum mehr. Dutsches Sozialistischer Deutscher Studentenbund (SDS), Vorbild der hiesigen Verbalrevolutionäre, hatte sich schon 1970 aufgelöst.

Was ist von diesen Love-ins, antikapitalistischen, antifaschistischen, antiamerikanischen Demos, den Scharmützeln und aufgeregten revolutionären Reden geblieben? So gut wie nichts, nicht einmal ein AJZ. Eine kleine Minderheit der Enttäuschten liebäugelte noch mit dem linken Terror, mit dem die RAF in Deutschland, die italienischen «Brigate Rosse» oder die palästinensischen PLO den Zusammenbruch des «Systems» erzwingen wollten. Das Gros schloss sich der SP an, um diese ideologisch umzubauen – mit dem Resultat, dass die arbeitende Bevölkerung sich von der Partei abgewandt hat. Andere wurden rote Grüne, Mediziner, Kommerzmusiker, höhere Beamte,

neoliberale Direktoren, Journalisten oder Lehrer oder Esoteriker oder Professoren oder Emigranten ins eigene Innere oder Aussteiger, die sich zum Beispiel ins Longo-mai-Kollektiv in der Provence verkrochen. Wenn SVP-Exponenten klagen, die 68er seien verantwortlich für das sittliche und politische Elend der heutigen Zeit, so geben sie den Versagern eine Bedeutung, die nicht zu begründen ist. Nachhaltigeren Erfolg hatte nämlich die unmittelbare Reaktion auf die danach rasch verpuffte Revolte: der liberale Studentenring, den Christoph Blocher («Das war mein Einstieg in die Politik») zusammen mit dem Sinologen Harro von Senger, der die maoistische Realität aus eigener Anschauung kannte, und Stephan Schmidheiny gegründet hat.

Nach fünfzig Jahren ist nüchtern zu konstatieren, dass sich in der Schweiz das politische Kräftefeld nicht verschoben hat. Das Land hatte vorher und hat weiterhin eine mehrheitlich bürgerliche Wählerschaft. Und die Politik wäre dezidiert bürgerlicher, würden die längst entlarvten und abgehalfterten 68er nicht weiter ernst genommen und überschätzt. Grund zu einer Jubiläumsfeier hätte einzig der Studentenring.

Der Autor, Jahrgang 1950, hat als Student an der Universität Zürich die sogenannten 68er Vorgänge in stundenlangen Diskussionen mit vielen Protagonisten verfolgt.



# Schweizer Wirtschaft trifft Schweizer Politik

«Digitale Innovation und Regulierung» – Bremst Regulierung Innovation? Wann hört gesunde Regulierung auf und wann beginnt Überregulierung?

**18. April 2018, 9.00 bis 20.30 Uhr**  
**Gottlieb Duttweiler Institute, Rüschtikon**

Teilnahmegebühr\*

Für Weltwoche-Abonnenten  
**CHF 660.–** zzgl. MwSt. statt CHF 990.–

Für Nicht-Weltwoche-Abonnenten  
CHF 990.– zzgl. MwSt. & **1 Jahr Weltwoche-Abo**

\* Solange Plätze vorhanden

**Referenten:** Ignazio Cassis, Sergio P. Ermotti, Monika Walser, Gerhard Schürmann, Gerhard Pfister, Petra Gössi, Albert Rösti, Markus Somm, Esther Girsberger, Gerhard Schwarz, Martin Naville, Barend Fruithof, Oswald Grübel und viele weitere aus Wirtschaft, Politik und Wissenschaft.

Spezial-Anmeldung für Weltwoche-Leser:  
[www.zeimpulse.ch/zei-2018-weltwoche](http://www.zeimpulse.ch/zei-2018-weltwoche)



«Innovationen sind zukunftsgerichtet – und sind eine Stärke der Schweiz. Regulierungen sind dann sinnvoll, wenn sie diese Dynamik unterstützen.»

Ignazio Cassis – Bundesrat



«It is not about innovation vs. regulation; regulation can be a powerful driver for innovation. In the end, it is about having the right regulations.»

Raffaello D'Andrea – Professor of Dynamic Systems & Control at ETH Zurich





Wer hat etwas gegen kostengünstige ambulante Medizin? Gesundheitsminister Berset, BAG-Chef Strupler.

## Unter Bersets Kunstfehler leiden Ärzte und Patienten

Mit seiner juristisch zweifelhaften Tarifordnung pfuscht Bundesrat Berset den Ärzten ins Handwerk. Der Widerstand gegen den politisch motivierten Eingriff wächst auf breiter Front. *Von Philipp Gut*

Der Streit zwischen Gesundheitsminister Alain Berset (SP) und der Schweizer Ärzteschaft spitzt sich zu, der Ton wird schärfer, es drohen gar juristische Auseinandersetzungen. Dabei geht es um Folgendes: Am 1. Januar dieses Jahres trat die von Berset verordnete neue Tarifstruktur (Tarmed) in Kraft. Berset will damit einen Beitrag zur Eindämmung des Kostenwachstums im Gesundheitssystem leisten. Das Ganze hat allerdings einen Haken, wie die *Weltwoche* in der letzten Ausgabe enthüllte: Der Tarifeingriff ist möglicherweise illegal. Passiert ist dies nicht etwa aus Versehen, nein: Berset schlug mit grenzwertigen Durchsetzer-Allüren sämtliche Warnrufe der bundeseigenen Rechtsexperten in den Wind. Gegenüber dem Gesamtbundesrat behauptete er in seinem Antrag fakenwidrig, es gebe juristisch «keine Differenzen» («Bersets Kunstfehler», *Weltwoche* Nr. 8/18). Das ist, wie wir aufgrund von verwaltungsinternen Dokumenten zeigen konnten, nachweislich falsch.

Wer vom forschen Magistraten Einsicht oder zumindest einen Anflug von Selbstkritik erwartet hat, sieht sich freilich getäuscht. Kaum war die umstrittene Tarifänderung in Kraft getreten, goss Berset Ende Januar in einem Interview mit dem welschen Fernsehen Öl ins Feuer. Er empörte sich über Ärzte, die angeblich durch Eingriffe, die dem Tarmed unterliegen, Einkünfte von über einer Million Franken pro Jahr erzielen. Bersets Chefbeamter Pascal Strupler, Direktor des Bundesamtes für Gesundheit (BAG), legte in der Sendung «Infrarouge» nach und bekräftigte die Aussagen seines politischen Vorgesetzten. Es gebe 140 solcher Tarmed-Millionäre, behauptete er, allerdings ohne die Aussage zu belegen.

### Fake News aus dem Departement Berset

In einem offenen Brief an den Bundespräsidenten wehrte sich Josef Brandenburg, Präsident der FMCH, der Dachorganisation der chir-

urgisch und invasiv tätigen Fachgesellschaften, vergangene Woche gegen Bersets Attacke. Jeder ärztlichen Leistung werde gemäss Tarmed ein durchschnittlicher Zeitaufwand in Minuten zugeordnet. Grundlage dafür sei eine jährliche Arbeitszeit von 1920 Stunden. In dieser Zeit solle ein Arzt durchschnittlich 207 000 Franken verdienen können. Das ergebe einen Stundenlohn von 120 Franken. «Um eine Million aus

---

«Der Bundesrat missbraucht die Tarifstruktur, um Leistungen zu beschränken.»

---

den Tarmed-Leistungen zu verdienen, müsste ein Arzt bei einem Stundenlohn von 120 Franken pro Jahr 8333 Stunden arbeiten. Das wären 23,4 Stunden pro Tag, ohne Ferien, Sonn- und Feiertage, ohne Freizeit, auch ohne Schlaf», rechnet Brandenburg vor. Falls



Bersets Behauptung zuträfe, handelte es sich um reinen «Bschiss». Brandenburg schlägt dem Bundespräsidenten eine Arbeitsteilung vor: Wenn Berset ihm die 140 schwarzen Schafe mit Namen nenne, gehe er, der FMCH-Präsident, gegen sie vor. Der Gesundheitsminister könne sich dafür den wirklich drängenden Fragen der Gesundheitspolitik widmen und «auf die Verunglimpfung der übrigen 36 035 Ärztinnen und Ärzte» verzichten. Eine Antwort von Berset sei bis dato ausgeblieben, sagt Brandenburg auf Anfrage der *Weltwoche*. Es entstehe der Eindruck einer «Diffamierungskampagne» von Berset und BAG-Chef Strupler. Sie hätten sich auf die operativ tätige Ärzteschaft eingeschossen und Fake News produziert.

### Politische Motivation

Dass der SP-Bundesrat eine schlagzeilenträchtige Lohndiskussion anzettelt, kommt nicht von ungefähr: Es unterstreicht die politische Ausrichtung seiner Tarifrevision, welche Spezialärzte erklärermassen schlechter- und Hausärzte besserstellen soll. Doch genau diese politische Motivation rügten – nebst vielen anderen Punkten – die Rechtsexperten des Bundesamtes für Justiz. Es gehe nicht an, durch einen obrigkeitlichen Tarifeingriff politische Ziele zu verfolgen, monierten sie sinngemäss.

Aber auch abgesehen von den juristischen Fragezeichen stösst Bersets Revision bei Ärzten unterschiedlicher Fachrichtung auf Kritik. Ausgerechnet für die Hausärzte, die Berset eigentlich stärken wollte, seien die Änderungen «kontraproduktiv», sagt Urs Stoffel, Mitglied des Zentralvorstands der Standesgesellschaft FMH. Bersets Absicht sei es gewesen, die Hausärzte durch die Einebnung der sogenannten Dignität – der fachlichen Qualifikation zur Erbringung bestimmter medizinischer Leistungen – besserzustellen. Das Stimmungsbild gerade auch bei den Hausärzten sei allerdings, dass die negativen Auswirkungen der neuen Limitationen in der Tarifstruktur überwiegen, so Stoffel. «Der Bundesrat missbraucht die Tarifstruktur, um Leistungen zu beschränken.» Stoffel spricht von einer «impliziten Rationierung». Das sei «nicht rechtens».

Das klingt sehr technisch, deshalb zur Veranschaulichung ein Beispiel: Nehmen wir die Position «Ärztliche Leistung in Abwesenheit des Patienten». Diese Position kann nur noch 6 Mal pro 3 Monate verrechnet werden (zuvor 12 Mal pro 3 Monate). Das reiche oft nirgends hin, sagt FMH-Tarifspezialist Urs Stoffel. Wenn der Arzt seine Aufgaben seriös wahrnehme, könne er sie nicht mehr vollständig abrechnen. Mit anderen Worten: Die erbrachten Leistungen sind nicht kostendeckend. «Sehr viel Arbeit der Hausärzte wird nicht mehr abgegolten», sagt Stoffel. Man könne diese Leistungen den Patienten ja nicht einfach vorenthalten. Damit widerspreche die neue Tarifstruktur den Grundsätzen der Sachgerechtigkeit und der Wirtschaftlichkeit, wie

sie das Krankenversicherungsgesetz vorschreibt.

Die kontraproduktive Wirkung des Berset-Eingriffs zeigt sich laut Stoffel darin, dass die Ärzte die enger bemessenen Tarife heute korrekt, aber viel akribischer anwenden als früher. Unter diesem Druck herrsche die Haltung vor, beispielsweise jedes noch so kurze Telefonat auch peinlich genau zu verrechnen – was man früher nicht unbedingt getan habe. So führe Bersets Kürzungskurs «letztlich zu Mehrkosten».

### Ärzte gehen in die Offensive

Die Ärzte wollen die bittere Pille der neuen Tarifordnung nicht einfach schlucken, der



*Offener Brief:* FMCH-Präsident Brandenburg.



*«Implizite Rationierung»:* FMH-Vorstand Stoffel.

Widerstand wächst an allen Fronten. Recherchen zeigen: Die FMH, die grösste Standesorganisation des Landes, hat die aus Ihrer Sicht nicht betriebswirtschaftlichen und unsachgemässen Massnahmen des Tarifeingriffs in einem Dossier zusammengestellt.

Besonders betroffen von den umstrittenen Tarifänderungen sind Spezialisten der Augen-, Hand- oder orthopädischen Chirurgie. Genfer Handchirurgen haben schon mit Streiks gedroht, weil sich gewisse häufige Eingriffe – etwa beim Karpaltunnelsyndrom – unter dem neuen Regime schlicht nicht mehr kostendeckend durchführen liessen.

Ähnlich sei es im Bereich der Ophthalmologie, sagt Walter Aus der Au, der in Freiburg ein Augenzentrum betreibt. Häufige Operationen wie etwa beim grauen und grünen Star liessen sich nicht mehr wirtschaftlich rechnen. Aus der Au führt seit Monaten eine Korrespondenz mit dem Bundesamt für Gesundheit und hat dieses wiederholt auf die Missstände hingewiesen – ohne Erfolg. «Wir müssen Patienten zur Katarakt-Operation weiterweisen, da wir nicht gewillt sind, diese mit Verlust durchzuführen», sagt er.

Wie aus dem Schriftwechsel mit dem BAG hervorgeht, weigert sich dieses, die Experten zu nennen, die das Gesundheitsamt bei den Tarmed-Kürzungen im Bereich der Augenheilkunde beraten haben. Aus der Au schliesst daraus, dass möglicherweise gar keine solide Abklärung stattgefunden hat und dass die entsprechenden Tarifänderungen deshalb «willkürlich» erfolgten.

Was in Freiburg gilt, ist in der Innerschweiz nicht anders: Das Spital Schwyz hat Katarakt-Operationen aus dem Angebot gestrichen, da sie nicht mehr kostendeckend sind. Die Verträge mit den Belegärzten für Augenheilkunde wurden gekündigt. Die betroffenen Patienten müssen nun in die Augenklinik des Kantonsspitals Luzern ausweichen.

### Ein Fall für die Gerichte

Wie Sondierungen der *Weltwoche* zeigen, rumort es auch in anderen Fachbereichen. Die Kieferchirurgen zum Beispiel bereiten ein Memorandum zuhanden ihrer Patienten vor, das auf die «besorgniserregende Entwicklung» im Gesundheitswesen aufmerksam macht. Sie hielten es für ihre Pflicht, die Patienten über gewisse Fakten aufzuklären. Im noch nicht abgesehenen Entwurf des Papiers heisst es: «Nachdem bislang im ambulanten Bereich die vergüteten Tarmed-Leistungen in den letzten Jahren kaum angestiegen sind, können sie nicht als wesentlicher Faktor für die allgemeine Kostensteigerung verantwortlich gemacht werden.» Paradoxerweise aber richte sich Bersets Tarifeingriff gerade gegen diese kostengünstige ambulante Medizin. Verwiesen wird auch auf die juristische Fragwürdigkeit der Tarifstruktur: Da das Kriterium der Wirtschaftlichkeit «akut gefährdet» sei, seien bereits Klagen vor Gericht eingereicht worden. Je nach Ausgang dieser Verfahren seien Rückforderungen für bereits erbrachte Behandlungen denkbar.

Tatsächlich hat ein Schiedsgericht im Kanton Luzern bereits den ersten Tarifeingriff von 2014 für unrechtmässig erklärt. Der Fall liegt jetzt beim Bundesgericht. Falls dieses sich der Argumentation der Vorinstanz anschliesst, wäre auch mit Klagen gegen die derzeitige Regelung zu rechnen. Der Verantwortliche für das mögliche Schlamassel steht jetzt schon fest: Bundespräsident Alain Berset. ○

# Ökologen in der Zuwanderungsfalle

Die Grünen und Linken wollen mehr Zuwanderung und mehr Landschaftsschutz. Diese Gleichung geht auf die Dauer nicht auf.

Von Hubert Mooser

Die Grünen-Präsidentin Regula Rytz strahlte wie ein Maikäfer, als ihre Jungmannschaft im Oktober 2016 die 113 000 Unterschriften zur Volksinitiative «Zersiedelung stoppen – für eine nachhaltige Siedlungsentwicklung» in Bern einreichten. Auf der Website der Initiative lässt sich Rytz seither mit den Worten zitieren: «Immobilienhaie schwören auf das Einfamilienhaus im Grünen. Moderne Menschen schwören auf die Zersiedlungsstopp-Initiative.» Der dreiste Spruch, so falsch wie anmassend, ist das einzige Lebenszeichen der Grünen-Präsidentin zur Zersiedelungsinitiative. Nationalrat Bastien Girod betreue in der Fraktion das Thema, antwortet sie auf Anfragen. So viel Zurückhaltung ist man von der Bernerin nicht gewohnt, die sich sonst zu jedem Thema gerne und oft prominent in die erste Reihe stellt.

Das liegt wohl daran, dass Rytz insgeheim weiss, dass die Grünen mit dieser Vorlage bei den Wählern kaum punkten können. Der Bundesrat lehnt die Initiative ab. Kommenden Montag wird sich der Ständerat damit auseinandersetzen. Der einzige Standesherr, der in der vorberatenden Kommission für die Initiative stimmte, war der Genfer Grüne Robert Cramer. Und in etwa so wird es am Montag auch im Ständerat herauskommen.

Es war denn auch etwas verwegen von den Jungen Grünen, nach der Zweitwohnungsinitiative 2012, nach der Landschaftsinitiative und der damit zusammenhängenden Revision des Raumplanungsgesetzes 2013 eine weitere Initiative aufzugleisen, welche die Bodennutzung noch stärker regulieren will. Die Zersiedelungsinitiative verlangt, dass bei der Einzonung von Bauland die gleiche Fläche von vergleichbarer Qualität ausgezont wird. Auch das Bauen ausserhalb der Bauzone wollen die Initianten einschränken.

## «Echter Schutz des Kulturlandes»

Dabei haben Kantone und Gemeinden an der Zweitwohnungsinitiative, die 2012 von Volk und Ständen knapp angenommen wurde, noch genug zu kauen. In Gemeinden mit einem Zweitwohnungsanteil von über 20 Prozent dürfen grundsätzlich keine neuen Zweitwohnungen mehr bewilligt werden. Ein Jahr später nahmen die Stimmbürger auch die Revision des Raumplanungsgesetzes an, die eine Verkleinerung der Bauzonen verlangte und als indirekter Gegenvorschlag zum Bauzonenmoratorium der Landschaftsinitiative galt.



Prinzip Hoffnung: Einreichung der Volksinitiative «Zersiedelung stoppen».

Hier sind die Kantone zurzeit noch damit beschäftigt, ihre Richtpläne den neuen Regeln anzupassen. «Der heisse Tanz steht vielen Gemeinden jedoch noch bevor, wenn sie dereinst

## Die Schweiz wuchs in den letzten Jahren schneller, als die Statistiker mit dem Zählen nachkamen.

vor der Gemeindeversammlung das Auszonen von Bauland vertreten müssen», sagt SVP-Nationalrat Franz Ruppen, der als Gemeindepräsident von Naters weiss, wovon er spricht.

Der Co-Präsident der Jungen Grünen, Luzian Franzini, sieht das anders: «Leider zeigt sich gerade bei der Umsetzung der Raumplanungsrevision, dass die aktuelle Gesetzeslage zu viele Lücken offenlässt. Die Versiegelung von Grünflächen geht praktisch

ungebremst weiter.» Und Nationalrat Bastien Girod findet: «Die Initiative ist eine wichtige Weiterentwicklung hin zu einem echten Schutz des Kulturlandes und gegen eine weitere Zersiedelung.»

Ginge es diesen Kreisen tatsächlich um den Schutz der Landschaft, müssten sie allerdings auch die von der SVP lancierte Initiative zur Kündigung des freien Personenverkehrs mit der EU, die Begrenzungsinitiative, unterstützen. Denn: Wie hoch das Bevölkerungswachstum in den nächsten Jahrzehnten ausfallen wird und damit auch der Druck auf die Bodenreserven, hängt fast ausschliesslich vom Ausmass der Zuwanderung in diesem Zeitraum ab. Die Schweiz wuchs in den vergangenen Jahren schneller, als die Statistiker mit dem Zählen nachkamen. Aktuell leben in der Schweiz gegen 8,5 Millionen Menschen. Bereits in fünf Jahren könnten es, so die Statisti-

ker, über 9 Millionen sein. Das erhöht nicht bloss den Druck auf die Landschaft, es lässt die Immobilienpreise hochschnellen, es bedeutet noch mehr Stau auf den Strassen, überfüllte Züge und Schlangen im Einkaufscenter. «Doch genau diejenigen, die heute den Bodenverschleiss anprangern, wollen weiterhin einer unbegrenzten Zuwanderung Tür und Tor öffnen», kritisiert Franz Ruppen.

### Girod dachte einmal anders

Über die Ecopop-Initiative, die sich mit der Belastung der natürlichen Lebensgrundlagen durch eine immer grössere Anzahl von Menschen befasste, rümpften Linke und Grüne bloss verächtlich die Nase. Das Volksbegehren wurde an der Urne deutlich abgelehnt. Zur SVP-Initiative gegen die Masseneinwanderung (MEI), die das Problem migrationspolitisch anging, sagten die Stimmbürger dagegen ja. Statt die MEI auch als Chance anzusehen, dass mit weniger Einwanderung der Druck auf Natur und Landschaft nachlässt, plädieren die Ökologen für noch mehr Zuwanderung. So gehörte die Präsidentin der Grünen, Regula Rytz, zu jenen Politikern, die am lautesten über das MEI-Abstimmungsergebnis jammernten und für noch mehr Zuwanderung eintraten. Zu den Unterstützern der Zersiedlungsinitiative gehört auch die Organisation Pro Velo. Präsident ist SP-Nationalrat Matthias Aebischer, der wie Rytz nach dem Ja zur MEI ins links-grüne Lamento einstimmte. Jon Pult – der Bündner SP-Politiker ist Präsident der Alpen-Initiative, die mitgeholfen hat, die Unterschriften für die Zersiedlungsinitiative zusammenzutragen – hat zwar etwas gegen ausländische Lastwagenkolonnen, die auf der Strasse die Schweiz durchqueren, aber nichts gegen die hohe Zuwanderung – eine Ursache für verstopfte Strassen und überfüllte Züge in der Schweiz.

Interessanterweise dachten nicht immer alle Ökologen so: In einem Arbeitspapier aus dem Jahre 2009 zeigten sich zum Beispiel der Zürcher Girod und die damalige St. Galler Nationalrätin der Grünen, Yvonne Gilli, besorgt über das Bevölkerungswachstum in der Schweiz. Dieses Wachstum habe eine Reihe negativer Folgen: Sozial schwache Einheimische würden in schlechte Wohnlagen gedrängt, Verkehrsengpässe würden sich verschärfen, die Luft- und die Lärmbelastung steigen und Erholungsräume zerstört. Die Grünen jaulten auf, nahmen Girod ins Gebet, seither denkt er wieder wie das gesamte links-grüne Lager: «Wenn wir das Wachstum der Siedlungsfläche einmal eingegrenzt haben, entscheiden schlussendlich Kantone und Gemeinden, wie dicht diese bebaut werden soll. Und damit wird die Anzahl Bewohner und indirekt auch die Zuwanderung entscheidend beeinflusst», sagt Girod heute – ganz nach dem Prinzip Hoffnung. ○

## Politik

# Fake-Panik

**Der Wegfall von Schengen/Dublin würde Milliarden Schäden für die Schweizer Volkswirtschaft bedeuten, behauptet der Bundesrat. Die Rechnung ist abenteuerlich. Von Peter Keller**

**D**er Bundesrat hat einen Bericht vorgelegt «über die volkswirtschaftlichen und finanziellen Auswirkungen von Schengen/Dublin». Fazit: Alles paletti, alles positiv. «Das Schengen-Visum sowie die Erleichterung des Reiseverkehrs durch den Verzicht auf systematische Grenzkontrollen [...] sind von grosser Bedeutung für die Schweizer Volkswirtschaft, insbesondere für die Grenzregionen und den Tourismussektor.»

Der Bericht ist zugleich als Drohung angelegt: Wehe, die Schweiz stiege aus dem EU-Vertragswerk aus. Dann würden die Nachbarstaaten systematische Grenzkontrollen einführen, was «signifikante Wartezeiten und Staus» zur Folge hätte. Je nach Variante würde ein Wegfall von Schengen/Dublin einen «jährlichen Einkommensverlust zwischen 4,7 und 10,7 Milliarden Franken» für die Schweizer Volkswirtschaft bedeuten und besonders den Aussenhandel treffen.

Das Szenario ist ziemlich abenteuerlich. Die Schweiz würde nur theoretisch zu einer Schengen-Aussengrenze, schliesslich sind wir komplett umgeben von Schengen-Staaten. Dass unsere Nachbarn eine Grenzsicherung vornehmen würden wie Ungarn mit seinen bewachten Zäunen, ist hanebüchen, was der Bundesrat weiss. Gegen eine systematische Strangulation der Schweiz spricht auch die real existierende Schengen-Praxis: Wegen der illegalen Asilmigration haben verschiedene Staaten wie etwa Deutschland, Frankreich oder Österreich schon länger eigenständig Grenzkontrollen eingeführt. Trotzdem stauen sich weder an den deutsch-französischen noch an den österreichisch-italienischen Grenzen die Lastwagen. Wer das Gegenteil behauptet, betreibt gezielte Bürgertäuschung.

### «Ängste schüren»

Die souveräne Sicherung der Landesgrenzen dient der Abwehr der illegalen Asilmigration, sicher nicht der Bestrafung der eigenen Volkswirtschaften. Schliesslich arbeiten Zehntausende EU-Grenzgänger in der Schweiz, statt der Arbeitslosenkasse zur Last zu fallen. Und der Aussenhandel ist keine Einbahn: Die Schweiz importiert wesentlich mehr Güter aus der EU als umgekehrt. Insbesondere der exportstarke Süden Deutschlands hat null Interesse, den Warenverkehr ohne Not einzuschränken. Auch bei den Touristenvisa wird Fake-Panik verbreitet. Grossbritannien war nie Mitglied des Schengen-Raums und ist



*Zweifelhafter Erfolg.*

trotzdem eine viel besuchte Reisedestination. Auch die Schweiz könnte mit visumpflichtigen Staaten eine praktikable Lösung finden – man muss es nur wollen.

Bleibt das Dublin-Abkommen. Hier behauptet der Bundesrat, die Schweiz spare «durchschnittlich rund 270 Millionen Franken» pro Jahr, weil wir deutlich mehr Asylgesuchsteller an andere Dublin-Staaten überstellen könnten, als wir selbst von diesen übernehmen müssten. Tatsächlich konnten letztes Jahr netto 1412 Personen in einen Dublin-Drittstaat zurückgeschickt werden. Ein zweifelhafter Erfolg: Total wurden 18 088 Asylgesuche gestellt. Bis auf wenige Ausnahmen kamen alle «Flüchtlinge» über sichere EU-Dublin-Staaten, namentlich Italien, hierher. Vor der Abstimmung 2005 hatte man dem Stimmvolk anderes versprochen: Unser Land würde aufgrund seiner geografischen Binnenlage «nicht zu den klassischen Erstasyländern» gehören.

In der Parlamentsdebatte kritisierte die damalige Berner Ständerätin Simonetta Sommaruga (SP), die Gegner von Schengen/Dublin würden «Ängste schüren», dass die Schweiz mehr Flüchtlinge als andere Staaten aufnehmen müsse, «weil diese ihre Erstasylgesuche nicht melden». Die Befürchtungen waren begründet. Griechenland und Italien haben Hunderttausende von Asilmigranten Richtung Norden ziehen lassen. Mit Folgen: Allein auf Bundesebene belaufen sich die Asylkosten auf jährlich rund zwei Milliarden Franken. Überflüssig zu sagen, dass diese Zahl im neuen Bundesratsbericht nicht eingerechnet wurde.

# Duttweiler der Glasfaserwelt

Er ist eine sozialdemokratische Nachwuchshoffnung, und er leitet eine florierende Firma: Der Winterthurer Fredy Künzler, 50, kämpft gegen die Swisscom und für ein günstiges Internet. Was treibt den Online-Unternehmer an? Von Florian Schwab (Text) und Salvatore Vinci (Bild)

Die Firmenzentrale könnte problemlos als Google- oder Facebook-Office durchgehen. Weitläufiges, offenes Grossraumbüro. Kunstwerk am Eingang: ein babyblau gestrichenes Röhrensystem, in dem ein Tennisschläger, eine alte Playstation-Fernbedienung, ein paar High Heels und ein Schild («There is no place like 127.0.0.1») fast penetrant zufällig angeordnet sind.

Wir befinden uns an der Technoparkstrasse in Winterthur, wo Fredy Künzlers Unternehmen Init7 in einem Bürogebäude eine ganze Etage belegt. Der Firmenchef, gerade 50 Jahre alt geworden, passt in seinem legeren Outfit gut zu dem hier verströmten Start-up-Charme. Auf dem Deckel seines Laptops kleben witzige Sticker aus der Computerwelt. «Ich bin eigentlich ein Nerd», sagt Künzler lachend.

## Schnellstes Internet zum kleinsten Preis

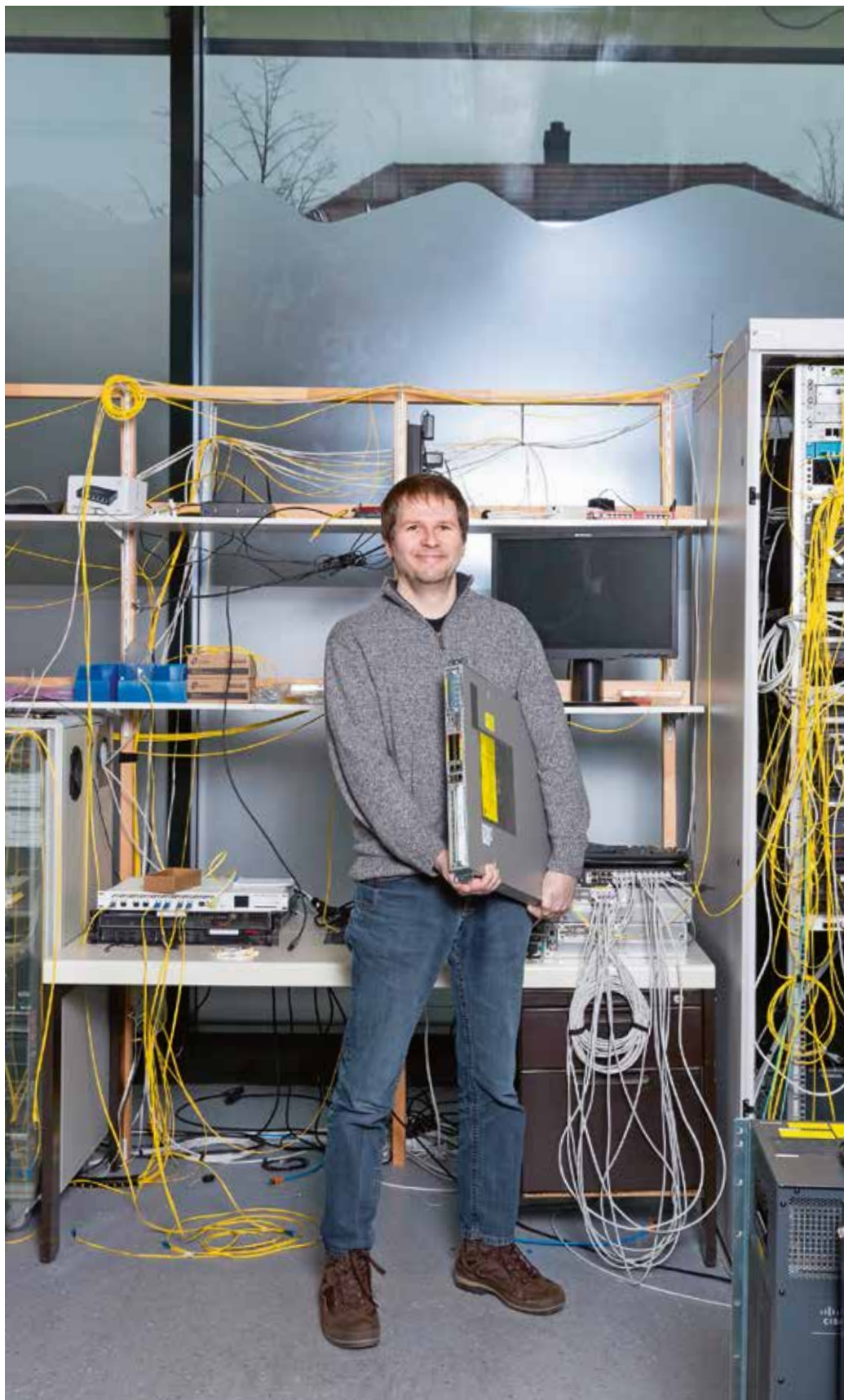
Gerade ist er dabei, mit einem Mitarbeiter den Prototyp einer neuen Init7-App für die Apple-TV-Box zu besprechen. Offenkundig wird hier technologisch auf hohem, anspruchsvollem Niveau gearbeitet. 2009 bekam Künzler eine Leitungsfunktion bei Google angeboten. Doch der verheiratete Familienvater sagte ab: «Dann hätte ich kein Familienleben mehr gehabt.» In seiner derzeitigen Stellung verbringe er den Mittwochnachmittag normalerweise daheim.

Zurzeit läuft bei Init7 ein «Coffee-Contest»: Jede Woche werden die Jura-Kaffeemaschinen mit einer anderen Kaffeesorte gefüttert. Die Mitarbeiter schreiben ihre Degustationsnotizen auf. Das Gebräu von letzter Woche überzeugte nicht. «Gruusig», hat jemand notiert.

Mit 35 Mitarbeitern ist Init7 einer der letzten mittelgrossen Internet-Provider der Schweiz. Die Grundidee ist einfach: das schnellste Internet zum kleinsten Preis. Oder, wie es die Marketing-Agentur ausformuliert hat: «Init7 ist der einzige Provider mit Max-Fix-Garantie: Maximalleistung zum fixen Tiefpreis.»

Das schnellste Internet, das bedeutet Glasfaser bis in die Wohnung oder «Fiber to the Home». Von einem zentralen Knotenpunkt im Quartier (sogenannter «Pop») wird eine einzelne Glasfaser in die Räume des Kunden gezogen, was im Vergleich zu den herkömmlichen Kupferleitungen viel höhere Geschwindigkeiten erlaubt.

Seine Firma, erklärt Künzler, unterscheidet sich von anderen Internet Providern, indem sie nur ein absolutes Minimum an Vorleistungen



«Ich habe auch schon Leute entlassen»: Fredy Künzler.

von den Besitzern der Glasfaserinfrastruktur (Swisscom und kommunale Elektrizitätsversorger) in Anspruch nehmen. Im Wesentlichen die in Erdschächten verlegten Glasfaserverbindungen zwischen den von Init7 betriebenen Pops und den Endkunden. Aus wettbewerbsrechtlichen Gründen sind die Inhaber dieser Glasfasergrundstruktur dazu verpflichtet, anderen Anbietern wie Init7 einen Zugang zu vernünftigen Konditionen anzubieten.

### Lehrjahre als IT-Supporter

Und weil Init7 auch die eigenen Kosten tief hält, bietet das Unternehmen das beste Verhältnis zwischen Preis und Geschwindigkeit weit und breit. Eine Glasfaserleitung mit einem Gigabit pro Sekunde beim Download und beim Upload gibt es bei Init7 für unter 70 Franken im Monat, bei Swisscom oder Sunrise ist diese nicht unter 100 Franken zu bekommen. Rund sechs Millionen Franken hat Init7 in den letzten Jahren in seine 120 Knotenpunkte investiert. «Als wir im Mai 2014 mit Fiber7 angefangen haben, kostete eine Ein-Gigabit-Leitung bei der Swisscom 249 Franken pro Monat.» Init7 habe ein besseres Produkt für 777 Franken im Jahr angeboten. Dass die Preise seither auch bei anderen Anbietern gefallen sind, «ist klar auf unsere Konkurrenz im Markt zurückzuführen», sagt Künzler. *Blick am Abend* hat den Winterthurer einmal als «Robin Hood» bezeichnet, welcher der reichen Swisscom das Hochgeschwindigkeits-Internet wegnehme und es den Armen gebe. Man könnte ihn auch als Gottlieb Duttweiler der Internetbranche bezeichnen.

In diesem Bild erkennt sich der Unternehmer gut wieder, denn er ist ein in der Wolle gefärbter Linker. Aufgewachsen in einfachen Verhältnissen «als Scheidungskind» in Winterthur, absolvierte er zunächst eine Elektronikerlehre bei Sulzer. Das Studium der Elektrotechnik schmiss er aber nach wenigen Monaten und fing in der Informatikabteilung einer kleinen Winterthurer Regionalbank an. Anschliessend war er in der IT für das Reiseunternehmen Kuoni tätig. 1995 sei er «nach Krach mit dem aus damaliger Perspektive unfähigen Chef zur Kündigung gedrängt worden». Danach war er etliche Jahre als IT-Supporter selbständig, bevor er im Jahr 2000 Init7 als Internetprovider gründete, als beim Surfen noch pro Minute abgerechnet wurde. «Zu Spitzenzeiten haben wir monatlich bis zu einer Million Einwahlminuten verkauft», erinnert er sich. Seit dem Ende dieses Zeitalters hat sich Init7 immer wieder neu erfunden. Künzler gehört als Hauptaktionär ein massgeblicher Teil des Unternehmens.

### Unideologischer Realitätssinn

Seit zehn Jahren gehört er für die SP dem Grosse Gemeinderat an, dem Stadtparlament von Winterthur. Als seinen grössten bisherigen

Erfolg sieht er es an, ein überdimensioniertes IT-Projekt der früheren FDP-Stadträtin Verena Gick verhindert zu haben, «wodurch der Steuerzahler rund fünf Millionen Franken eingespart hat». Ein erfolgreicher Kapitalist mit sozialdemokratischem Parteibuch? Künzler winkt ab. «Für mich ist das kein Widerspruch.» Sein Unternehmen habe in den achtzehn Jahren seines Bestehens erst ein einziges Mal Dividenden ausgeschüttet, und er erhalte einfach einen Lohn als Geschäftsführer. Zudem seien die wichtigsten politischen Forderungen der SP in seinem Unternehmen ohnehin unproblematisch: Er sei weit davon entfernt, das Zwölfwache eines einfachen Mitarbeiters zu verdienen. Bei Init7 haben alle Mitarbeiter sechs Wochen Ferien pro Jahr, und der Mindestlohn von 4000 Franken sei ebenfalls «bei weitem erfüllt».

Trotzdem: Init7 funktioniert nach marktwirtschaftlichen Gesetzmässigkeiten. Künzler ist Chef und Teilhaber. «Ich habe auch schon

---

### Künzler fände es besser, wenn die Infrastruktur zum Staat ginge und Dienstleistungen privatisiert würden.

---

Leute entlassen.» Unideologischer Realitätssinn und die Aura des geschäftlichen Erfolgs machen ihn auch bis weit ins bürgerliche Lager wählbar. Während er von Teilen der SP-Wählerschaft konsequent von der Liste gestrichen wird, erreicht er dank Panaschierstimmen aus anderen politischen Lagern dennoch jeweils ein gutes Ergebnis. Am 4. März stellt er sich erneut zur Wahl.

Auch auf schweizerischer Ebene ist Künzler bei der SP eine gerngehörte Stimme zu Themen des Internets und der Telekom-Regulierung. In diesem Bereich sieht er einen massiven politischen Handlungsbedarf. Für den Winterthurer ist klar, dass mindestens das von der staatlichen PTT über die Jahrzehnte aufgebaute Schachsystem als Grundinfrastruktur in staatliche Hände gehört. «Die Teilprivatisierung ist die schlechteste denkbare Lösung.» Als privates Unternehmen bremse die Swisscom Investitionen, welche für die Zukunftsfähigkeit des Landes dringend not-

wendig seien, hauptsächlich beim weiteren Ausbau des Glasfasernetzes.

Den Einwand, dass durch immer bessere Mobilnetze der teure Glasfaserausbau im Festnetz vielleicht gar nicht notwendig sei, lässt Künzler nicht gelten. «Es braucht weiterhin ein Festnetz», denn wenn «am Sonntagabend um halb neun alle Leute Videos und Fernsehen streamen, künftig in UHD-[Ultra High Definition-]Qualität», dann seien die Mobilnetze «bis auf weiteres zu wenig leistungsfähig». «Zu unseren Lebzeiten werden wir keine bessere Technologie für Festnetz-Internet mehr sehen als die Glasfaser», meint Künzler. Auch dass sich Glasfaser in entlegenen Gebieten nicht lohne, sei «ein Märchen». Es komme lediglich auf den buchhalterischen Abschreibungszeitraum an. «Während private Unternehmen ihre Investitionen über wenige Jahre abschreiben müssen, kann eine staatliche Organisation problemlos mit dreissig Jahren rechnen.» So handhabe es beispielsweise die Stadt Zürich mit dem Glasfasernetz des Elektrizitätswerks Zürich. Als Beispiel führt Künzler die alten Kupferleitungen aus dem Zeitalter der analogen Telefonie an. Diese seien, gerade in Randregionen, «vielfach amortisiert», weil die Swisscom seit der Privatisierung «monatlich rund 25 Franken pro Haushalt» kassiert habe. «Investiert hat sie aber in entlegenen Gebieten kaum noch.»

### Nationalratskandidatur?

Stattdessen würden «jedes Jahr über eine Milliarde an Dividenden an den Bund als 51-Prozent-Mehrheitsaktionär und an die 49 Prozent an private Investoren ausgeschüttet». Der Glasfaserpionier fände es besser, wenn die «Infrastruktur zurück zum Staat» ginge und der Rest des Unternehmens, hauptsächlich die Dienstleistungen, vollumfänglich privatisiert würden. Er möchte nicht ausschliessen, dereinst vielleicht sogar im Nationalrat für seine Idee zu kämpfen. Bereits bei den letzten beiden Wahlen habe sich die Frage gestellt, er habe aber zugunsten der Familie auf eine Kandidatur verzichtet. «Das kann sich auch einmal ändern, wenn mein Sohn grösser ist.» ○

## Urteilspublikation zugunsten von Rudolf Matthias Elmer

Der Kläger Rudolf Matthias Elmer und die Beklagten Roger Jürg Köppel und Weltwoche Verlags AG haben vor dem Bezirksgericht Zürich einen Zivilprozess betreffend Persönlichkeitsverletzung geführt. Dabei war unter anderem die in der WELTWOCHEN vom 26. Januar 2011

im Artikel «Bankgeheimnis: Kavaliersdelikt» zitierte Äusserung zu beurteilen, wonach der Kläger einen Datendiebstahl begangen habe. Das Bezirksgericht Zürich beurteilt diese Äusserung als widerrechtliche Verletzung der Persönlichkeit des Klägers.

# Subventionsbetrug leichtgemacht

Die Postauto AG hat den Steuerzahlern viele Millionen entwendet, nun sucht die Politik den Schaden zu begrenzen. Dabei ist praktisch die ganze Bundesverwaltung anfällig für Subventionsschummelei.

Von Beat Gygi

Die Schweizerische Post hat den Steuerzahlern in den vergangenen zehn Jahren für den Postautobetrieb mutmasslich 78 Millionen Franken mehr aus der Tasche gezogen, als gesetzlich erlaubt gewesen wäre. Dies hat im Volk weitherum Empörung und Enttäuschung hervorgerufen – umso mehr, als das Postauto für viele eigentlich als Inbegriff des verlässlichen, soliden und hilfsbereiten Dienstleisters gilt, der das Land zusammenzuhalten hilft. In der Bundesverwaltung Postführung sucht man noch nach der geeigneten Reaktion, wie im Artikel auf Seite 40 dargestellt wird. Das Bundesamt für Verkehr (BAV), das zum Departement für Umwelt, Energie und Verkehr (Uvek) gehört und für die Post-Aufsicht zuständig ist, die Departementschefin Doris Leuthard selber, Bundesstaatsanwalt Michael Lauber und die Generalstaatsanwaltschaft des Kantons Bern reichten alle einander die heisse Kartoffel weiter. Das Finanzdepartement, in dem letztlich die finanziellen Fäden zusammenlaufen, signalisierte, dass der Bundesrat, gestützt auf das Subventionsgesetz, im Prinzip eine andere Verwaltungseinheit für die Strafverfolgung für zuständig erklären könne.

## Diskret von ferne

Nach Tagen kam man dann dazu, das Bundesamt für Polizei damit zu beauftragen. Von aussen betrachtet, erinnert der ganze Vorgang an das Kinderbuch «Joggeli söll ga Birli schüttle»: Joggeli erhält vom Meister den Auftrag, den Birnbaum schütteln zu gehen, Joggeli drückt sich aber vor der Aufgabe, und genau gleich verhalten sich zunächst all die anderen Gehilfen, die ihm der Meister auf den Hals hetzt, um die Sache in Gang zu bringen – bis der Chef wütend selber eingreift. Damit kommt sogleich die Frage auf: Wer ist der Meister im Fall Postauto? Es ist wie fast immer bei den öffentlichen Finanzen: Der Meister ist letztlich der Steuerzahler, der das Geld zur Verfügung stellt und der in diesem Fall nun den Schaden aus der fragwürdigen Aneignung von Verkehrssubventionen hat.

Sofort zeigt sich damit das Verzwickte am Kampf gegen Subventionsbetrug: Der Meister ist die anonyme grosse Masse der Steuerzahler, die wegen ihrer Zersplittertheit nicht mit zorniger Entschlossenheit auftreten. Das nützen die anderen Parteien aus. Der Spielraum für Subventionsschummeleien und -betrug ist ziemlich gross, weil unter den Beteiligten kaum jemand den Anreiz hat, mit der erforderlichen Aufmerksamkeit und Unerbittlichkeit die anderen zu kontrollieren und auf die Einhaltung der Gesetze zu achten.



Empörung und Enttäuschung.

Letztlich ist es eine Art Koalition der Nachsicht, die das Subventionswesen prägt. Im Prinzip sind drei Parteien daran beteiligt: der

## Von aussen betrachtet, erinnert der ganze Vorgang an das Kinderbuch «Joggeli söll ga Birli schüttle».

Subventionsbeantrager und Geldempfänger, die genehmigende Behörde sowie die Staatskasse als Geldgeber. Der Antragsteller vertritt naturgemäss mit voller Energie die eigenen Interessen und die der mit ihm verbundenen Gruppen, etwa der Zulieferer. Die Behörde, die den Antrag prüfen und allenfalls genehmigen soll, müsste eigentlich den Interessen der Post-

autobenutzer, den Interessen der Steuerzahler wie auch jenen der unsubventionierten Drittfirmen Nachachtung verschaffen. Aber in der Praxis steht das Bundesamt für Verkehr vor allem mit der Führung der Postbetriebe in Kontakt. Einem Subventionsempfänger mit gebührendem Misstrauen zu begegnen, braucht mehr Energie, als anonyme Steuerzahler und Firmen diskret von ferne etwas zu schädigen.

Dieser Tage hat der Zuger Kantonsrat Willi Vollenweider via *Basler Zeitung* darauf aufmerksam gemacht, dass die SBB 690 Millionen Franken aus Zwischengewinnen in die Pensionskasse der SBB einbezahlt und damit praktisch dem Steuerzahler entzogen hätten. Dass die Gelder zur Stärkung der Pensionskasse statt zur Stärkung des Unternehmens SBB eingesetzt werden, ist im Prinzip eine öffentlich subventionierte Besserstellung der Arbeitnehmer – und auch der SBB-Manager und -Ver-

waltungsräte, die zusätzlich ihren Ruf als Chefs aufpolieren können. Die Koalition von Belegschaft, Gewerkschaften, Firmenführung und sogar politischer Aufsicht war im Fall der SBB-Pensionskasse offenbar stärker als der Meister, der anonyme Steuerzahler. Medien ticken teilweise ähnlich. Die NZZ wies dieser Tage darauf hin, die falschen Verbuchungen der Postauto AG hätten zwar Kantone und womöglich Gemeinden geschadet, während der Bund als Subventiongeber gelitten, aber als Eigentümer der Post zugleich profitiert habe. Zudem, so die Beschwichtigung, machten die abgezweigten Gelder ja lediglich 0,014 Prozent der gesamten Subventionen in der Schweiz aus, damit verschwinde der Postauto-Fall quasi in der statistischen Unschärfe.

Dabei ist die andere Sicht viel wichtiger: Die Postauto-Affäre ist weniger ein Ausreisser, sondern eher ein Beispiel für normales menschliches Verhalten in Subventionsbeziehungen. In der Summe ist das viel mehr als eine statistische Restgrösse. Der Bund vergibt schweizweit zurzeit Subventionen von insgesamt etwa 39 Milliarden Franken pro Jahr. Es sind knapp 300 Fälle, in denen gemäss Verfassung und Gesetzen staatliche Finanzunterstützung beansprucht werden kann, und diese Zahlungen machten 2016 zusammen rund 59 Prozent der gesamten jährlichen Bundesausgaben aus. Anders gesagt: Bei jedem Franken, der an den Bund gelangt, ist die Wahrscheinlichkeit, dass er zum Subventionsfranken wird, grösser als die Wahrscheinlichkeit, dass er einen anderen Zweck erfüllt. Knapp die Hälfte der Subventionen flossen in die soziale Wohlfahrt, und je ein Sechstel ging in Bildung und Forschung sowie in den Verkehr. Weitere grössere Posten kamen der Landwirtschaft und Ernährung (9 Prozent) sowie den Beziehungen zum Ausland (8 Prozent) zugute.

#### «Das Wissen ist bereits hier»

Die einfachste Art, sich Subventionen zu erschleichen, besteht darin, die förderungswürdigen Aufgaben etwas träge und ineffizient durchzuführen, dann erhält man höhere Kostenerstattungen. Trägheit ist sozusagen eine natürliche Taktik des Subventionsbetrugs – aber man darf nicht so ineffizient sein, dass es auffällt. Noch raffinierter ist es, hohe Kosten vorzutäuschen und die Abgeltung derselben zu kassieren, wie im Fall Postauto geschehen. Mit der Postauto Schweiz AG hat der Bund 2017 laut den Angaben 25 Vereinbarungen abgeschlossen. In jedem Fall seien die Offerten vorgängig überprüft und die ungedeckten Kosten plausibilisiert worden. Die Kosten bei der Postauto AG hätten etwas über dem Durchschnitt von jenen der Buslinien im regionalen Verkehr gelegen, jedoch nicht so hoch, dass der Verdacht auf versteckte Gewinne aufgekommen sei.

Auch bei der Überprüfung der ordnungsgemässen Verwendung der Abgeltungen wur-

## Finanzen

# Hoheitlicher Inkasso-Dienst

## Steuerbehörden und Bundesgericht fordern die Besteuerung fiktiver Gewinne bei Anlagebetrug. Im Publikum reibt man sich die Augen.

So locker der Staat beim Umgang mit Subventionen ist, so brutal kann er sein, wenn es ums Eintreiben von Steuergeldern geht. Er geht so weit, dass er auch Steuern auf Gewinnen erhebt, die gar nicht Wirklichkeit geworden sind, weil sie auf leeren Versprechen von Anlagebetrütern beruhen. Konkret geht es um Begebenheiten, die in die Mitte der neunziger Jahre zurückreichen, sich aber bis heute hingezogen haben, weil sich der Treuhänder und ehemalige Zürcher Steuerkommissär Kurt Oehler nicht mit den bisherigen Entscheiden von Steuerbehörden und Gerichten abfinden will – dies auch mit Verweis auf die Interessen der

### Der Fall begann in den neunziger Jahren und hat sich bis heute hingezogen.

normalen Bürger und Steuerzahler. Begonnen hatte die Auseinandersetzung mit der Frage, ob der auf dem Papier ausgewiesene Gewinn aus einer bestimmten Anlage, die über einen Vermögensverwalter getätigt wurde, der Einkommenssteuer unterliege oder ob dieser als Kapitalgewinn einzustufen und damit steuerfrei sei.

#### Schneeballsystem

Die Steuerbehörde stufte diesen Betrag als Ertrag und nicht als Kapitalgewinn ein, der steuerfrei gewesen wäre. Die behauptete Steuerschuld belief sich auf rund 10 000 Franken. Im Laufe der Auseinandersetzung mit der Steuerbehörde kam aber eine Komplikation hinzu: Es stellte sich heraus, dass der Vermögensverwalter ein betrügerisches Schneeballsystem aufgebaut hatte, das dann zusammenbrach, und dass der in Aussicht gestellte Gewinn nur fiktiv war und nicht realisiert werden konnte, also wie weggewischt war. Die Steuerbehörde blieb jedoch bei ihrer Ansicht, dass diese vorher in Aussicht gestellte und vom Anleger im System belassene Gutschrift als Ertrag zu versteuern sei. Der Rechtsvertreter des Betrogenen zog die Angelegenheit weiter bis vors Bundesgericht, und dieses stützte 2001 die Sicht der Steuerbehörde.

Die Argumente der Richter lauteten grob gesagt so: Zins- und Renditegutschriften auf einer Fälligkeit seien als Vermögenser-

trag zu versteuern. Aus einem späteren Zusammenbruch eines Schneeballsystems könne nicht geschlossen werden, die Forderungen des Anlegers gegenüber dem System seien vorher besonders unsicher gewesen. Das hiess für den Betroffenen: Zum Verlust seiner investierten Gelder hat er noch die Steuer auf einem vorgegaukelten, nie dagewesenen Gewinn zu tragen, weil das Bundesgericht diesen als steuerbares Einkommen einstufte – und dies dann wiederholt in Urteilen bestätigte.

Es liegt nah, dass im zurückliegenden Jahrzehnt unter Fachleuten Diskussionen aufkamen zur Frage, wie viel die Richterscheide mit wirtschaftlichen Zusammenhängen und mit gesundem Menschenverstand zu tun hätten und wie weit der Staat eine Art Komplizenschaft mit Vermögensbetrüchern eingehen dürfe, um mehr Geld aus den Steuerzahlern herauszupressen. Immerhin stütze sich der Fiskus bei seinen Steuerforderungen genau auf die betrügerischen Konstruktionen, die im Rechtsstaat als strafbar verfolgt würden.

#### Willkürliche Urteile

Nach all den Debatten unternahm Oehler 2016 mit Beschwerdeführenden aus dem Kanton Solothurn einen weiteren Anlauf vor das Bundesgericht – in der Erwartung, dass die Fachdebatten sowie die gegenüber früher veränderte personelle Zusammensetzung des Gerichts zu einer neuen Beurteilung führen könnten. Am 23. Dezember erliess das Bundesgericht jedoch ein Urteil, das auf der 2001 eingeschlagenen Linie lag. Nach Oehlers Einschätzung hat das Gericht die Gelegenheit zu einer Korrektur früherer Fehlurteile verpasst. Seiner Meinung nach ist man damit in der unbefriedigenden Lage, dass das Bundesgericht als letzte Instanz willkürliche Urteile fällen kann, die dann sozusagen unverrückbar sind. Die Steuergesetze sind laut Oehler in Ordnung, diese forderten ja keine Besteuerung fiktiver Gewinne. Deshalb sei es an der Landesregierung, die durch Behörden und Gerichte in die Welt gesetzte übertriebene Besteuerung zu beseitigen, indem die betroffenen Steuerpflichtigen Anspruch auf Staatshaftung und damit auf Schadenersatz erhielten. *Beat Gygi*

## Gewählte Arbeitsverweigerer

**Dass die Postauto AG jahrelang betrogen hat, ist gravierend. Das Verhalten der National- und Ständeräte indes ist kläglich: Die parlamentarische Aufsicht funktioniert nicht mehr.**

Wann darf von einem Skandal gesprochen werden? Seit drei Wochen versuchen massgebende Akteure, die Vorkommnisse bei der Postauto Schweiz AG zu deuten. Bundesrätin Doris Leuthard hat in öffentlichen Statements erklärt, sie sei «enttäuscht», dass sich die Post-Tochter über Jahre hinweg «gesetzeswidrig» verhalten habe. Urs Schwaller, Verwaltungsratspräsident der Post, diagnostizierte ein «Systemproblem ungeahnten Ausmasses und ein Versagen der Kontrollinstanzen während vieler Jahre». Peter Füglistaler, Direktor des Bundesamts für Verkehr (BAV), sprach von einer «sehr aktiven Täuschung» durch die Postauto AG. Es gibt also nichts schönzureden. Die Sache ist skandalös.

### Kontrollwirrwarr

Nicht zur Milderung der unappetitlichen Umstände trägt bei, dass wochenlang darüber gestritten worden ist, wer die sehr aktiven Täuschungen, die Systemprobleme und das Versagen der Kontrollinstanzen untersuchen soll. Zwar reichte das BAV Strafanzeige ein, doch weder die Bundesanwaltschaft noch die Berner Staatsanwälte fühlten sich zuständig. Bundesrätin Leuthard beharrte jedoch darauf, dass eine Strafuntersuchung eingeleitet wird. Das führte dazu, dass der Bundesrat am Dienstag beschlossen hat, ein Verwaltungsstrafverfahren gegen die Post durch das Bundesamt für Polizei (Fedpol) führen zu lassen. Die Machenschaften der Postauto AG beim Bezug von Subventionen im regionalen Personenverfahren sollen strafrechtlich untersucht werden.

Schon zuvor hat die CVP-Magistratin parallel zum ehemaligen CVP-Fast-Bundesrat und heutigen Post-Chef Schwaller interne Task Forces in Marsch gesetzt. Auch die Revisionsfirma EY (früher Ernst & Young) soll eingreifen. Zusammenfassend lässt sich sagen: Nach drei Wochen haben Bundesverwaltung und die dem Bund ge-

hörende Post zwar ein Kontrollwirrwarr errichtet, aber noch nichts erreicht.

Die hektische Betriebsamkeit von Leuthard, Schwaller und Co. kontrastiert auffällig mit dem Müsiggang, der im Bundesparlament vorherrscht. Im Nationalrat sind bisher lediglich Einzelstimmen laut geworden. Der Aargauer FDP-Verkehrspolitiker Thierry Burkart findet, falls die operative Post-Chefin Susanne Ruoff tatsächlich von den Trickserien gewusst habe, dann sei sie «Mittäterin beim Betrug am Steuerzahler und müsste als Post-Chefin zurücktreten». Passiert ist bisher das Gegenteil. Susanne Ruoff genießt weiter-



*Rückendeckung für Ruoff:* Post-Verwaltungsratspräsident Schwaller.

hin Rückendeckung von Verwaltungsratspräsident Schwaller wie auch von Doris Leuthard. Aus den Fraktionen von FDP und SP ertönt der Ruf nach einer Debatte über Post und Service public, die noch während der Frühjahrsession stattfinden soll.

Im Ständerat hat sich die Geschäftsprüfungskommission über die Postauto-Wirren gebeugt. Man wünsche «in einem ersten Schritt zusätzliche Informationen vom Verkehrsdepartement, um sich einen besseren Überblick über die Angelegenheit verschaffen zu können», teilte die von Anne Seydoux-Christe (CVP, Jura) präsidierte Kommission mit. Dann schaue man weiter.

### Zahnloser Tiger

Postautos stehen nicht im Ruf, allzu flott unterwegs zu sein. Doch was sich die parlamentarischen Gremien in der Causa Postauto leisten, grenzt an Arbeitsverweigerung. Laut den Erhebungen des Bundesamts für Verkehr, die Anfang Februar publik wurden, geht es um Umbuchungen in der Höhe von 78,3 Millionen Franken, die zwischen 2007 und 2015 vorgenommen wurden und nicht den gesetzlichen Vorschriften entsprachen. Wenn bei den parlamentarischen Geschäftsprüfungskommissionen angesichts des Ausmasses der veruntreuten Steuergelder nicht die Alarmglocken schrillen, läuft definitiv etwas falsch.

Leider agiert das Parlament hinsichtlich seiner Kontrollpflichten seit längerem wie ein zahnloser Tiger. Damit werden glasklare gesetzliche Aufträge torpediert. In Artikel 26 des Parlamentsgesetzes heisst es: «Die Bundesversammlung übt die Oberaufsicht aus über die Geschäftsführung des Bundesrates und der Bundesverwaltung, der eidgenössischen Gerichte, der Aufsichtsbehörde über die Bundesanwaltschaft, der Bundesanwaltschaft und anderer Träger von Aufgaben des Bundes.» Das bedeutet, dass auch die Post der parlamentarischen Oberaufsicht untersteht.

Wenn jetzt also ein Skandal aufbricht wie die Betrügereien bei der Postauto AG, so ist das ein zwingender Fall für eine parlamentarische Untersuchung. Die Geschäftsprüfungskommissionen beider Räte stehen, wenn sie nicht subito ihre Arbeit aufnehmen, ab sofort unter dem Verdacht der Günstlingswirtschaft. Soll Doris Leuthard, der vielenorts bewunderten Magistratin ohne Fehl und Tadel, der (von ihr selber frühzeitig in Aussicht gestellte) Rücktritt spätestens im



Herbst 2019 nicht vermiest werden? Parteipolitische Klüngerlei spielt in Krisenfällen allzu häufig eine dominierende Rolle. Die Regierungsparteien verhalten sich defensiv, weil sie nicht Gefahr laufen wollen, bei nächster Gelegenheit ihre eigenen Bundesräte in die Bredouille zu bringen. Und die Oppositionsparteien sind im Konkordanzsystem schwach.

### Eine PUK wäre angemessen

Besonders krass springt die Unlust des Parlaments, bei Affären und Skandalen die arbeitsaufwendige Kontrollfunktion wahrzunehmen, immer dann ins Auge, wenn eine parlamentarische Untersuchungskommission (PUK) das probate Mittel wäre. Diese schärfste Waffe, über die das Parlament verfügt, ist stumpf geworden. Sie müsste dann eingesetzt werden, wenn «Vorkommnisse von grosser Tragweite zu klären» sind. Der vorlie-

### Auffällig ist, dass dem Parlament seither jeglicher Biss abhandengekommen ist.

gende Postauto-Skandal ist definitiv keine Bagatelle. Bis zum Beginn der Frühjahrssession erhob aber nur der SVP-Nationalrat Ulrich Giezendanner den Ruf nach einer PUK.

Es ist gewiss opportun, das Instrument der PUK nicht inflationär zu verwenden. Vier Mal kam es bisher dazu: In den 1960er Jahren war der Mirage-Skandal Anlass für die erstmalige Einsetzung einer PUK. 1989 folgte die PUK EJPD, 1990 die PUK EMD, 1996 schliesslich waren Unregelmässigkeiten bei der Pensionskasse des Bundes Anlass für eine PUK. Auffällig ist, dass dem Parlament seither jeglicher Biss abhandengekommen ist. Von 1995 bis heute sind dreissig Anträge für eine PUK gestellt worden – und allesamt sind gescheitert.

Unsere eidgenössischen Parlamentarier sind gewählt worden, um allfällige Missstände aufzudecken, um in der Verwaltung für Ordnung zu sorgen, wenn Unordnung herrscht. Die Oberaufsicht ist eine der vornehmsten Aufgaben der National- und Ständeräte. Wenn das Parlament beim Postauto-Skandal einmal mehr seine Arbeit nicht macht, wenn die berechnete Forderung nach einer PUK chancenlos bleibt, nützt das vielleicht Doris Leuthard, nicht aber der Sache. Zu befürchten ist, dass die Schönwetterpolitiker in Bundesbern die Oberhand behalten werden. *René Zeller*

den die Umbuchungen von Postauto-Gewinnen in andere Einheiten nicht durchschaut. Personell ist das Bundesamt für Verkehr nicht üppig ausgestattet. Laut den Angaben sind für die Offertverhandlungen und die Rechnungsprüfung rund fünfzehn Personen verfügbar. In der Revision des Amtes sind vier Personen (3,6 Vollzeitstellen) tätig. Des Weiteren verpflichtet das Subventionsgesetz den Bundesrat, sämtliche Subventionen mindestens alle sechs Jahre zu überprüfen und dem Parlament darüber Rechenschaft abzulegen. Dies erfolgt zum Teil in Botschaften, mit denen der Bundesrat dem Parlament mehrjährige Finanzbeschlüsse oder Änderungen von Subventionsbestimmungen beantragt, zum Teil wird in der Staatsrechnung darüber informiert.

Nach den Aussagen von Verwaltungsvertretern gibt es beim Bund keinen einheitlichen Rahmen zum Überprüfen des Subventionswesens, jedes Bundesamt lege sich seine eigenen Reglemente zurecht. Bisweilen treffe man auf abenteuerliche Formulierungen beispielsweise zur Rechnungslegung, und Führungskräfte seien fachlich oft stark auf ihre Teams angewiesen. Die 2011 von Bundesrätin Leuthard zur Vizedirektorin im Bundesamt für Kommunikation (Bakom) ernannte Nancy Wayland Bigler beispielsweise antwortete in einem Interview 2012 auf dem Portal Persönlich.com auf die Frage, wie es ihr beim Bakom als fachlicher Quereinsteigerin und Leiterin Medien und Post ergehe, wo sie sich ihr Know-how hole, wie folgt: «Glücklicherweise verfüge ich über sehr kompetente Mitarbeiter. Somit ist das Wissen bereits hier.»

Das Bakom zählt im Departement Leuthard neben dem subventionsbetonten Bundesamt für Energie zu den besonders stark exponierten Bundesämtern, da der Umgang mit der SRG zu

### «Wir kommen als Verbündete. Mit kritischem Blick zwar, aber nie als Feind.»

seinen Aufgaben zählt. Die SRG hat lange Erfahrung in der Subventionsjägerei. Sie wehrt sich zwar gegen den Begriff Subventionen, aber seit dem Bundesgerichtsurteil von 2015, dass die Billag-Gebühren zu Unrecht mit Mehrwertsteuer belegt waren, dominiert die Meinung, dass die Billag-Gebühren den Charakter von Subventionen haben. Bereits 1999 hat die SRG demonstriert, wie man bei der Umstellung der Rechnungslegung von der alten Form nach Obligationenrecht zur Rechnungslegung nach den Fachempfehlungen zur Rechnungslegung (FER, heute Swiss Gaap FER) die Neubewertung von Vermögenswerten geschickt zu seinen Gunsten ausnützt. Damals gab es eine Aufwertung in der Bilanz von 411 Millionen Franken, davon betraf der grösste Teil (376 Millionen) die Immobilien. Die Überführung der alten in die

neue Rechnungslegung führte auf der Bilanz-Passivseite zur Erhöhung der Gewinnreserven (318 Millionen). Die SRG war immer noch das gleiche Unternehmen, sah aber nach mehr aus, weil die Immobilien höher bewertet waren und auf der Passivseite ein entsprechender Gegenposten notiert war.

### Was macht die Finanzkontrolle?

Nun kam aber der Trick: Die Firmenführung verschmolz auf der Passivseite den Posten «Gewinnreserven» mit der normalen Grundreserve. Das führte dazu, dass von da an die Abschreibungen der Aktiven alle über die Erfolgsrechnung laufen mussten. Grob gesagt hiess das: Mehr Abschreibungen zehren am Gewinn, das lässt die Rechnung schlechter aussehen, und diese Lücke ruft nach mehr Gebühren, die man beim Bakom beantragt. Nochmals anders gesagt: Die SRG machte beim Bakom Kosten geltend und kassierte Gebühren, für die sie nie einen Franken ausgegeben hatte – das bis heute, Jahr für Jahr. Das ist also nicht nur Historie – erst recht nicht, wenn man bedenkt, dass heute viele Gemeinden auf des neue Harmonisierte Rechnungslegungsmodell (HRM2) umstellen, das in ähnlicher Weise ein Spiel mit Aufwertungen zulässt.

Ganz nebenbei hat die SRG damals auch schon den Trick mit der Pensionskasse angewendet, den jetzt die SBB versuchen: Bei der Aufwertung wurden gut 90 Millionen in die Pensionskasse abgezweigt. Die SRG-Belegschaft hat also dem Radio- und TV-Publikum fast 100 Millionen vorenthalten.

Gibt es im Bundesuniversum denn nicht einen wirklichen Verbündeten der Steuerzahler? Es gibt doch noch die von Michel Huissoud geführte Eidgenössische Finanzkontrolle (EFK) mit gut hundert Angestellten, die keiner Verwaltungsstelle unterstellt ist, Whistleblower-Meldungen entgegennimmt und anderen Stellen auf die Finger schauen und klopfen kann. Huissoud umschrieb den Auftrag der EFK einmal so: Die Staatsgelder zu beaufsichtigen, sei keine «Mission: Impossible» wie im gleichnamigen Film, denn die EFK verfüge über einen Trumpf: Die von ihr Geprüften, die Einheiten der Bundesverwaltung, seien keine Feinde, sondern wertvolle Verbündete. Schwierig zu knacken war und ist offenbar die ebenfalls frei agierende Finanzaufsichtsbehörde Finma. Dieser wollte Huissoud seinerzeit einen Besuch abstatten, ohne Erfolg. In diesem Zusammenhang wiederholte er sein Motto: «Wir kommen als Verbündete. Mit kritischem Blick zwar, aber nie als Feind.» Kenner der Verwaltung sind der Ansicht, die Rolle der EFK werde vor allem auch geprägt durch all das, was sie beim Kontrollieren unterlasse. Damit ist wohl klar, dass die EFK nicht wirklich der ideale Verbündete für Meister Steuerzahler ist. ○

# Rotes Tuch für Feministinnen

Gisela Friedrichsen, Deutschlands bekannteste Gerichtsreporterin, stört sich an der Rolle der Medien im Fall des Regisseurs Dieter Wedel. Und sie kann nicht verstehen, warum sich die angeblichen Opfer erst jetzt melden. Von Katharina Fontana

Der Mann ist verurteilt, bevor sich überhaupt ein Staatsanwalt mit seinem Fall befasst hat. Dieter Wedel, bekannter deutscher Fernsehregisseur, liegt nach wochenlanger Medienkampagne vernichtet am Boden. Mehrere Schauspielerinnen werfen ihm in der Wochenzeitung *Die Zeit* vor, sie schikaniert, geschlagen oder vergewaltigt zu haben – vor 25, 30 oder 40 Jahren. Seither ist kein Halten mehr. Immer mehr Anschuldigungen prasseln auf Wedel nieder, alle scheinen gewusst zu haben, wie schlimm er gewesen sein soll, nur hat all die Jahre über nie jemand etwas gesagt.

So gross das Schweigen früher war, so laut ist das Getöse heute. Über den angeblichen Bösewicht, der alle Vorwürfe abstreitet, wird in der Öffentlichkeit hemmungslos hergezogen. Es gibt nur wenige Stimmen, die hier nicht im Rudel heulen und sich von der medialen Treibjagd distanzieren. Eine von ihnen ist Gisela Friedrichsen. Die renommierte Gerichtsreporterin, die 27 Jahre für den *Spiegel* tätig war, seit 2016 für die *Welt* schreibt und regelmässig als Gast in Talkshows auftritt, ist empört darüber, was derzeit im Fall Wedel geschieht. Es handle sich um eine «mediale Hinrichtung».

## Zweifel im Fall Kachelmann

Wir treffen die lebhaft Münchnerin in Wiesbaden, wo sie seit bald vierzig Jahren wohnt. Friedrichsen hat sich in ihrer langen Karriere nie gescheut, ihren Standpunkt zu verteidigen und, wie im Fall Wedel, gegen flächendeckende Vorverurteilungen anzuschreiben. Das hat ihr im Laufe der Jahre immer wieder Kritik eingebracht, doch vielfach lag sie richtig und schrieb mit ihren Reportagen aus den Gerichtssälen Justizgeschichte. Legendär war etwa ihr Einfluss in den Wormser Prozessen um massenhaften Kindmissbrauch, die sich als eigentlicher Justizskandal herausstellten. Während Staatsanwaltschaft und Medien sich in die Vorstellung verbissen hatten, dass mehrere Familien einen Pornoring betrieben und ihre Kinder jahrelang sexuell missbraucht hätten, kam Friedrichsen an der Geschichte allzu vieles komisch vor. Sie formulierte Zweifel, blieb hartnäckig und sollte recht behalten. Alle Angeklagten wurden nach jahrelangen Verfahren 1997 freigesprochen; später stellte sich der Hauptbelastungszeuge als der wahre Kinderschänder heraus.

Auch beim Strafverfahren gegen den Schweizer Wettermoderator Jörg Kachelmann, der von einer Geliebten der Vergewaltigung be-

zichtigt worden war und 2011 freigesprochen wurde, scherte Friedrichsen aus. Die Boulevardmedien starteten von Beginn weg eine Kampagne gegen den Fernsehmann, sein reges Liebesleben wurde akribisch ausgeleuchtet. Sie selber habe «zugewartet, denn auch für Herrn Kachelmann gilt schliesslich die Unschuldsvermutung. So kam ich sofort in die Schublade der täterfreundlichen Journalistin.» Das Etikett haftet ihr bis heute an.

Die wohl grösste Kritikerin Friedrichsens ist die Feministin Alice Schwarzer, die damals, obschon von strafprozessualen Kenntnissen unbelastet, den Kachelmann-Prozess in der *Bild*-Zeitung kommentierte. Schwarzer verstieg sich dabei zur Forderung, dass in Vergewaltigungsprozessen statt für die Täter für

---

## «Es ist Sache des Staates, Straffälle aufzuklären, und zwar nach klaren Regeln.»

---

die Opfer die Unschuldsvermutung zu gelten habe – ein Argument, das auch in der aktuellen Sexismus-Debatte immer wieder aufscheint. Für Friedrichsen ein rechtsstaatliches Unding: «Jeder Mann, der eines Sexualdelikts bezichtigt wird, müsste beweisen, dass er kein Unrecht begangen hat. Doch wie soll sich ein Einzelner gegenüber dem mächtigen Staat wehren können?»

Zurück zum Fall Wedel. Nach Ansicht von Friedrichsen verhalten sich die Medien unglaublich anmassend. «Es ist Sache des Staates, Straffälle aufzuklären, und zwar nach klaren Regeln. Ermittlungsbeamte müssen Rechenschaft ablegen, wie sie die Opfer befragt haben. Die Medien dagegen tragen keinerlei Verantwortung. Wer weiss schon, wie die Journalisten mit den Schauspielerinnen geredet haben?» Nun kann man einwenden, dass es nun einmal die Aufgabe der Medien ist, Missstände aufzudecken. Die *Zeit* ist zudem bei ihren Recherchen, so scheint es zumindest, sorgfältig vorgegangen und kann die Anschuldigungen gegen Wedel mit Aussagen von angeblichen Zeugen und Mitwissern unterlegen, die über seine Übergriffe informiert gewesen sein wollen. Soll man gut recherchiertes Material nicht veröffentlichten dürfen? Ja und nein, findet Friedrichsen. «Hier geht es nicht um einen gesellschaftlichen Missstand, sondern um die Vernichtung einer einzelnen Person. Man kann schon über das Thema schreiben, aber mit

Distanz und nicht mit der Attitüde: «Wir wissen, was passiert ist.» Journalisten dürfen keine Menschen richten.»

Beim Fall Wedel kommt hinzu, dass die Ereignisse sehr lange zurückliegen. So berichtete die Schweizer Schauspielerin Esther Gensch, der Regisseur habe sie 1980 in seinem Hotelzimmer angegriffen. Wegen der erlittenen Verletzungen habe sie die Dreharbeiten abbrechen müssen; dazu gibt es ein ärztliches Attest. Eine weitere Frau beschuldigte Wedel, sie 1975 mit seinem Auto in ein Waldstück gefahren und dort vergewaltigt zu haben. Andere Übergriffe sollen sich in den 1990er Jahren zugetragen haben.

«In einem fairen Verfahren muss jeder die Chance haben, gehört zu werden. Doch was kann Herr Wedel jetzt noch tun? Er wird ja auch nicht mehr wissen, was er an einem bestimmten Tag vor dreissig Jahren gemacht hat. Das ist Denunziation», kritisiert Friedrichsen. Überhaupt kommt es ihr eigenartig vor, dass sich keine der Schauspielerinnen getraut haben soll, zur Polizei zu gehen. Sie hat diese Meinung auch in einem Zeitungskommentar ausgeführt: «Warum treten die Frauen mit ihren Beschuldigungen erst jetzt, im Zeitpunkt grösstmöglicher öffentlicher Resonanz, an die Öffentlichkeit?»

Solche Einwände, so berechtigt sie auch sind, hört man nicht überall gerne. Der Schauspieler Til Schweiger etwa rempelte Friedrichsen in einer Talkshow deswegen an und warf ihr vor, sie mache die Opfer zu Tätern und zeige als Frau nicht genug Empathie – als müsse bei Frauen das Mitgefühl stets vor dem Verstand kommen. Die Schauspielerinnen hätten sich geschämt und keine Chance gesehen, sich gegen den einflussreichen Wedel zu wehren, so Schweiger. Die Gerichtsreporterin überzeugt das in keiner Weise. Und selbst wenn es so gewesen sein sollte, sei es dennoch falsch, Jahrzehnte später Vorwürfe zu erheben, die nicht mehr nachprüfbar seien. «Wenn eine Schauspielerin heute mit einem dreissig Jahre alten Arztbericht kommt, der ihr blaue Flecken attestiert, was beweist denn das heute? Blaue Flecken kann sich die Frau auf vielerlei Art zugezogen haben, das muss nicht Wedel gewesen sein.»

## Ungeschminkte Aussagen

Für das Argument, man könne den Frauen den Gang zur Polizei nicht zumuten, hat Friedrichsen kein Verständnis. «Mich stört



«Journalisten dürfen keine Menschen richten»: Gisela Friedrichsen.

enorm, dass man Frauen neuerdings einzureden versucht, sie seien hilflos. Das trifft einfach nicht zu. Frauen sind durchaus fähig, selbständig zu handeln. Statt sie in die Opferrolle zu treiben, sollte man ihnen vielmehr Mut machen, Sexualdelikte sofort anzuzeigen. Bei der Kripo und den Staatsanwaltschaften sind es Beamtinnen, die für solche

---

**«Mich stört enorm, dass man Frauen neuerdings einzureden versucht, sie seien hilflos.»**

---

Fälle geschult sind. So schlimm kann es doch nicht sein, einer anderen Frau zu erzählen, dass einem etwas Böses angetan wurde. Zumal wenn man den Täter damit zur Verantwortung ziehen kann.»

Das mit der Verantwortung ist so eine Sache. Tatsächlich kommt es bei Vergewaltigungsprozessen nicht oft zu Schuldsprüchen. Dass die Täter regelmässig ungeschoren davorkämen, ist für Friedrichsen indes eine stereo-

type Behauptung. «Wenn eine Frau das Verbrechen zeitnah meldet, gibt es eine Menge, was man noch beweisen kann.»

Für viele Feministinnen ist die Journalistin ein rotes Tuch. So liess etwa ihre Aussage bei der Verhaftung des französischen Politikers Dominique Strauss-Kahn, man könne eine Frau nicht zum Oralsex zwingen, «sie kann ja zubeissen», die Wogen hochgehen. Dennoch verkörpert die selbstbewusste Friedrichsen in vielem das Idealbild einer emanzipierten Frau. Die zweifache Mutter war stets berufstätig, um die beiden heute erwachsenen Kinder kümmerte sie sich gemeinsam mit ihrem Mann, ehemals Journalist bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Mit ihm, den sie zu ihrer Zeit als FAZ-Redaktorin kennenlernte, ist sie seit mittlerweile 39 Jahren verheiratet.

Friedrichsen wehrt sich gegen das Bild der schwachen Frau, wie es in der gegenwärtigen Sexismus-Debatte kurioserweise von Feministinnen propagiert wird. «Wir Frauen sollten uns hüten, wenn man uns einzureden versucht, wir müssten geschützt werden. Sonst

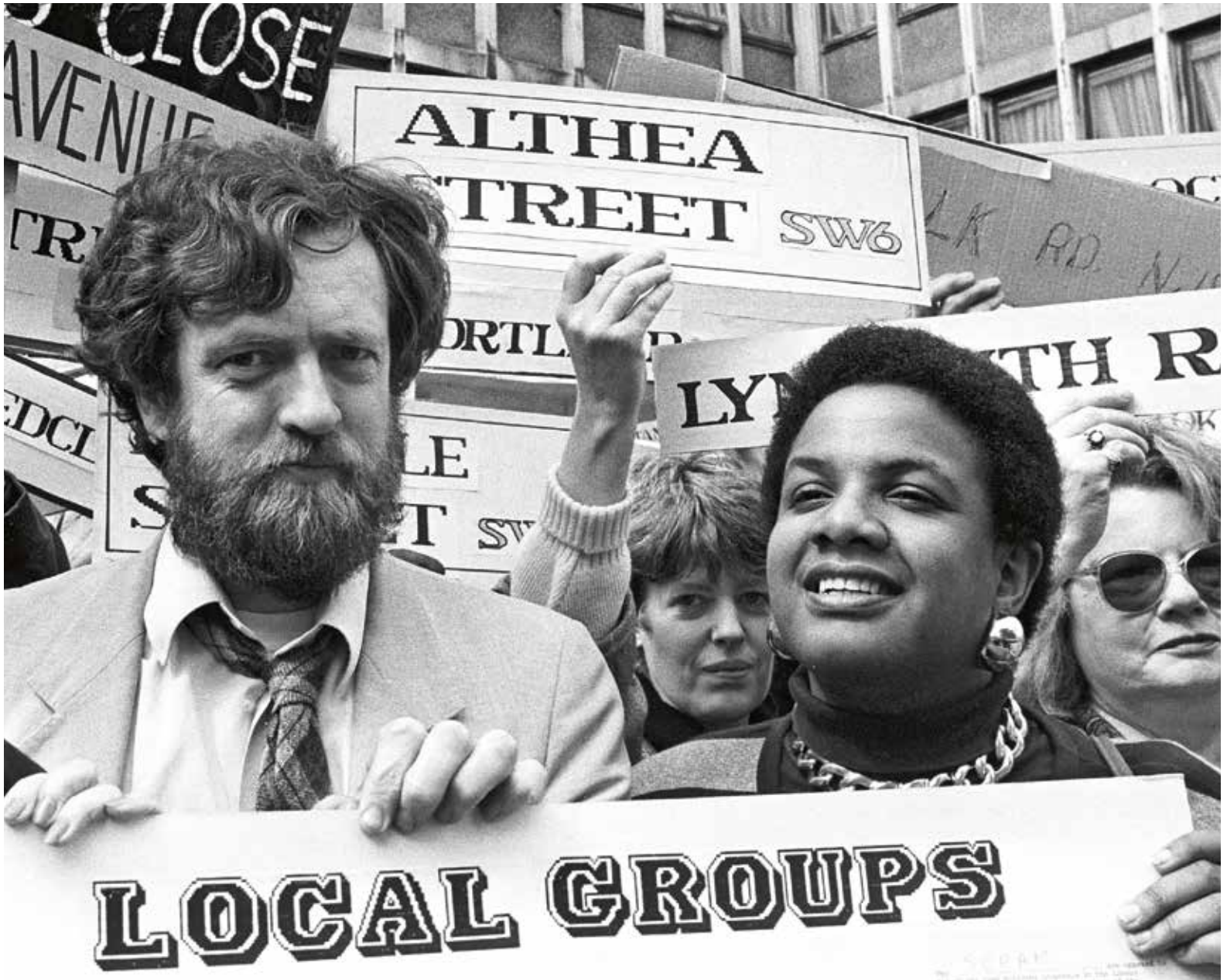
geht die Gleichberechtigung, die sich meine Generation erkämpft hat, verloren.»

Ungeschminkte Aussagen macht die Gerichtsreporterin auch zum Thema Flüchtlinge. Der Freiburger Prozess gegen einen Afghanen, der eine Studentin vergewaltigt und getötet hatte, lege «wie unter dem Brennglas die Folgen jener politischen Fehlentscheidung offen, die Kriegs- und Wirtschaftsflüchtlingen, Abenteurern und Kriminellen seit 2015 ungehindert und unkontrolliert den Weg nach Deutschland und in dessen soziale Netze öffnete», schrieb sie jüngst in der *Welt*. Als sie kürzlich in einer Fernsehrunde zum Thema Sexismus darauf hinwies, dass das Frauenbild nicht integrierter Ausländer das grössere Problem darstelle als ungeschickte Komplimente, fuhr ihr die Moderatorin rasch über den Mund. Für Friedrichsen ein typischer Fall von Meinungsverbot: «Lieber regt man sich über Dinge auf, die vor dreissig Jahren passiert sind und die heute keine Rolle mehr spielen, als über Tabuthemen wie die realen Probleme mit jungen Einwanderern zu sprechen.» ○

# Der Spion, der auf dem Töff kam

War Britanniens Labour-Chef Jeremy Corbyn in den Siebzigern ein Sowjetspion? Ein persönlicher Eindruck belegt: Dafür war er schon immer zu dogmatisch.

Von Wolfgang Koydl



Nur bei bestimmten Themen explosiv: Jeremy Corbyn mit seiner Freundin Diane Abbott (r.) in den achtziger Jahren.

Grossbritannien in den siebziger Jahren fühlte sich zuweilen an wie ein westlicher Vorposten der Sowjetunion – zumindest ökonomisch gesehen. Die Labour-Partei war, mit kurzer Unterbrechung, seit mehr als zehn Jahren im Amt, und in der Downing Street sass mit James Callaghan einer der schwächsten Premierminister der Nachkriegszeit. Militante Gewerkschaftler trieben ihn nach Gusto vor sich her, zum Schaden des Königreichs.

Die Produktivität brach zusammen, Kapital verliess die Insel, das Pfund stürzte ab. Der Verfall gipfelte 1978 im sogenannten «Winter

des Missvergnügens», als Massenstreiks das öffentliche Leben lahmlegten: Totengräber und Müllmänner stellten ebenso die Arbeit ein wie Arbeiter in Kraftwerken und Kohlegruben. Das Land war zur Geisel einer kleinen Gruppe marxistischer Gewerkschaftsführer geworden.

Der Mann, den ich damals an einem kalten Abend in einem Pub im Nordlondoner Arbeiterquartier Islington traf, passte indes recht gut in dieses Land. Vom Aussehen her verkörperte er mit schwarzer Wollfilzjacke, Vollbart und Che-Guevara-Locken den Typus Revoluti-

onär; doch wenn er zu reden begann, kam ein linker Eiferer hervor, ein Dogmatiker mit unverhohlenen Sympathien für stalinistische Methoden. Nur zu verständlich, dass er eine Schwäche für die Länder des Ostblocks hegte. Deshalb wollte Jeremy Corbyn mich sehen.

## Ungewöhnlicher Ferientrip

Ein gemeinsamer Bekannter hatte das Treffen zwischen dem Jung-Redaktor der BBC und dem damaligen Londoner Labour-Stadtrat vermittelt. Corbyn plante für den Sommer einen ungewöhnlichen Ferientrip: eine Töff-

tour durch die DDR mit seiner schwarzen Freundin Diane Abbott. Unser Freund war der Meinung gewesen, dass auch ein Westdeutscher Ratschläge über den kommunistischen deutschen Staat geben könnte. Ein Trugschluss, wie sich rasch herausstellte. Corbyn trank das spendierte Tonicwater und ging, ohne sich mit einer Retourenrunde zu revanchieren.

Links ist Corbyn heute noch, aber nun ist er Führer der Labour Party und aussichtsreicher Anwärter auf das Amt des britischen Premierministers im Falle von Neuwahlen. Diese Aussicht jagt Wirtschaft und Establishment kalte Schauer über den Rücken, schliesslich ist sich der 68-Jährige mit dem asketischen Lebensstil politisch treu geblieben: Er will Bahn und Post wieder verstaatlichen, die Sparpolitik beenden, den Banken auf die Finger sehen, einseitig das Nukleararsenal abrüsten und, wenn möglich, aus der Nato austreten.

### Hobby: Sturz des Kapitalismus

Sogar Ex-Freundin Diane Abbott ist weiter mit von der Partie: Vom Sozius hat sie ins Schattenkabinett des Oppositionsführers gewechselt, ins wichtige Ressort für Inneres und Sicherheit. Andere Parteifreunde aus Corbyns Führungszirkel sind noch radikaler als der Chef: John McDonnell, der in einem Kabinett Corbyn als Schatzkanzler für die britischen Finanzen zuständig wäre, will alle öffentlichen Dienste «wieder zurück in die Hände der Arbeiter legen». Als Hobby gab er einmal an: «Auf den Sturz des Kapitalismus hinarbeiten». Corbyns Strategiechef Seumas Milne wiederum gewinnt dem Sowjetkommunismus «trotz seiner Brutalitäten und Fehler» noch nachträglich positive Seiten ab – Arbeitsplatzsicherheit etwa oder Chancengleichheit.

Dass ein Politiker mit derartigem Programm und Personal Anfang des 21. Jahrhunderts an die Spitze der Umfragen schnellen kann, ist umso bemerkenswerter, als diese Vorstellungen noch vor weniger als zwei Jahren nur von Sektierern geteilt wurden. So wenig mehrheitsfähig waren sie, dass Corbyn die schlechtesten Werte eines Labour-Führers seit sechzig Jahren erhielt. Die Tories träumten bereits von einer jahrzehntelangen konservativen Herrschaft – bis zu den Wahlen im Juni letzten Jahres, als Corbyn der Regierung die Mehrheit im Parlament raubte. Danken kann er dem Dilettantismus von Premierministerin Theresa May und ihrem Team überforderter Brexiteers. Ein Jahr vor dem Austrittstermin hat sich das Kabinett jetzt erst darauf verständigen können, wie das künftige Verhältnis zur Europäischen Union aussehen soll. Mit einem überraschenden Bekenntnis zum Verbleib Grossbritanniens im Binnenmarkt hat Corbyn soeben weiter in die Enge gedrängt.

Nun aber droht die Vergangenheit aus fernen Heisspund-Tagen Corbyn einzuholen. Das Massenblatt *Sun* hat einen ehemaligen Agen-

ten des tschechoslowakischen Geheimdienstes StB ausfindig gemacht, der den Labour-Mann belastet. Mehrmals habe er sich mit ihm Anfang der achtziger Jahre getroffen, behauptet Jan Sarkocy, mindestens einmal sogar im Unterhaus, in das Corbyn 1983 erstmals als Abgeordneter gewählt worden war.

Aus der in Prager Archiven mittlerweile freigegebenen Akte Sarkocys geht hervor, wie der nach London entsandte Späher den Jungpoliti-

### «Ich wusste, was Thatcher am Abend isst, und was sie am nächsten Tag anziehen würde.»

ker einschätzte: «Beziehungen zu Ländern des sozialistischen Blocks: positiv. Er unterstützt sowjetische Friedensbemühungen. Seine Erklärungen zu sozialistischen Ländern sind konsistent.» Ausserdem sei er «locker im Umgang, reserviert, aber höflich». Nur bei be-



Noch radikaler: Schattenschatzkanzler McDonnell.



Schwärmt vom Sowjetkommunismus: Strategie Milne.

stimmten Themen könne er «explosiv» werden.

Abgesehen davon, dass Sarkocy seiner Quelle den an Durchsichtigkeit kaum überbietbaren Tarnnamen COB gab, blieben die Treffen laut Akte freilich folgen- und vor allem ergebnislos. Nur eine Top-Information konnte der Agent seiner vorgesetzten Dienststelle atemlos melden, die ihm COB gesteckt habe: eine angebliche Säuberungsaktion beim britischen Geheimdienst MI6 gegen mutmassliche Sowjetspione. Doch darüber hatte bereits zuvor eine britische Sonntagszeitung berichtet.

Weil das offenbar nicht genügte, um die Summen zu rechtfertigen, die Informanten wie Sarkocy gemeinhin von der britischen Boulevardpresse erhalten, legte der Ex-Spion in mehreren Interviews nach: Natürlich habe Corbyn gewusst, dass er mit einem Agenten der tschechoslowakischen Staatssicherheit redete, das sei damals Allgemeinwissen gewesen. Der Abgeordnete habe sich als «sehr, sehr gute Quelle» entpuppt: «Ich sage nur so viel: Ich wusste, was Thatcher zum Frühstück, zum Mittagessen und am Abend isst, und was sie am nächsten Tag anziehen würde.» Offen liess Sarkocy, wie ein oppositioneller Hinterbänkler an solche Informationen kommen konnte und inwieweit Speisezettel und Kleiderschrank der «Eisernen Lady» für den Kreml relevant gewesen sein könnten.

Die britischen Sozialisten haben die Vorwürfe als «absurd und halluzinierend» abgetan. Nur wenige Labour-Funktionäre befürchten denn auch, dass diese Enthüllungen negative Erinnerungen an die sozialistische Vergangenheit ihres Chefs beim Wähler auslösen könnten. Schliesslich vertrete Jeremy auch heute noch dieselben Meinungen. Dies sei die Grundlage seiner Glaubwürdigkeit, für die er gewählt werde.

### Unbritischer Mangel an Humor

Noch nicht einmal die Regierung May sieht eine Chance, aus dem vermeintlichen Skandal politisches Kapital zu schlagen. Der Premierministerin fiel in der wöchentlichen Fragestunde des Parlaments nur ein gequältes Wortspiel um die Wörter «Schecks» und «Tschechen» (*cheques* und *Czechs*) ein, die im Englischen gleich klingen. Corbyn reagierte auf den Kalauer mit einem theatralischen Gähnen, derweil auch die eigenen Abgeordneten hinter Mays Rücken verzweifelt die Augen verdrehten. Ihr unbritischer Mangel an Humor ist berüchtigt.

Wie wenig Interesse der Ostblock damals an Corbyn hatte, zeigte nun auch ein Blick in die deutschen Stasi-Archive: Kein einziger Eintrag über Corbyns Töfftour durch die DDR findet sich in den Unterlagen. Abbott und Corbyn knatterten nicht nur uninformatiert, sondern auch völlig unbeobachtet durch den Arbeiter- und Bauernstaat. ○



Ohne Rücksicht auf die Tante: Marine (l.) und Marion Le Pen.

# Exorzistinnen

Nach der Niederlage bei den Wahlen versucht Marine Le Pen ein Comeback. Gefährlich kann ihr Nichte Marion werden. Dabei wären sie ein Dream-Team für den Front national.

Von *Jürg Altwegg*

Das Gericht hat entschieden: Der Rauswurf von Jean-Marie Le Pen aus dem Front national ist rechts. Ehrenpräsident der Partei aber darf er bleiben. Nach dem endgültigen Urteil droht er seiner Tochter und Nachfolgerin Marine Le Pen nun mit einer «Strassenschlacht», falls man ihm den Zutritt zum Parteitag am 10. März im nordfranzösischen Lille verweigere. Der Patriarch will dort verhindern, dass sie im Zuge einer «Neubegründung» der Bewegung den Namen des Front national ändert: «Ein Verrat.»

## Nach dem Vatermord

Jean-Marie Le Pen, der im Sommer neunzig wird, hat gerade seine Memoiren veröffentlicht. Unter dem Titel «Fils de la Nation» (Sohn der Nation) erzählt er von seiner Jugend im Krieg, dem frühen Verlust des Vaters und dem ersten Sex mit einer Nachbarin. Marine bleibt weitgehend verschont, der erste Band geht nur bis zur Gründung des Front national 1972. Damals war sie vier Jahre alt.

Die Ernennung der Tochter zur Thronfolgerin des Patriarchen erfolgte seinerzeit gegen den Widerstand manches verdienten Genossen. Bei den Präsidentschaftswahlen vor einem Jahr glaubte sie endlich vor dem Sieg zu stehen, für den sie den Vatermord vollzogen hatte. Der Start in die Stichwahl fiel

glänzend aus. Doch dann kamen die chaotischen Auseinandersetzungen um den Euro und einen Frexit. Im TV-Duell mit Emmanuel Macron lief sie Amok und ging k.o.; am Wahlsonntag wurde sie ausgezählt.

Zwar schaffte sie erstmals selbst den Einzug ins Parlament – doch ohne Fraktion. Die Oppositionsrolle überliess sie dem Linksaussen Jean-Luc Mélenchon. Bei ihren selte-

## Es gibt Anzeichen, dass im rechten Lager ein geläuterter Front national zur führenden Kraft werden könnte.

nen TV-Auftritten erzielt sie tiefe Einschaltquoten wie nie. Ihre Nummer zwei, Florian Philippot, wurde als Sündenbock für die Niederlage aus der Partei verstossen. Er hat «Les Patriotes» begründet – sein Programm: Austritt aus dem Euro und der EU.

Dabei stimmt das Bild von Marine Le Pen als Verliererin der Wahl streng genommen gar nicht. Denn eigentlich war ihr Resultat sensationell gut. Während der Einzug des Vaters 2002 in die Stichwahl eher zufällig erfolgt war und ein kollektives Remake des antifaschistischen Widerstands unter den Wählern der anderen Parteien auslöste, brachte Marine das politische System nicht nur zum Erzittern. An

seinem Zusammenbruch hatte sie mehr Anteil als Macron, der als strahlender Sieger aus den Ruinen hervorging.

## Neuer Parteiname?

Marine Le Pen will an ihrer Strategie der «Ent-Diabolisierung» und «Normalisierung» der Ex-Neofaschisten festhalten, den schwefeligen Geist des Vaters ein für alle Mal bannen. Tatsächlich geht in Frankreich mit dem Neuanfang unter Macron und dem Niedergang der traditionellen Parteien auch die Epoche der systematischen Verteufelung und Vergleiche zu Ende. Seit François Mitterrand das Aufkommen des Front national unfreiwillig mit einer Änderung des Wahlsystems förderte, war die traditionelle Rechte gehemmt und geschwächt. Eine unerwartete Folge: Jetzt droht auch Mitterrands Sozialisten die Auflösung.

Die Republikaner – die letzten Erben des Gaullismus – verlieren weiter ehemalige Minister und Wähler an Macron. Es gibt Anzeichen, dass im rechten Lager ein geläuterter Front national zur führenden Kraft werden könnte. Ein neuer Name wäre dafür nicht schlecht, ein Risiko bleibt er gleichwohl. Marine Le Pen wird ihn am Parteitag enthüllen.

Ihr Ziel: bei den nächsten Wahlen – 2019 für das Europäische Parlament – als Sammelbecken der sogenannten nationalen «Souve-

ränisten» anzutreten. Der Graben zwischen den Verlierern und den Anhängern der Globalisierung, zwischen den Städten und dem Land war bereits im Präsidentschaftswahlkampf das grosse Thema. Und er ist nicht überwunden.

Der alte Le Pen war es auch, der seine 28 Jahre alte Enkelin Marion Maréchal-Le Pen in die Politik drängte. Mit 22 Jahren zog sie in die Nationalversammlung ein, wo sie 2012 die Eröffnungsrede zur Legislaturperiode hielt. Im Konflikt mit Tante Marine verkündete sie im vergangenen Wahlkampf ihren Abschied aus der Politik. Der Grossvater schimpfte sie «Deserteurin». Gegenwärtig besucht sie Managerkurse: Sie will eine Akademie für politische Bildung aufbauen.

### Vorbild: Marxist Gramsci

Aus Amerika kommt allerdings Kunde von ihrer Rückkehr auf die politische Bühne. Vergangene Woche sprach sie anlässlich der Conservative Political Action Conference (CPAC) der amerikanischen Republikaner gleich nach US-Vizepräsident Mike Pence. Die Initiative für die spektakuläre Einladung geht auf Steve Bannon und Sarah Palin zurück. Eine ähnliche Ehre war Marine Le Pen in den USA nie vergönnt. Im Januar 2017 wurde sie kurz vor der Amtseinführung des neuen US-Präsidenten in dessen New Yorker Tower gesichtet, von Donald Trump aber nicht empfangen.

In Frankreich hat Marion Le Pen ihr «Comeback aus den USA» mit einem TV-Auftritt und einem Essay in der rechten Zeitschrift *Valeurs actuelles* orchestriert. Darin propagiert sie den ideologischen Kulturkampf nach dem Vorbild des italienischen Marxisten Antonio Gramsci. Dieser Unternehmung will sie ihre künftige Bildungsstätte für Führungskräfte widmen.

Noch spricht sie lediglich von «Metapolitik» und nicht von den Niederungen der politischen Auseinandersetzung. Ausserdem mag die Rivalität zwischen Tante und Nichte anhalten. Aber als Duo würden sie für die Partei ein Dream-Team verkörpern. Marion steht für eine moderne extreme Rechte, die den «Identitären» nahesteht. Sie könnte die Partei auch mit den gläubigen Katholiken versöhnen, denen die Laizistin Marine Le Pen in gesellschaftspolitischer und religiöser Hinsicht zu liberal ist. Diese wertkonservativen Kreise blieben aus einem historischen Reflex heraus bislang auf Distanz zu den «Neofaschisten».

Der Front national, wie immer er dann auch heissen mag, soll den Spitzenplatz auf der Liste zur Europa-Wahl bereits Marine Le Pen angeboten haben. Gemeinsam ist den beiden Frauen auch, dass sie mit den Nazi- und Gaskammern-Provokationen des Patriarchen aufräumen wollen. Im Gegensatz zu ihm wird Marion Le Pen nicht am Parteikongress teilnehmen – nicht unbedingt aus Rücksicht auf die Tante. ○



### Brief aus ...

## Tirana

Von seinem Büro im Zentrum der albanischen Hauptstadt kann Skender Mucaj die Bauarbeiten für die Grosse Moschee verfolgen, die bald eingeweiht werden soll. Der Blick durchs Fenster erfülle ihn mit Zuversicht, meint der Chef der Muslimischen Gemeinschaft Albanien. Er wolle, sagt er mir, ein Klima schaffen, in dem die muslimischen Albaner ihre religiöse Identität stärken können.

Der Rohbau ist praktisch fertig. Es werde die grösste Moschee auf dem Balkan, sagt Mucaj stolz. Die vier Minarette ragen bereits in den Himmel und sind ein neues Wahrzeichen von Tirana. In einem Land, in dem sich rund siebenzig Prozent der Bevölkerung zum Islam bekennen, wäre das eigentlich kaum der Rede wert. Aber Albanien ist bekannt für seinen Islam light. Nach den in muslimischen Ländern sonst üblichen Begleiterscheinungen sucht man vergebens. Weder ein Alkoholverbot noch Kleidervorschriften für die Frauen kennt man hier, und der intellektuelle Diskurs kennt keine religiösen Scheuklappen.

In diesem Klima wirke die städtebauliche Dominanz der neuen Moschee, die dem Islam mehr Gewicht geben soll, wie ein Fremdkörper, sage ich Albanien Muslimchef Mucaj. Er schüttelt den Kopf. «Wir missionieren ja nicht. Unser Dachverband will die Menschen lediglich davon überzeugen, dass es gut für sie ist, den Weg der Religion zu befolgen.» Und dann meint der 42-Jährige mit Genugtuung: «Ich stelle bereits fest, dass bei uns immer mehr Frauen ein Kopftuch tragen.»

Ohne ausländische Hilfe hätte sich Albanien, wo das Pro-Kopf-Einkommen auf dem Niveau Ägyptens ist, den Bau der neuen Mega-Moschee wohl nicht leisten können. Das Angebot der Türkei, das 30 Millionen Euro

teure Projekt zu finanzieren, nahm Mucaj deshalb dankbar an. Für die Grundsteinlegung war Präsident Tayyip Erdogan aus Ankara angereist. Im Volksmund nennt man das neue Statussymbol des Islam «Erdogan-Zentrum». Hier werden ab 2018 4000 Gläubige beten – 3000 im Innern, 1000 draussen. Integriert werden zudem ein Konferenzzentrum und eine Bibliothek.

### Strategie Erdogans

Erdogan versucht in Albanien, wo sich der Islam traditionell nicht kämpferisch gibt, seine strengen Vorstellungen vom Islam durchzusetzen. Gleichzeitig will er den Einfluss der Türkei in Albanien, einem EU-Beitrittskandidaten, ausdehnen. Dabei erinnert er die Albaner gerne an die gemeinsame Vergangenheit im Osmanischen Reich.

Während der kommunistischen Diktatur, die 1992 zu Ende ging, hatte Enver Hoxha, der Albanien während 41 Jahren terrorisiert hatte, Moscheen und Kirchen zerstören oder konfiszieren lassen. Wem



Islam light? Bau der Grossen Moschee.

ein harmloses «O mein Gott» entfuhr, machte sich verdächtig, und Gebete zu Gott oder zu Allah wurden verächtlich als Zeichen der Schwäche verboten.

Jetzt fordert Erdogans Moschee die bisher vorherrschende säkulare Identität der Albaner heraus. Deutlich wurde das am letzten Opferfest, das in Tirana am zentralen Skanderbeg-Platz gefeiert wurde, der nach dem albanischen Nationalhelden benannt ist. Skanderbeg kämpfte im 15. Jahrhundert nicht nur gegen das Osmanische Reich, sondern auch gegen den Islam. Symbolträchtig wurde während des Opferfestes das Vermächtnis des Nationalhelden vom Islam vereinnahmt. Muslimchef Mucaj hatte namens seiner islamischen Gemeinschaft die Reiterstatue durch eine riesige Leinwand vom Publikum abschirmen lassen – als ob er Skanderbegs Vermächtnis hätte auslöschen wollen. *Pierre Heumann*

# Amerikas Seelenhirte

Billy Graham war einer der prominentesten amerikanischen Geistlichen des 20. Jahrhunderts. Der protestantische Prediger bewegte die Massen und hatte über Jahrzehnte einen guten Draht ins Weisse Haus. Ein Nachruf von Grant Wacker

**B**illy Graham, der letzte Woche im Alter von 99 Jahren gestorben ist, redete wahrscheinlich zu mehr Leuten von Angesicht zu Angesicht als irgend-ein anderer in der ganzen Geschichte der Welt. Als er sich 2005 zur Ruhe setzte, konnte er auf die Jahre zurückblicken, in denen er vor 215 Millionen Menschen in beinahe hundert Ländern gepredigt hatte, nicht zu reden von den Hunderten von Millionen, die er über die elektronischen Medien erreicht hatte.

Zwischen 1955 und 2017 figurierte Billy Graham 61-mal auf der von der Gallup-Organisation aufgestellten Liste der «Zehn meistbewunderten Männer» und liess dabei alle Rivalen weit zurück. Er war weniger ein Prediger als ein protestantischer Heiliger. Nicht alle beurteilten Graham positiv. Sein naher Umgang mit den Reichen, Berühmten und Mächtigen störten seine Freunde und beflügelten seine Feinde. Sein Eintreten für die amtierenden Präsidenten während der Vietnam- und Watergate-Jahre befleckte seinen Ruf, auch wenn er seine Haltung zu diesen Fragen später immer wieder bedauerte.

Die Gründe für Grahams Erfolg sind augenscheinlich. Er sah so gut aus wie ein Filmstar: 1,88 Meter gross, 85 Kilogramm schwer, durchdringende blaue Augen. Und dann kam seine Stimme hinzu, die treffend als «ein Instrument von Kraft und gewaltigem Umfang» beschrieben worden ist. Im Alter verlangsamte sich seine maschinengewehrartige Vortragsweise, die auch durch den ihm eigenen, leicht erkennbaren Südstaatenakzent gekennzeichnet war. Seine nie angezweifelte eheliche Treue und finanzielle Integrität verstärkten seine Glaubwürdigkeit.

## Disziplinierte Massengottesdienste

Mit Hilfe der journalistischen und verlegerischen Giganten William Randolph Hearst und Henry R. Luce passte Graham seine altmodische Verkündigung des Evangeliums den damals neuen Medien an. Neben 32 von ihm geschriebenen oder zumindest betreuten Büchern begründete er 1950 das nationale Radioprogramm «The Hour of Decision», im Jahr darauf die gleichnamige Fernsehsendung, 1951 eine Filmabteilung World Wide Pictures, eine weltweit nachgedruckte Zeitungskolumne «My Advice» und 1960 das Magazin *Decision*. Alle erreichten Millionen von Lesern, Zuhörern und Zuschauern.



Gottes Vergebung: Pastor Graham, um 1970.

Ebenso erfolgreich waren seine Erweckungskreuzzüge, bei denen seine Predigten von riesigen Chören, dem Solosänger George Beverly und Bezeugungen von Prominenten umrahmt wurden. Seine Massengottesdienste erwiesen sich als erstaunlich diszipliniert. Regelmässiger Höhepunkt war die Einladung an das Publikum, sich zu erheben, nach vorne zu schreiten, um dadurch zu bezeugen, dass man sein Leben Christus widmet. Hauptsache war immer die Predigt. Graham war kein eleganter Redner, aber die Kombination von Stil, Timing, Autorität und vor allem Aufrichtigkeit machten ihn in der Welt der evangelischen Prediger zur Nummer eins. Was auch immer der vorgegebene Text seiner Sermonen war, im Grund hielt er sich immer an Johannes 3,16: «Denn Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verlorengelht, sondern das ewige Leben hat.»

Graham definierte und kanalisierte den evangelischen Aufbruch, der nach Ende des Zweiten Weltkriegs Amerika erfasste. Er steckte sein organisatorisches Geschick und seine beträchtlichen finanziellen Mittel in eine Reihe von Institutionen wie seine Zeitschrift *Christianity Today* und internationale Konferenzen zur Ausbildung von Evangelisten. Selber ein konservativer Protestant, führte er Gleichgesinnte zu einer weltoffeneren Haltung gegenüber Mainline-protestantischen Kirchen, Katholiken und – wenn auch weniger auffallend – Juden, Mormonen und andern Religionen. Er begann sich am Beigeschmack des Begriffs «Fundamentalist» zu stossen, und bezeichnete sich selber ein-

fach als «evangelisch». Der Schritt kam von Herzen, war aber auch gewitzt. Er wusste, dass auf den Bänken nicht evangelischer Kirchen Millionen von Leuten sass, die evangelisch geneigt waren.

Billy Grahams Pilgerweg zu den Bürgerrechten war zweigleisig. Er marschierte nicht auf Strassen oder erliess klingende Proklamationen. Aber er verurteilte Rassismus als eine Sünde, lange bevor andere weisse Südstaatenpfarrer die Rassentrennung als Problem betrachteten, und er integrierte seine Kreuzzüge, bevor der Entscheid des Obersten Gerichtshofs in «Brown vs. Board of Education» die Rassentrennung für illegal erklärte – dies trotz Todesdrohungen und bitterer Kritik von Freunden.

## Neues Leben

Amerikas um sich greifende soziale Vision beeinflusste den reiferen Billy Graham entscheidend. Er nahm zunehmend progressive Haltungen zu Fragen wie Armut, Abrüstung, Welthunger ein. Den «Zusammenstoss der Zivilisationen» zwischen Christentum und Islam sah er voraus. Er reagierte darauf mit den Worten: «Ich glaube, der grosse Konflikt richtet sich gegen Hunger und Armut.» Für Graham hatten spirituelle Erwägungen jedoch den Vorrang vor sozialen. Er war kein Intellektueller, aber er dachte ernsthaft über Dinge nach, die ihm wichtig schienen. Seiner Ansicht nach lag das fundamentale Problem des Menschen in seinem sündhaften Willen, der alles, was er berührte, korrumpierte.

Die Lösung der Bibel war die gute Nachricht von Gottes Vergebung und von einem neuen Leben nach dem Tod und der Auferstehung Christi. Er betrachtete sich immer als der Evangelist, dessen Hauptarbeit darin bestand, den Menschen diese Wahrheit zu offenbaren. Grahams verblüffende Fähigkeit, den Schmerzen und Hoffnungen des Alltagslebens Ausdruck zu verleihen, ist möglicherweise sein dauerhaftestes Vermächtnis. Nichts war «amerikanischer» als der Glaube, dass alte und zerbrochene Dinge neu und ganz gemacht werden können.

Grant Wacker, Professor und Religionswissenschaftler, ist der Verfasser der Biografie «America's Pastor: Billy Graham and the Shaping of a Nation» (Harvard University Press, 2014).

Dieser Artikel ist zuerst in der amerikanischen Zeitschrift *First Things* erschienen.

Aus dem Englischen von Hanspeter Born



# Unbezwingbar

Tennisduelle zwischen Stars wie Roger Federer und Rafael Nadal begeistern das Publikum. Würde es sich lohnen, den Sport mit lernenden Robotern noch perfekter zu machen? Von Bruno S. Frey

Im Fernsehen schauen wir uns mit Begeisterung die Spiele zwischen Tennisheroen wie Roger Federer, Rafael Nadal und Andy Murray an – oder früher die zwischen Martina Hingis und Steffi Graf. Wir betrachten es als selbstverständlich, dass Tennis ein Kampf zwischen menschlichen Spielern ist. Wir erfreuen uns an deren technischen Fähigkeiten, Durchsetzungswillen und Eleganz, vor allem aber auch an deren Spielwitz. Da es beim Spitzentennis um derart viel geht, könnte man auf die Idee kommen, Leistungsstärke und Perfektion noch zu erhöhen, indem man die Möglichkeiten der Digitalisierung voll ausschöpft.

Stellen Sie sich einen lernenden Tennisroboter vor. Das ist in der digitalen Welt nicht abwegig, sondern scheint beinahe zwangsläufig. Dieser Roboter kennt jede Bewegung eines Tennisspielers im Verlauf der letzten hundert, wenn nicht tausend Spiele und weiss genau, welche davon erfolgreich waren oder zu einer Niederlage geführt haben. Jeder Spielzug gegen jeden Gegner wird aufgezeichnet, schliesslich ist die Datenspeicherung unseres Roboters faktisch unbegrenzt.

## Digitale Aufschlagsmonster

Sobald ein Ball das Racket des Gegenspielers verlässt, erkennt der Roboter genau, wo, wie und wann der Ball auf der eigenen Seite auftrifft, und kann den gegenüber dem jeweiligen Gegner optimalen Gegenzug anwenden. Er ist präzise über dessen Stärken und Schwächen informiert. Diese Gegenmassnahmen geschehen blitzschnell, so dass der Roboter immer genau am richtigen Ort steht, um den Ball so zurückzuspielen, dass der Gegner einen Punkt, den Satz und das Spiel verliert.

Entscheidend ist, dass der Roboter von sich aus lernt, nicht bezüglich der einzelnen Spielzüge programmiert werden muss. Der selbstlernende Roboter kann unmittelbar auf neue Spielzüge des Gegners reagieren. Wenn also Spieler F. einen seiner genialen Spielzüge gegen N. anwendet, nimmt dies der Roboter sofort zur Kenntnis und arbeitet den besten Gegenzug aus.

Der Tennisroboter ermüdet nicht und ist unabhängig von der Unterstützung oder Ablehnung durch die Zuschauer. Das ist in einem Sport ein grosser Vorteil, in dem gemäss Boris Becker das «Mentale» entscheidend ist. Auf-

grund der Gesichts- und Spracherkennung sowie der Art des Gehens kennt der Roboter auch die psychische und physische Verfassung der gegnerischen Spieler genau. Auch leidet er nicht unter den körperlichen Problemen wie die heutigen Spitzenspieler: Er hat weder einen verletzten Rücken oder eine lädierte Hüfte noch kaputte Knie oder Handgelenke. Auf diese Weise spielen Tennisroboter immer perfekter.

Der Tennisroboter wird jedes Spiel gegen jeden Gegner unter allen Bedingungen (Sand, Rasen oder Hartplatz) gewinnen. Im Ranking wird er schnell die Nummer eins. Da es viele Tennisroboter gibt, die ständig voneinander lernen und deshalb immer gegen menschliche Spieler gewinnen, besteht das Ranking schnell nur noch aus Robotern. Die menschlichen Tennisspieler werden verschwinden, und die Roboter übernehmen das Tennis.

Einen solchen lernenden Roboter gibt es noch nicht; bestenfalls existieren primitive Vorformen. Angesichts der rasanten Entwicklung lernender Algorithmen ist ein lernender Tennisroboter jedoch möglich. Wie er aussehen wird, ist offen. Denkbar ist ein Roboter, der beim Aufschlag über zwei Meter gross ist (so wie die heutigen menschlichen Aufschlagsmonster), beim laufenden Spiel seine Grösse aber dauernd verändert, um wendig zu bleiben.

Das Ergebnis: Tennis wird völlig uninteressant. Es gibt keine Spannung im endlos dauernden Spiel zwischen weitgehend identischen Robotern.

Tennisveranstalter werden darauf reagieren, indem sie nur menschliche Spieler zulassen. Schliesslich ist es auch in der Leichtathletik nicht erlaubt, dass ein Motorrad gegen Marathonläufer antritt. Auch dies wird in der digitalisierten Welt vorausgesehen. Es wird berücksichtigt, dass Tennisroboter von den Turnieren ausgeschlossen werden, und deshalb werden sie wohl auch nicht entwickelt werden. Die digitale Intelligenz der selbstlernenden Roboter führt zu technisch überlegenen, aber langweiligen Turnieren, die keiner sehen will. Warum? Weil man nicht ein als einzigartig empfundenen Erlebnis hat. Darin liegt die Chance gegen die digitale Bedrohung.

Bruno S. Frey ist ständiger Gastprofessor an der Universität Basel und Forschungsdirektor bei Crema (Center for Research in Economics, Management and the Arts), Zürich.



## Inside Washington

# Trump entfesselt

Witzig und angriffslustig: der Präsident im Wahlkampfmodus.

Letzte Woche beehrte Präsident Donald Trump das alljährliche konservative Wohlfühlfestival, die Tagung der Conservative Political Action Conference (CPAC). Sein Ziel: die Leidenschaft für republikanische Siege bei den Zwischenwahlen im November anzuheizen. Der fröhliche Recke entzückte die jungen Aktivisten, die sich in National Harbor am Potomac versammelt hatten, einem neuen Immobilienprojekt gleich gegenüber der Hauptstadt. Er redete 75 Minuten lang, oft aus dem Stegreif, meist sehr emotional.

Zu Beginn seiner Rede drehte sich Trump um, um sich in einem grossen Bildschirm zu bewundern. Scherzhaft tat er so, als würde er seine sorgfältig gestylte Frisur neu arrangieren. «Ich versuche wie wahnsinnig, diese kahle Stelle zu verstecken», witzelte er. «Aber wir halten durch, nicht wahr?»

Der Saal explodierte vor Lachen. Trump *unplugged*, aber nie unfriert.

Der Präsident befand sich in vollem Wahlkampfmodus. Er rühmte seine Leistungen während seines ersten Amtsjahres und beschwor seine Zuhörer, «ihre Energie aufrechtzuerhalten» gegen eine «durchgeknallte» Opposition, die drauf und dran sei, die Republikaner zu «verkloppen»: «Das können wir nicht zulassen, denn wir sind doch so glücklich!»

Verschwunden aus Trumps Rhetorik war der Begriff vom Aufstand «gegen den Sumpf» von Washington. Er will die Reihen schliessen. Schon vor einiger Zeit hatte Trump erklärt: «Sprengkandidaten sind passé, Amtsinhaber sind in.» Letztere sind der grösste Vorteil, den die Republikaner angesichts historisch schlechter Wahlausichten im November haben.

Die Demokraten, so sagte Trump nun der CPAC, seien gut in Obstruktionspolitik und im Zusammenhalt. Werden die Republikaner im November zusammenhalten?

Amy Holmes

# «Gegenteil von Debattenkultur»

Zwangsgebühren sind «unzeitgemäss» und «überflüssig», findet der deutsche Medienwissenschaftler Norbert Bolz. Erst recht deshalb, weil sich öffentlich-rechtliche Rundfunk- und TV-Sender von sachlicher Berichterstattung verabschiedet hätten. *Von Wolfgang Koydl*

In den Talkshows des deutschen Fernsehens, bei Anne Will, Maybrit Illner oder Frank Plasberg, ist der quirilige Professor für Medienwissenschaften von der Technischen Universität Berlin ein eher seltener Gast. Übel nimmt Norbert Bolz den Sendern diese Abweisung nicht, bestätigen sie doch so indirekt seinen Vorwurf: Die Medien, zumal die öffentlich-rechtlichen TV-Anstalten, sind an seriöser Information, offener Debatte und freier Meinungsbildung nicht mehr interessiert. Ihre Eliten sind mit der Politik zu einer unheiligen Allianz verschmolzen. «Wozu sollte man dies auch noch mit Gebühren finanzieren», fragt der 64-Jährige.

**Herr Bolz, die Schweiz stimmt bald über eine Abschaffung der Rundfunk- und Fernsehgebühren ab. Wie sehen Sie das von Deutschland aus? Verwundert? Bestürzt? Oder neidisch?**

Neidisch natürlich. Bei uns wird prinzipiell nicht abgestimmt, weil man Angst hat, dass das Volk eine andere Meinung als die Regierung hat. Neidisch bin ich aber nicht nur auf das Verfahren, sondern auch wegen der konkreten Vorlage. Denn im Grunde genommen ist nichts unzeitgemässer und überflüssiger als Zwangsgebühren.

**Warum?**

Unzeitgemäss ist die Begründung, die vielleicht irgendwann mal sinnvoll war: dass es eine Art Grundversorgungsauftrag für Information und Kultur gebe. Dafür sei der Staat verantwortlich, der dann auch Gebühren verlangen dürfe. Also gewissermassen Staatsfunk und Staatsfernsehen. Das ist gegenstandslos geworden, denn die Leute haben heute fast kostenlosen Zugang zu allen Informationen.

**Gäbe es auch in Deutschland Interesse an einer Abschaffung der Zwangsgebühren?**

Interesse ist vielleicht zu weit gegriffen. Die meisten finden es wohl unsinnig. Aber die Deutschen sind so wenig an prinzipiellen Fragen interessiert, dass sie das weiter hinnehmen. So, wie man viele Steuern hin nimmt, die man für absurd hält. Aber dass es mal zu einem Aufschrei oder zu einem organisierten Protest kommen würde, ist in Deutschland extrem unwahrscheinlich.

**Man könnte aber auch anders argumentieren: In der unüberschaubaren Flut von Informationen braucht man die vertrau-**

**ten Sendeanstalten, die Fakten vermitteln und zur Meinungsbildung beitragen. Erfüllen sie denn diesen Auftrag nicht mehr?**

Schon lange nicht mehr, jedenfalls wenn Sie sich ARD und ZDF angucken. Es ist eines der grössten Ärgernisse der letzten Jahrzehnte, dass der Meinungsjournalismus, der in Deutschland schon immer stärker war als in anderen Ländern, in ARD und ZDF einen triumphalen Einzug gehalten hat. Dort wird alles andere getrieben als rein sachliche Berichterstattung.

**Auch in Nachrichtensendungen wie der legendären «Tagesschau»?**

Es gibt einen gewissen Unterschied zwischen «Tagesschau» und «Tagesthemen», «Heute» und «Heute-Journal». Aber er verschwindet zusehends. Man muss kein Medienwissenschaftler sein, um das festzustellen. Jeder halbwegs aufmerksame Zuschauer kann erkennen, wie allein über Gesten und Mimik die Meinung manipuliert wird. Er sieht die Verachtung, die Art und Weise, wie bestimmte Leute interviewt werden, wie über sie berichtet wird. Die klassische journalistische Trennung zwischen Information und Meinung verschwimmt immer mehr. Zu vielen wichtigen Themen gibt es vorgefertigte Meinungen. Ich will nicht von

---

**«Jeder Zuschauer kann erkennen, wie allein über Gesten und Mimik die Meinung manipuliert wird.»**

---

Propaganda reden, obwohl mir das Wort manchmal auf der Zunge liegt. Aber es geht sehr stark in Richtung Staatsfernsehen. Natürlich gibt es Unterschiede zu einem echten Staatsfernsehen wie in Russland. Aber die Political Correctness hat triumphal gesiegt. Informationen werden nicht mehr so angeboten, dass sich die Zuschauer, Leser, Hörer ihre eigene Meinung bilden können. Die wird gleich mitgeliefert.

**Staatsfernsehen impliziert eine Absprache mit der Politik.**

Ich glaube nicht, dass es Absprachen gibt. Aber man hört immer wieder von regelmässigen Treffen von hochrangigen Journalisten und Schlüsselpolitikern. Das scheint seit Jahren Praxis zu sein. Wichtiger scheint mir, dass es im deutschen Journalismus eine immer stärkere Gesinnungskultur gibt. Die Lust an der Auseinandersetzung mit der ent-

gegengesetzten Meinung wird geringer. Es geht um gutgemeinte Volksaufklärung. Nicht aus Börsartigkeit, im Gegenteil: Alle meinen es gut mit uns, halten uns aber für unmündig.

**Die Lust an der Debatte schwindet? Was ist mit den hochgelobten Diskussionsrunden im Fernsehen – den Maischbergers, den Plasbergs, den Wills?**

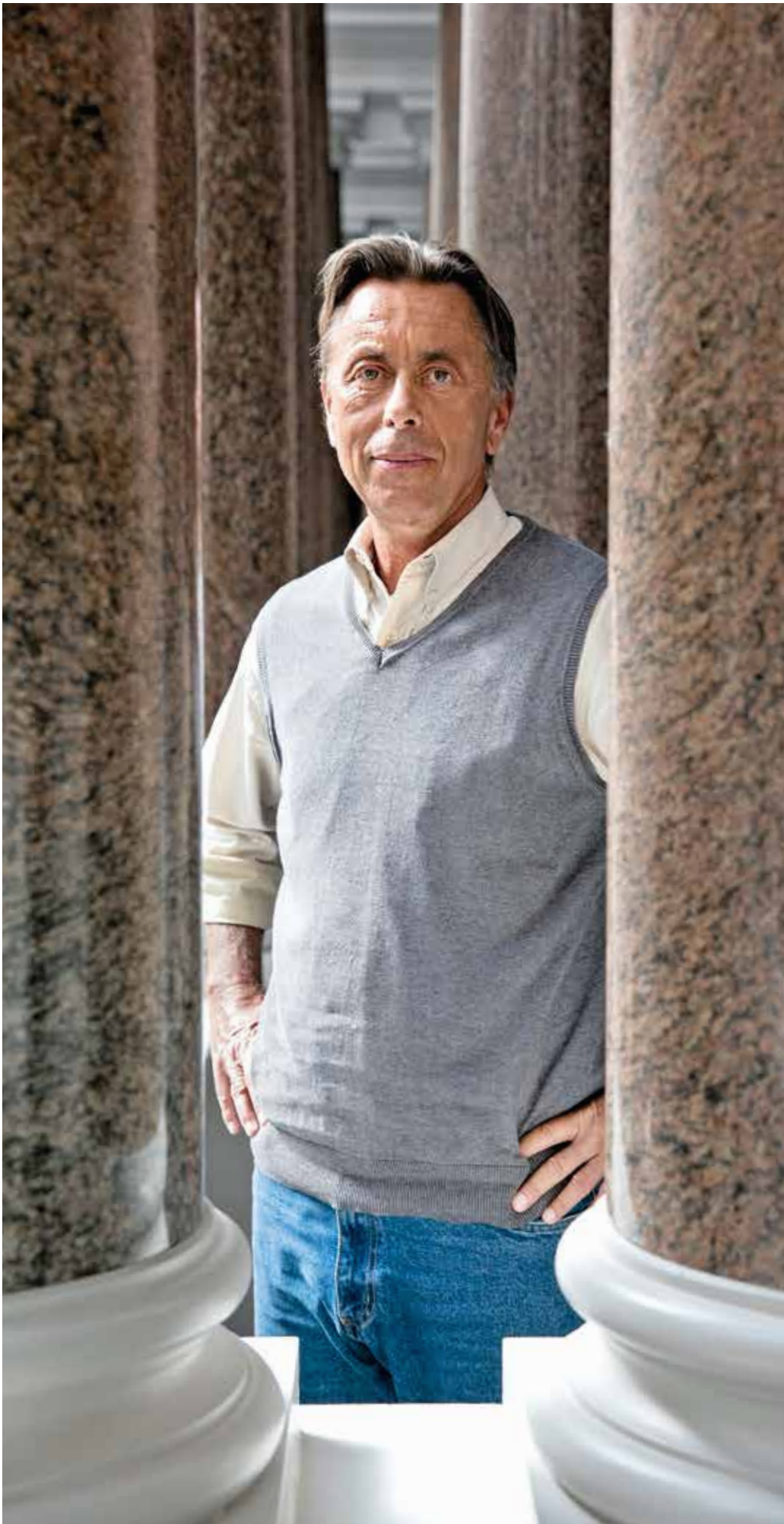
Das ist der Witz schlechthin. Diese Talkshows sind Entertainment. Es geht um Unterhaltung. Sie wird hergestellt, indem die Themen radikal emotionalisiert werden. Dadurch wird eine ernsthafte argumentative Auseinandersetzung gar nicht mehr möglich. Alles wird ausgehebelt aus der Perspektive der Opfer, der Betroffenen, der Leidenden. Das macht Widerspruch oder Gegenargumente unmöglich. Das Moralisieren, das zum Emotionalisieren gehört, führt dazu, dass man nur noch die Wahl hat: Stimme ich dem Mainstream zu, dann bin ich gut. Widerspreche ich, dann gehöre ich zu den Bösen. Ich denke nur an das fatale Wort unseres ehemaligen Bundespräsidenten Joachim Gauck vom hellen und vom dunklen Deutschland.

**Das hat fast religiöse Züge: Glauben oder nicht.**

Genau, exkommunizieren. Andersdenkende geraten schnell an den Medienpranger. Das ist das Gegenteil von Aufklärung, das Gegenteil von Debattenkultur. Traurig, dass dies vor allem in Talkshow-Formaten vorgeführt wird. Es geht nur um Gefühle und um Werturteile. Es sind Scheinkontroversen.

**Sie sagten: Medienpranger. Das bringt man eher mit Shitstorms in sozialen Medien in Verbindung.**

Der Pranger gehört auch zu den klassischen Medien. Es gehört zum Handwerk eines jeden Journalisten, die Chance für einen Skandal zu nutzen. Wenn man einen Sachverhalt skandalisiert, muss man ihn im Zeitalter der modernen Medien personalisieren, emotionalisieren und dazu moralisieren. Man muss am Ende ein Gesicht und einen Namen nennen für den Bösen schlechthin. Den kann man an den Pranger stellen und seinem Schicksal überlassen. Denken Sie nur, was uns mit der MeToo-Debatte täglich vorgeführt wird. Wenn man nur zögert, enthusiastisch zuzustimmen, gerät man schnell in die Ecke der Bösen und Ewiggestrigen.



«Alle meinen es gut mit uns, halten uns aber für unmündig»: Professor Bolz, 64.

### Stimmt also der Vorwurf «Lügenpresse»?

Den halte ich für Unsinn. Inzwischen spricht man von der «Lückenpresse»: Man lügt nicht, man lässt Informationen weg. Das ist im deutschen Presskodex Absatz 11 Punkt 2 eindeutig formuliert: Um nicht Fremdenfeindlichkeit zu schüren, soll man sorgfältig überlegen, ob man die Herkunft eines Täters

### «Das ist eine unheilvolle Verschmelzung der politischen Klasse mit jener der Journalisten.»

benennt. Es gibt einen volkspädagogischen Auftrag, die Deutschen vor dem Übel der Fremdenfeindlichkeit zu schützen. Deshalb muss man kontrollieren, was den Menschen zuträglich ist.

### Seit wann verfolgen Sie diese Entwicklung?

Man kann es am ehesten festmachen an der Gründung der Partei Alternative für Deutschland. Deren Gründer hatten eigentlich nur eine einzige These: Zu allen grossen politischen Fragen darf offenbar keine Alternative formuliert werden. Nehmen Sie die wichtigsten Entscheidungen der jüngeren Zeit in Deutschland: Atomausstieg, Griechenland-Hilfe perpetuieren, die Flüchtlingskrise. In diesen Fragen gab es einen relativ grossen Mainstream-Konsens, gerade auch in den Medien. Da schlich sich zum ersten Mal das Gefühl ein: Die Medien wollen gar nicht mehr investigativ sein, sie wollen nicht mehr kritisch sein gegenüber der Politik, sondern sie sympathisieren mit einer bestimmten Politik. Das ist die weitestmögliche Entfernung vom Ideal des Journalismus, ein Organ der Aufklärung zu sein. Das ist eine unheilvolle Verschmelzung der politischen Klasse mit jener der Journalisten.

### Entfernen sich die Journalisten damit nicht auch von Lesern, auf Kosten der Auflage?

Es gibt einen Einbruch bei allen Medien. In erster Linie ist das durch die Konkurrenz von alternativen Medien bedingt. Warum nicht mehr Leser oder Zuschauer abwandern? In erster Linie ist es wohl Trägheit. Meine Frau und ich ärgern uns jeden Tag über die «Tagesthemen». Trotzdem schalten wir immer wieder den Fernseher ein. Wir lesen auch immer noch den «Spiegel», obwohl man sich jede Woche an die Stirn greift und fragt, ob die jetzt komplett durchgeknallt sind. Deutschland ist das Land der unbegrenzten Zumutbarkeiten. Wir sind unendlich duldsam. Wir schlucken vieles, auch wenn wir eigentlich nicht einverstanden sind.

Norbert Bolz ist Professor für Medienwissenschaften. Er lehrt am Institut für Sprache und Kommunikation an der TU Berlin.



# Die andere Sicht

## Roger Köppel im Gespräch mit Matthias Aebischer über die brisanten Themen des Monats

**Mittwoch, 7. März 2018**

**Ort:** Restaurant «Zum Äusseren Stand», Zeughausgasse 17, Bern

**Beginn:** 19.00 Uhr, Türöffnung: 18.00 Uhr

**Es hat noch freie Plätze. Kommen Sie spontan vorbei!**

Sie erhalten als Einlass-Ticket eine Bestätigung per E-Mail  
(beschränkte Teilnehmerzahl).

**Weitere Veranstaltungen:**

22. März: Tamara Funciello, Bern; [ontheroad.funciello@weltwoche.ch](mailto:ontheroad.funciello@weltwoche.ch)

Genauere Informationen folgen.

# Norwegen-Hoch

Ein kleines Land im europäischen Norden setzt neue Masstäbe im Spitzensport. Was die Schweiz nach den olympischen Winterspielen von Pyeongchang von Norwegen lernen kann.  
Von Thomas Renggli

Die Schweiz befindet sich in postolympischer Euphorie. Die fünfzehn Medaillen, die unsere Sportler in Pyeongchang gewannen, liegen um vier Einheiten über dem Ziel von Swiss Olympic und bedeuten die Egalisierung des Rekordes von 1988 in Calgary. Entsprechend beglückt ist Missionschef Ralph Stöckli: «Es ist sensationell, was das gesamte Schweizer Team geboten hat. Darauf darf man als Schweiz, aber auch ich, als Chef der Mission, darf darauf stolz sein.»

Ein Blick in den europäischen Norden relativiert den Schweizer Medaillenregen. Norwegen, ein Land mit 5,23 Millionen Einwohnern, gewann in Pyeongchang 39-mal Edelmetall. Damit verbesserten die Skandinavier den Rekord für die Winterspiele, den die USA vor acht Jahren in Vancouver aufgestellt hatten, um zwei Medaillen.

Was haben die Norweger, was wir nicht haben? Wunderwachs und Zaubertrank? Vordergründig basiert das Norweger-Hoch auf einer klimatischen Startvorgabe. Zwischen Dezember und April liegt praktisch im ganzen Land Schnee. Selbst in städtischen Agglomerationen finden Sportler optimale Trainingsbedingungen. Dazu kommt die historisch gewachsene Begeisterung für den Wintersport. Der Holmenkollen in Oslo gilt als eine der Wiegen des Wintersports. Die Spiele 1994 in Lillehammer gelten noch heute als stimmungsvollstes Sportfest der Geschichte – mit einem Land, das am Loipenrand Zelte aufschlug und Picknicks veranstaltete. Verwaiste Zuschauertribünen und stimmungslose Zieleinläufe wie in Südkorea sind in Norwegen undenkbar.

«Norwegen ist für mich grundsätzlich ein Vorbild, wenn es um Spitzenleistungen geht», sagt Ralph Stöckli. «Dieses Volk hat den Sport in seiner DNA. Schon mit drei Jahren stehen die Kinder dort auf Ski.» Doch Lillehammer war weit mehr als das beste Beispiel, dass olympische Winterspiele auch fernab von grossen Ballungsräumen funktionieren können. Lillehammer lieferte Norwegen die infrastrukturelle und logistische Ausgangslage, um der Konkurrenz zu enteilen. Von entscheidender Bedeutung war, dass ein zentrales Ausbildungs- und Leistungszentrum in Oslo geschaffen wurde. Für Stöckli ist dies der Schlüssel zu den jüngsten Grosstaten: «In Oslo fordern Vertreter der verschiedenen Sportarten zu Höchstleistungen heraus. Wenn man im Alltag in einer derartigen Leistungskultur trainiert, kann man auch im Wettkampf die letzten Hundertstelsekunden oder Zentimeter herausholen.»

Der Österreicher Karl Frehsner, als Alpin-Trainer von Swiss-Ski für die grössten Schweizer Erfolge der Neuzeit verantwortlich, sieht es ähnlich: «Die norwegischen Athleten profitieren gegenseitig voneinander.» Es sei immer ein entscheidender Vorteil, wenn man im Training Elemente und Erfahrungen von anderen Disziplinen und Bereichen einbaut. Dies müsse auch in der Schweiz der Ansatz sein. Magglingen wäre für Frehsner der ideale Ausgangspunkt: «Ich bin überzeugt, dass die Skifahrer im Basis-training auch bei Leichtathleten oder Schwimmern etwas abschauen könnten.»

## Sonnenschein und Schattenplätze

In den achtziger Jahren stellte Frehsner seinen Athleten im Sommertraining die Spitzenradfahrer Urs Freuler und Beat Breu zur Seite. Mit Jean-Pierre Egger, dem Weltmeistertrainer von Kugelstösser Werner Günthör, tauschte er sich rege aus – und war damit indirekt auch für Eggers spätere Zusammenarbeit mit Simon Ammann verantwortlich: «Im heutigen Sport ist es entscheidend, den eigenen Horizont zu erweitern und für neue Ideen empfänglich zu bleiben.» Als einen der Hauptgründe der norwegischen Festspiele in Südkorea nennt Frehsner die physisch perfekte Vorbereitung der Athleten: «Konditionell und kräftemässig sind Fahrer wie Svindal und Jansrud den anderen voraus.»

Natürlich sind die Norweger in Sportarten besonders stark, in denen es überproportional viele Medaillensätze zu gewinnen gibt (Langlauf, Biathlon). So war der Langläufer Johannes Hösflot Klaebo mit drei Goldmedaillen (zusammen mit dem französischen Biathleten Martin Fourcade) der erfolgreichste Einzelsportler in Südkorea. Punkto Anzahl Medaillen wurden die beiden von der norwegischen Langläuferin Marit Björgen übertroffen. Die 37-jährige Ausnahmethletin gewann fünfmal Edelmetall und avancierte mit insgesamt fünfzehn Olympiamedaillen zur erfolgreichsten Winter-Olympionikin der Geschichte.

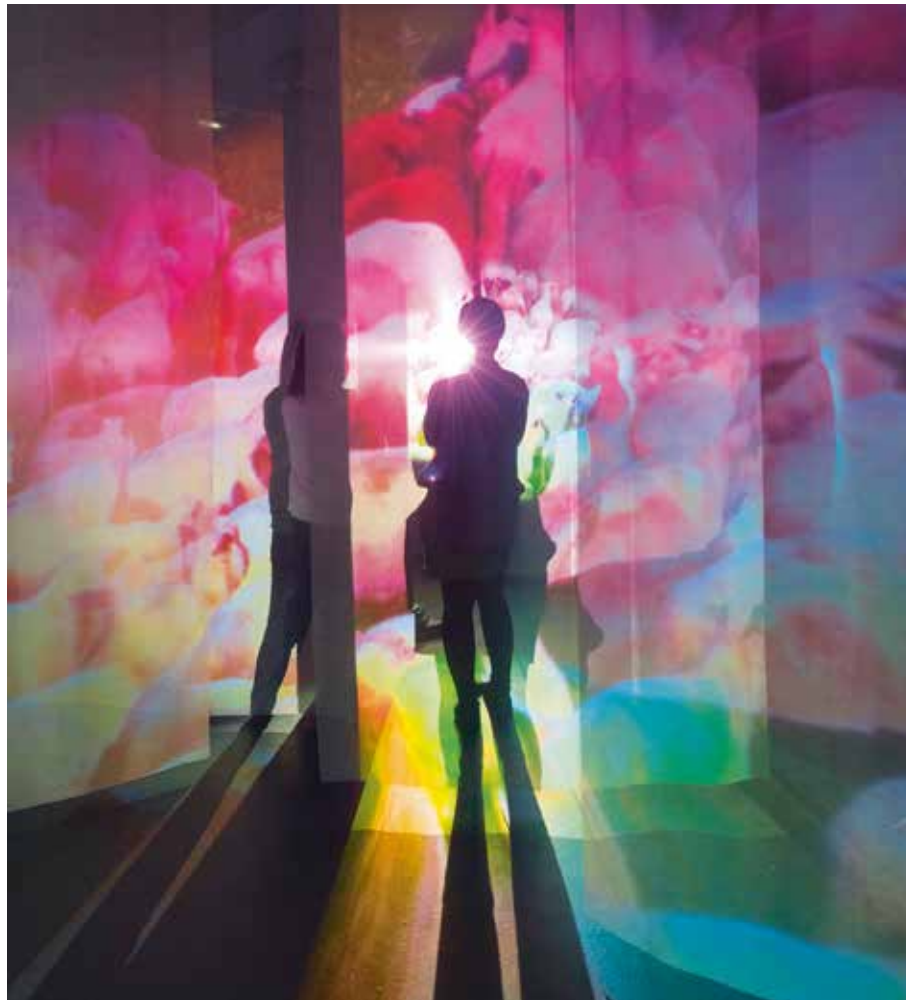
Irgendwie ist das Wintermärchen fast zu schön, um wahr zu sein – gerade auch bei Sportarten, in denen die Muskeln und die Ausdauerwerte nicht immer ausschliesslich auf Extrarunden im Training und auf eine besonders ausgeklügelte Trainingsplanung zurückzuführen sind. So fehlte in Südkorea die populärste norwegische Langläuferin, Therese Johaug, wegen eines positiven Dopingtests. Von verbotener Leistungssteigerung will die 29-Jährige nichts wissen. Sie habe die verbotene Substanz (Klostebol) versehentlich durch eine Lippencreme zum Sonnenschutz eingenommen, sagte die siebenfache Weltmeisterin. Der Fall zeigt: Selbst im sportlichen Dauersonnenschein gibt es schattige Plätze. ○



Erfolgreichste Winter-Olympionikin der Geschichte: Langläuferin Marit Björgen (Mitte).



*Farbig, flirrend, feminin:* Pipilotti-Rist-Installationen im Museum für Zeitgenössische Kunst, Sydney.



## Ikone der Woche

# In Pipilottis Welt

Von Claudia Schumacher

Perfektioniere die Kunst der Selbstverehrung», schrieb eine girlichafte Frau auf Instagram unter ein Foto von sich – dazu rosa Herzchen und der Hashtag #pipilottirist. Sie bekam für das Foto mehr als 3600 Herzchen, klar: So emotional war das Spiel aus Licht und Schatten, so traumhaft das Farbenmeer der Installation um sie herum, so schön die Kindfrau natürlich auch selbst.

Viele Besucher seien mit Fotos von Instagram in die Ausstellung gegangen, und hätten dann gefragt, wo sie das Kunstwerk auf dem Foto fänden – nur um sich dann selber davor zu stellen und ebenfalls damit zu fotografieren, erzählte Elizabeth Ann Macgregor, Direktorin des Museums für Zeitgenössische Kunst in Sydney (MCA). Pipilotti Rist hat mit ihrer gerade zu Ende gegangenen Ausstellung «Sip my Ocean» in der australischen Metropole Besucherrekorde gebrochen. Ersten Schätzungen zufolge zog sie etwa 20 bis 30 Prozent mehr Besucher an als Künstler mit vergleichbaren Ausstellungen im MCA in den Vorjahren, auch mehr als Yoko Ono, welche die junge Rist einst zum eigenen Schaffen inspirierte. Dabei spielten die sozialen Medien eine Rolle. Aussergewöhnlich viele Mädchen und junge Frauen tummelten sich im MCA, das an seine Kapazitätsgrenzen stiess. Die Mädchen drehten der Kunst den Rücken zu – und inszenierten sich selbst: Klick. Das Fotomachen ersetzte die Kunstbetrachtung, wurde zum «Alibi fürs Wegsehen», wie ein australischer Kolumnist befand, der mit herziger Besorgnis auch die Frage aufwarf: «Aber werden diese Fotos dafür genauestens zu Hause betrachtet?» Natürlich nicht. Aber ist das schlimm? Ist alles nur Narzissmus?

### Mädchen in Scharen

«Die Besucher werden in dieser Ausstellung Teil der Installation», sagte Rist – was die Mädchen da machten, kam für sie wohl gar nicht so überraschend. «Ich möchte, dass sich der Betrachter und das Bild auf derselben Machtebene befinden», hat sie ein andermal gesagt. Antielitär war ihr Ansatz immer – feministisch ebenso. Dass die Mädchen sich in ihrer Ausstellung offenbar mütterlich geborgen, emotional berührt und schön fühlten, dürfte sie freuen. Und es war sicher kein Zufall, dass gerade ihre Ausstellung – so farbig, flirrend, feminin – scharenweise Mädchen anzog. Interessante Selbstporträts entstanden da, auf denen die Kunst das Innere der Mädchen zu spiegeln schien, während die Mädchen in die verwunschenen Farbwelten abtauchten – und sie noch schöner machten.

# Unsere Volksschriftsteller

Sie schreiben über verschrobene Gestalten im Bahnhofbuffet oder am Skilift – und füllen mit ihren Lesungen landauf, landab die Säle. Die Schweiz hat einen besonderen Typus von Volksliteratur hervorgebracht, der zurzeit von Arno Camenisch und Pedro Lenz angeführt wird. *Von Rico Bandle*

*Die Dorfbohème der Schweiz gehört zur literarischen Weltspitze, wenigstens ansatzweise. Pedro Lenz in: «Das kleine Lexikon der Provinzliteratur»*

«Es hat mich schon lange kein Buch mehr so glücklich gemacht!», schwärmte Elke Heidenreich, die Grande Dame der deutschen Literatur, im letzten «Literaturclub» des Schweizer Fernsehens. Die Rede war von Arno Camenischs «Der letzte Schnee», einer Geschichte von zwei kauzigen Bergbahnangestellten, die tapfer einen alten Skilift pflegen und laufen lassen, obschon wegen Schneemangel die Benutzer ausbleiben. Alle in der Runde stimmten in den euphorischen Lobgesang Heidenreichs ein, inklusive des Gastkritikers, CVP-Präsident Gerhard Pfister, der sich als scharfsinniger Literaturkenner herausstellte. Camenischs Geschichte von zwei liebenswürdigen Fabulierern in ihrem *Berghüttli*, die sich der Veränderung der Welt trotzig entgegenstellen, hat alle berührt.

Zwei Wochen später im Aargauer Literaturhaus in Lenzburg: eine Lesung des Bündner Autors. Die Veranstaltung ist ausverkauft – wie fast jede Camenischs. In schwarzen Converse-Turnschuhen, den zu weiten Hosen und mit den gekonnt verstrubbelten Haaren hat der verschmitzt lächelnde Autor etwas von Charlie Chaplin, zumal der eher kleinge-



*Sämtliche Sinne:* Pedro Lenz.

wachsene Schriftsteller seine Füße zu einem breiten V anwinkelt, wenn er vor dem Publikum steht.

Dann beginnt er zu lesen, in einem ganz eigenen Singsang. Wobei er kaum auf das Buch schaut, das er in einer Hand hält. Er kennt den Text grösstenteils auswendig. Immer wieder zieht er das Publikum mit ein. Liest er die Stelle vor, wie sich am Skilift die Leute vordrängeln, so richtet er sich mit einem Lächeln an die Gäste: «Gäll, das händ ihr au scho gmacht, bschissä bim Astoh?»

Das Publikum lacht oft an dem Abend, hängt dem Autor an den Lippen. Camenischs Lesungen sind ein Ereignis, ohne sie wäre der Verkaufserfolg seiner Bücher nicht denkbar.

Seine auf Hochdeutsch verfassten Texte sind mit schweizerdeutschen und rätoromanischen Ausdrücken gespickt. Zudem setzt Camenisch vor jeden Namen einen Artikel, so wie das im Schweizerdeutschen üblich ist. Somit ist stets von *dem* Paul die Rede, der *dem* Georg etwas über *die* Claire erzählt. Wenn es im Buch schneit, so *schnait* es *wia ferruct*, und ständig wird *coffertami* geflucht, so dass man sich fast eine *Herzbaragga* einfängt – *caro mio!* Beim Selberlesen wirkt diese Sprache zuweilen etwas gekünstelt, aus dem Mund Camenischs allerdings tönt alles natürlich, als könnte es nicht anders sein. Und hat man Camenisch einmal

live lesen gehört, so springt einem sein Singsang automatisch ins Ohr. Auch dann, wenn man seine Geschichten alleine liest.

Das Buch, so scheint es, ist bei Camenisch bloss ein Nebenprodukt. Zentral sind seine Auftritte, die er zu eigentlichen Performances macht. Dazu gehört, dass er einen engen Kontakt zum Publikum pflegt. Nach der Lesung können die Gäste noch mit ihm plaudern – was für einen Volksschriftsteller unangenehm ist.

## Hauptsache, SRF-1-tauglich

Ein Volksschriftsteller erreicht eine Leserschaft über alle Bildungsschichten hinweg: weil er Alltagssprache gekonnt in seine Schriftsprache zu integrieren weiss, weil seine Helden normale Leute sind, wie man sie in jeder Beiz antreffen könnte, weil seine kauzigen Figuren immer mit grosser Liebe beschrieben sind. Und weil die Texte oft kurz sind, damit an den Lesungen oder auf dem Volkssender Radio SRF 1 nicht einfach nur Ausschnitte von Büchern vorgelesen, sondern ganze Geschichten erzählt werden können.

Vor Camenisch hat diese Art der Literatur der Langenthaler Pedro Lenz perfektioniert. Wie Camenisch ist auch Lenz ein herausragender Bühnenperformer. Er schreibt seine Bücher ganz auf Schweizerdeutsch, in seinem Ober-



*75. Geburtstag:* Franz Hohler.

## Literatur-Extra

- 56 **Bichsel, Hohler, Lenz et cetera**  
Literaten der Volksseele
- 58 **Schweizer Klassiker**  
Vergessene Volksschriftsteller
- 60 **Jojo Moyes**  
Liebe muss nicht glücklich machen
- 62 **Ibram X. Kendi**  
Die Geschichte des Rassismus
- 64 **Elena Ferrante**  
Lebensfreude im Chaos
- 65 **Julien Offray de La Mettrie**  
Guignol des Geistes
- 66 **Zwei Mal Stalingrad**  
Heinrich Gerlachs Originalmanuskript
- 69 **Simon Strauss**  
Jenseits von links und Böse
- 70 **Ferdinand von Schirach**  
Eine Frage der Perspektive





**Gekannt verstrubbelt:** Arno Camenisch in seiner Wohnung in Biel.

aargauer Dialekt. Von seinem erfolgreichsten Buch, «Der Goalie bin ig», hat er weit über 20 000 Exemplare verkauft – für ein Werk auf Mundart ein sensationeller Wert. Ob es auch gelesen wurde oder einfach nur an den Lesungen gekauft, weil es sich da so anbietet, bleibt offen. Denn Mundart-Texte zu lesen, zumal in einem anderen Dialekt, ist anstrengend und erfordert eine gewisse Angewöhnungszeit. Pedro Lenz zuzuhören, ist hingegen vom ersten Wort an ein Genuss. Auch er pflegt beim Vorlesen eine Art Singsang, doch anders als der schelmische Camenisch setzt Lenz bei seinen Lesungen jeweils einen traurig-melancholischen Hundeblick auf.

Oft liest er in Begleitung eines Musikers, womit er eine Atmosphäre erzeugt, die sämtliche

Sinne einbezieht. Bei Pedro Lenz sind die Mundart-Bücher nicht einmal mehr Nebenprodukt, sondern eigentlich ganz überflüssig. Wenn man nicht an eine Lesung gehen kann, so bleiben als zweite Wahl seine Hörbücher auf CD, auf denen er selber vorliest. Mit ihnen lässt sich die eigene Stube oder das Auto mit der herzerwärmenden Lenz-Melancholie füllen.

Camenisch und Lenz sind die erfolgreichsten Volksschriftsteller zurzeit. Bei der älteren Generation lauten die grossen Namen dieses Genres Franz Hohler und Peter Bichsel. Hohler, der in diesen Tagen 75 Jahre alt wird, war jahrzehntelang als Kabarettist unterwegs, in den vergangenen Jahren schrieb er vorwiegend Romane, zuletzt «Das Päckchen». Durch



**Rebellisches Lebensgefühl:** Peter Bichsel.

seine grosse Präsenz im Fernsehen – unter anderem in der Kindersendung «Franz und René» – und sein von Fantasie überquellendes Gesamtwerk hat Hohler eine Popularität erlangt, die den Begriff «Volksschriftsteller» mehr als angemessen macht.

Dass die grossen, publikumsnahen Medien hierzulande den Autoren viel Platz einräumen, ist bei allen vier Schriftstellern zentral für ihren Erfolg. Radio SRF 1 mit seinen Hunderttausenden von Hörern ist für die Literatur weitaus bedeutender als der Nischensender SRF 2 Kultur; die *Schweizer Illustrierte* und die *Schweizer Familie* wichtiger als die Feuilletons der Tageszeitungen. Die «Morgengeschichte» auf SRF 1 oder die Kolumnen in der *Schweizer Illustrierten*, wo heute Pedro Lenz – und früher Peter Bichsel – seine Geschichten veröffentlicht, sind die grössten Literaturbühnen der Schweiz.

### Ländlich und links

Ein nicht zu unterschätzender Faktor ist zudem die grosse Dichte an Kleintheatern und Kulturvereinen in der Schweiz. Fast jede noch so kleine Gemeinde verfügt über eine Gruppe von Leuten – oft bestehend aus dem Dorflehrer, der Frau vom Arzt und weiteren Interessierten –, die in Freiwilligenarbeit ein Kulturprogramm zusammenstellen. Alle paar Wochen präsentieren sie im örtlichen Kellertheater, im Schlosssaal oder im Gemeindehaus einen Künstler. Um diese Auftrittsmöglichkeit werden Schweizer Kabarettisten und Autoren von ausländischen Künstlern stets beneidet. Das einmalige, aber unterschätzte Milizsystem bei der Kultur im ländlichen Raum bildet die Lebensader für die Volksschriftsteller, aber auch für viele andere Bühnenkünstler. >>>

## Einst verschlungen, jetzt verschwunden

Manche unserer Volksschriftsteller, die einst Triumphe feierten, sind heute vergessen. Eine Spurensuche. *Von Christoph Mörgeli*



*Auch in Deutschland enorm erfolgreich:* Alfred Hugenberg.

**E**r war kein Schweizer Volksdichter. Aber ein Volksdichter für die Schweizer. Friedrich Schillers Drama «Wilhelm Tell» über den helvetischen Staatsmythos rund um den Urner Tyrannenmörder und den Rütlichschwur schlug auch hierzulande voll ein. Noch viel populärer als Schilderer unseres angeblichen Volks- und Hirtenlebens wurde allerdings ein heute vergessener Autor: **Heinrich Claren** (eigentlich Carl Heun). Dieser vielschreibende höhere preussische Beamte – eine Art Konsalik des Biedermeiers – veröffentlichte 1816 mit der Erzählung «Mimili» einen der sensationellsten Verkaufserfolge seines Jahrhunderts.

Die mit dampfender Lusternheit aufgeladene Annäherung zwischen dem mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichneten Offizier Wilhelm und der Berner Oberländer Grossbauerntochter Mimili wurde zur Lieblingslektüre und zum Ärgernis einer ganzen Generation: Dank der Spannung zwischen Trieb und Tugend, nebst üppiger Beschreibung von Korallenlippen, Schwannenhals, Schneehügeln und Wädchen, erheitert der Text noch heute, während der platte deutschnationale Patriotismus, der dem schönen Schweizer Naturkind aus dem lockenden Kussmund strömt, eher be-

fremdet. Wilhelm Hauff wie Heinrich Heine legten die Falschheit dieser trivialen Volksliteratur schonungslos offen. Noch Thomas Mann beschreibt in den «Buddenbrooks» die Bestürzung von Konsul Johann über die heimliche «Mimili»-Lektüre seiner Tochter Tony: «Er blätterte in dem Bändchen, schwieg und verschloss es auf immer.»

### Nicht bloss fürs «niedere» Volk

Grosser Beliebtheit erfreute sich in der Schweiz auch **Abraham Emanuel Fröhlich**, wobei der Aargauer ein Stiefbruder seines weit grösseren Berner Theologenkollegen **Jeremias Gotthelf** blieb. Fröhlichs Almanach «Alpenrosen», seine satirischen Fabeln (1825) und «Schweizer Lieder» (1827) oder später seine Gesänge über Zwingli und Hutten fanden in den 1840er Jahren erstaunliche Verbreitung. Wenn Jeremias Gotthelf 1877 als «Volksschriftsteller» beschrieben wurde, so war sich der Autor Clemens Brockhaus der Schwierigkeiten dieses Begriffs wohl bewusst. Gotthelf war für ihn aber ein vollkommener Volksschriftsteller, weil er das zeitlos Gültige über jede Gebundenheit an Stand oder Personen zum Ausdruck brachte. Spätere Berner Mundartschriftsteller wie **Simon Gfeller** oder **Ernst Balzli** blieben jedenfalls im Schatten des Pfarrers von Lützelflüh.

Volksschriftsteller wurden gerade in der Schweiz nicht als Autoren für die unteren Volksklassen missverstanden. **Gottfried Keller**, der sich als Sänger des liberalen Bundesstaates gerne ins Gewimmel vaterländischer Feste stürzte, taugte in hohem Masse zum Volksschriftsteller. Seine Novelle «Kleider machen Leute» (1874) gehört noch heute zu den absoluten Verkaufrennern der Reclam-Ausgaben. **Johanna Spyris** Welterfolg «Heidis Lehr- und Wanderjahre» von 1879 liess sogar den ihr freundschaftlich verbundenen **Conrad Ferdinand Meyer** vor Neid erblassen. Meyer, dessen hochgefährdete Person so gar nichts Volkstümliches hatte, förderte die Autorin von Kinderbüchern und Volksschriften dennoch nach Kräften.

### Trotz Millionenaufgaben vergessen

Am Fin de Siècle verschlang das Schweizer Massenpublikum Romane, deren Autoren weitgehend vergessen sind. **Ernst Zahn**, Gastwirt und Gemeindepräsident in Göschenen, gelangen mit packenden Schilderungen der Bergwelt wie «Albin Indergand» (1901) erstaunliche Bestseller. Zahn verfasste 28 Romane und 30 Erzählbücher mit einer Totalauflage von fast vier Millionen. Ein ähnlich erfolgreicher Unterhaltungsliterat – auch und gerade im deutschen Markt – war **Jakob Christoph Heer**, der in den Anfängen das NZZ-Feuilleton betreut hatte. Mit den Heimatromanen «An heiligen Wassern» (1898) oder «Der König der Bernina» (1900) glückten ihm zwei Auflagenhits, die später auch verfilmt wurden. Wirkungsvolle Ingredienzen bilden einfache, saubere Typen aus



*C. F. Meyer erblassete vor Neid:* Johanna Spyri.



Heitere Frömmigkeit: Heinrich Federer.

den Bergen, grosse Gefühle und dazu die Herausforderung von moderner Technik und Fremdenverkehr. Bekanntester Autor der katholischen Schweiz war damals **Heinrich Federer**. Der Priester, dessen homosexuelle Neigungen früh einen Skandal ausgelöst hatten, schaffte 1911 den Durchbruch mit «Berge und Menschen» und den «Lachweiler Geschichten». In seinem späteren, in der Stadt Zürich verbrachten Leben traf Federer mit einer heiteren, weltoffenen Frömmigkeit und der Gestaltung des Urwüchsigen, Gesunden und Unbekümmerten den Nerv der Zeit.

Der Thurgauer Bauern- und Heimatromandichter **Alfred Huggenberger** eröffnete den Reigen seiner auch in Deutschland enorm erfolgreichen Werke mit dem Buch «Hinterm Pflug» (1907); es folgten «Die Bauern von Steig» (1913) oder «Die Frauen von Siebenacker» (1925). Er füllte an sogenannten «Huggenberger-Abenden» mit Lesungen seiner Geschichten und Gedichte die Säle in der ganzen Deutschschweiz. **Cäsar von Arx** war der bedeutendste Schweizer Dramatiker für Profi- und Laien Bühnen. Das Genre des volkstümlichen Jugendbuchs bedienten **Ida Bindschedler** («Die Turnachkinder», 1906/1909), **Elisabeth Müller** («Theresli», 1918) oder **Olga Meyer** («Anneli», 1918). Von solchen Kinderschicksalen wollen die Kids von heute nichts mehr wissen. Dafür kennen sie alle Netflix-Folgen von «Pretty Little Liars». Und sämtliche Namen der Kardashian-Family.

Die Bücher der vier Volksschriftsteller sind mehrheitlich Liebeserklärungen an die knorrigen, manchmal auch sturköpfigen Menschen vom Lande, die sich dem Zeitgeist widersetzen – und die über eine Lebensklugheit verfügen, die an keiner Universität erlernbar ist: jenen Typus Mensch also, der von Städtern jeweils reflexartig für unliebsame Abstimmungsresultate verantwortlich gemacht wird, weil er mangels Bildung leichte Beute für Demagogen sei.

Obschon die städtische Kulturschickeria tendenziell auf jene Leute herabschaut, die die Volksschriftsteller in ihren Büchern hingebungsvoll beschreiben, bei politischen Debatten sind die populären Autoren den urbanen Kulturschaffenden meist Verbündete. Bei Bichsel und Hohler ist das politische Engagement nachvollziehbar: Sie stammen aus einer Generation, wo Linkssein noch Mut erforderte, wo der Kampf gegen die Armee und gegen AKW zum rebellischen Lebensgefühl gehörte.

Interessant ist die Haltung von Pedro Lenz, der sich in der Öffentlichkeit bei vielen Themen klar als Linker positioniert. Im persönlichen Gespräch allerdings äussert er unverhohlen seinen Missmut über die akademische Linke, die den Kontakt zu den einfachen Leuten verloren habe. Es gab schon Texte von ihm, wo er sanft Kritik übte am machohaften Verhalten gewisser Einwanderer aus patriarchalen Kulturen. Zurzeit bringt er sich stark ein in der Kampagne gegen die «No Billag»-Initiative. Allerdings auf eine Art, die ihm auch der ärgste Gegner nicht übelnehmen kann: Als er sich vor einigen Wochen auf dem Kulturkanal 3sat in einem Interview gegen die «No Billag»-Initiative aussprach, stellte er sich dermassen unbeholfen an, dass man richtiggehend mit ihm mitlitt.

### Wo sind die Frauen?

Lustigerweise nimmt Lenz in seinem neuen Gedichtband «Hert am Sound» die weitverbreitete Eigenschaft, zu allem und jedem seine Meinung äussern zu müssen, auf die Schippe:

*I ha ke Meinig,  
aber i has chönne kundtue,  
i ha chönne d Meinig säge  
het guet to wieder einisch,  
säge, was me dänkt,  
säge, was me nid weiss [...]*

Arno Camenisch hebt sich in dieser Hinsicht wohltuend von seinen Schriftstellerkollegen ab. Er äussert sich nicht zu Politik, verweigert sich dem Druck der Kulturszene, sich ständig für das Richtige und Gute bekennen zu müssen. Im Dokumentarfilm «Arno Camenisch – Schreiben auf der Kante» sagt er: «Die Auffassung, Autoren müssten alles kommentieren, was auf der Welt passiert, die teile ich einfach nicht.» Er halte dies für eine «altherrische» Attitüde. Ausser Franz Hohler, der in Zürich Oerlikon wohnt, le-

ben die vier grossen Autoren dieses Fachs alle in mittelgrossen Städten: Peter Bichsel in Solothurn, Pedro Lenz in Olten und Arno Camenisch, der im Dörfchen Tavanasa in der Surselva aufgewachsen ist, in Biel. Es sind alles Männer, die vorwiegend über Männer schreiben. Will man nach Volksschriftstellerinnen suchen, so gehört am ehesten Eveline Hasler zu dieser Kategorie, die in ihren Büchern historische Schweizer Frauenfiguren zum Leben erweckt. Oder Federica de Cesco, mit deren Jugendbüchern Generationen von Mädchen aufgewachsen sind. Womöglich auch Bianca Imboden, die mit ihren Wander- und Schwingerromanen erstaunliche Verkaufserfolge verzeichnet, die sich aber klar als Unterhaltungsautorin sieht, ohne hohe literarische Ansprüche.

Die Stärke der Volksschriftsteller besteht darin, aus dem nahen, lokalen Umfeld Geschichten zu erzählen, die Gültigkeit weit über das kleinräumige Milieu haben, das sie beschreiben. Wenn dies gelingt, so besteht die Chance, dass eine Figur, ein Gedicht oder eine Geschichte zum Volksgut wird, das die Zeit überdauert. Hohler ist dies mit dem «Totemügerli» gelungen, Bichsel mit dem Mann aus den «Kindergeschichten», der aus Einsamkeit Gegenstände anders benennt, bis ihn niemand mehr versteht. Bei Pedro Lenz ist der Goalie eine Figur, die als Archetyp für den gutmütigen Aussenseiter hängenbleibt, ebenso wie die Bergler in Camenischs Bündner Trilogie.

Da in der Schweiz der Dialekt im Gegensatz zu Deutschland nicht als minderwertig gilt, können hier die Autoren ihre Alltagsgeschichten in einer Sprache erzählen, die dem Inhalt entspricht – und kriegen auch vom Feuilleton Anerkennung. Diese Unbeschwertheit im Umgang mit der Sprache lässt deutsche Leser wie Elke Heidenreich zu Begeisterungstürmen hinreissen. Der gigantische deutsche Massenmarkt bleibt für die hiesigen Volksschriftsteller mit ihren eidgenössisch gefärbten Geschichten jedoch nur schwer zugänglich.

Unabdingbar ist vor allem, dass die Autoren auf das Publikum genauso sympathisch wirken wie die knorrigen Figuren in ihren Büchern. Bei Arno Camenisch, der zurzeit auf einer riesigen Erfolgswelle reitet, trifft dies besonders zu. Im Dokumentarfilm über ihn begleitete ihn der Filmemacher an die Schweizerschule in Madrid, wo er einige Jahre als Primarlehrer gearbeitet hatte, bevor er sich ganz der Schriftstellerei widmete. Eine ehemalige Schülerin erinnert sich wehmütig an die Zeit mit Arno Camenisch: «Alle Mädchen in der Klasse haben geweint, als er gegangen ist.» Man kann das gut verstehen.

**Arno Camenisch:** Der letzte Schnee. Engeler. 99 S., Fr. 26.–

**Pedro Lenz:** Hert am Sound. Edition Spoken Script. 192 S., Fr. 28.–

**Franz Hohler:** Das Päckchen. Luchterhand. 224 S., Fr. 27.90

Bestseller

## Chick-Lit-Königin

Dreissig Millionen Bücher hat die britische Autorin Jojo Moyes bisher verkauft. Ihr neuer Roman steht weltweit erneut oben auf den Bestsellerlisten. Ihr Erfolgsrezept: Liebe muss nicht glücklich machen. *Von Beatrice Schlag*



*Scharfer Blick auf komplizierte Leben: Jojo Moyes.*

Wenn von Frauen geschriebene Bücher Millionenauflagen erzielen, werden Kritiker in der Regel sehr heikel. Sie lassen entweder die Finger ganz davon oder ordnen sie schnell unter dem Begriff «Chick Lit» ein. Was man je nach Grad der Liebeshwürdigkeit als «Weiberliteratur» oder «Romane für freche Frauen» übersetzen kann – nicht zu verwechseln mit dem, was unsere Mütter und Grossmütter Schund- oder Groschenromane nannten. Die Hauptfiguren der Chick-Lit-Romane sind meist gutausgebildete junge Frauen mit Job und häufigem Liebeskummer.

Helen Fieldings Bridget Jones und das Quartett von Candace Bushnells «Sex and the City» waren lange die berühmtesten Heldinnen unter ihnen. Inzwischen gehört auch Jojo Moyes' Protagonistin Louisa Clark dazu.

Die 49-jährige Britin kann den Stempel «Chick Lit» nicht ausstehen. Sie hält ihn zu Recht für eine Abwertung. «Ein Krimi ist ein Krimi, Science-Fiction ist Science-Fiction», sagte sie kürzlich in einem Interview mit dem *Stern*. «Aber Frauenthemen werden belächelt.»

Männer lesen so gut wie nie Chick Lit. Denn sie halten die Lektüre von Büchern, in denen es vorwiegend um Liebe geht, für eine unverständliche Freizeitverschwendung. Die Bücher würden die Bezeichnung Literatur nicht verdienen. Das Gleiche gilt bei männlichen Bestseller-Spitzenreitern wie Dan Brown, James Patterson oder John Grisham, der einmal von sich sagte: «Ich kann nicht über Nacht zu einem ernsthaften Literaten werden. William Faulkner war ein literarisches Genie. Ich bin keins.» Aber Grisham füllt nicht Hunderte von Seiten mit der Beschreibung von Gefühlen, sondern mit packenden Justizthrillern. Das ist der Punkt, warum er nicht belächelt wird. Ob man das hören mag oder nicht: Männer verschwenden kein Geld und keine Zeit für das Erkunden dessen, was in weiblichen Fantasien Sehnsüchte weckt.

### Eine Buchkritik änderte ihr Leben

Jojo Moyes wurde 2012 mit dem Roman «Me Before You» («Ein ganzes halbes Jahr») nicht zuletzt deswegen plötzlich berühmt, weil das Buch, anders als viele moderne Liebesromane, tragisch endet. Die grosse Liebe zwischen der Protagonistin Louisa Clark und dem gelähmten Will Traynor, als dessen Pflegerin sie arbeitet, endet nicht mit Heilung und Hochzeit, sondern damit, dass sie ihm von Grossbritannien (wo aktive Sterbehilfe bis heute verboten ist) in die Schweiz zu Dignitas folgt, wo sein Wunsch, nicht mehr als hilfloser Krüppel leben zu müssen, erfüllt wird.

«Als ich den Roman zu Ende gelesen hatte, wollte ich nicht darüber schreiben: Ich wollte ihn nochmals lesen», stand in der einseitigen Buchkritik der *New York Times*, die von einer Frau geschrieben war. «Moyes' Geschichte, rührt einen zu erlösenden Tränen, nicht zu überflüssigen. Sie zwingt ihre Leser, anzuer-

kennen, dass es Situationen gibt, die es wert sind, dass man sie beweint.» Jojo Moyes war überwältigt: «Ich wurde bisher nie in seriösen Zeitungen besprochen. Diese positive Besprechung hat in meiner Karriere alles verändert.» Die Kritik war massgeblich dafür verantwortlich, dass danach weltweit neun Millionen Exemplare von «Ein ganzes halbes Jahr» verkauft wurden. Als sie der Rezensentin bei einer Veranstaltung begegnete, sagt Moyes, sei sie ihr mit einem «Ich danke Ihnen so sehr» um den Hals gefallen. «Das war wahrscheinlich unangemessen. Aber wenn jemand dein Leben verändert, möchte man ihm das ja schliesslich auch sagen.»

Die Rezension in der *New York Times* war nur eine von vielen Jubelkritiken. «Es gibt Bücher, bei denen man die Lektüre hinauszieht, weil man nicht will, dass sie zu Ende geht», schrieb Associated Press, «und das könnte einem hier passieren. Man lacht, lächelt, wird wütend und weint. Meine einzige Anregung: Es sollte mit einer Packung Papiertaschentücher verkauft werden.» Die *New York Daily News* bezeichnete das Buch als meisterlich. «Manchmal ist die Lektüre hart bis an die Schmerzgrenze und trotzdem eine Freude.»

Möglicherweise ist man als Schweizer Leserin dank der langjährigen Sterbehilfe-Diskussionen im Land nicht ganz so überwältigt von Will Traynors Entscheidung, seinem Leben ein Ende zu setzen. Dass ein vermöglicher, erfolgreicher junger Mann, der durch einen Unfall plötzlich zum unheilbaren Tetraplegiker wird, sich die Frage stellt, ob er weiter so hilflos leben will, scheint ziemlich naheliegend. Jedenfalls musste ich beim Lesen deutlich mehr lachen als weinen. Die unehrgeizig durchs Leben in einer kleinen britischen Provinzstadt eiernde Arbeitertochter Louisa Clark mit ihrem staubtrockenen Humor ist deutlich feiner und liebevoller gezeichnet als ihr verständlich bitterer Patient im Rollstuhl. Aber vielleicht, sagt Jojo Moyes, hätte sich nur ein Viertel aller Leser an das Buch erinnert, wenn Will überlebt hätte, «und wahrscheinlich hätte es nur ein Viertel gekauft».

Dass ihre früheren Bücher ohne jeden Humor geschrieben waren, wie Moyes sagt, ist schwer vorstellbar. Ihr bisweilen brutaler Witz gehört zu den grossen Vergnügen, mit denen sich ihr Erfolg, wie der von Helen Fielding, mühelos erklären lässt. Mit seiner Hilfe kann Lesern – vermutlich eher Leserinnen – ziemlich viel an seelischem, sozialem und wirtschaftlichem Auf und Ab zugemutet werden, ohne Gefahr zu laufen, dass sie das Buch zuklappen.

Vor «Ein ganzes halbes Jahr» hatte die ehemalige Journalistin, die mit ihrem Mann und ihren drei Kindern auf einem Bauernhof in Essex lebt, bereits acht Bücher verfasst, von denen manche keinen Verleger fanden und die anderen auch nur sehr mässige Erfolge waren. Sie arbeitete in lausigen Jobs: machte Nachtschichten in einer Taxizentrale und arbeitete als Bardame, hatte Putzjobs. Im Nachhinein sagt sie: «Man lernt

viel über Menschen in Berufen am unteren Ende der Erfolgsskala. Ausserdem sind Menschen, die nicht ganz in ihr Umfeld passen, viel spannender. Die meisten von uns fühlen sich irgendwann im Leben so. Menschen mit perfektem Dasein oder luxuriösem Lebensstandard interessieren mich nicht.»

Das ist, was Moyes neben ihrem unbezweifelten schreiberischen Talent von vielen Frauenbuch-Autorinnen unterscheidet: der scharfe Blick auf Leben, die widersprüchlich, kompliziert, stolpernd, oft zu laut sind und in denen Menschen manchmal neben den Schuhen stehen. Es ist auch ihre Schwäche. Ihre Beschreibung privilegierter Figuren, vor allem wohlhabender oder schwerreicher Männer, ist meist überraschend platt und farblos. Reichtum macht nach Moyes kalt und gnadenlos, auch wenn die Oberfläche angelernete Höflichkeit signalisiert. Das sei langweilig. Auch wer nur wenige Reiche kenne, sehe ihre Unzulänglichkeiten. Sie mögen hart sein in ihren finanziellen Entscheidungen. Aber Literatur ist kein Börsenbericht.

### Behutsam, wenn es um Sex geht

Nach «Ein ganzes halbes Jahr» folgten die Moyes-Bestseller einer nach dem andern. Die Britin war nicht E. L. James, die mit ihren unsäglich schlecht geschriebenen «Shades of Grey» Bestseller-Königin wurde. James schuf ein kurzzeitiges Sehnen nach einer Sexualität, die man noch nie ausprobiert hatte und deren Attraktivität sich schnell erschöpfte. Moyes ist nicht verklemmt, aber sehr behutsam, wenn es um Sexualität geht. Sie schrieb hinreissend über Louisa Clarks desaströses Trauerjahr nach Will Traynors assistiertem Selbstmord und deren zögerliches Hoffen, als ein sachter Sanitäter sie versorgt, wie sie betrunken von einem Balkondach rutscht und sich dabei in «After You» («Ein ganz neues Leben») viel zu viele Knochen bricht.

Obwohl ihr neuer Bestseller «Still Me» mit der unglücklichen Übersetzung «Mein Herz zwischen zwei Welten» – der dritte Band der Louisa-Clark-Trilogie – wieder einen Millionen-erfolg verspricht, ist das Buch eine Enttäuschung. Louisas neuer, millionenschwerer New Yorker Arbeitgeber und seine junge polnische Frau bleiben blasse Klischees, die Moyes ebenso wenig zu interessieren scheinen wie Louisas neuer Lover. Das Enttäuschendste: Louisa, privat nur auf der Verliererseite, organisiert anonym Zehntausende von Dollars für eine wohltätige Organisation in einem Armenviertel. Das ist nicht gutgeschriebene Chic Lit. Sondern leider Sozialkitsch.



Jojo Moyes: Mein Herz in zwei Welten. Lou & Will, Band 3. Wunderlich. 592 S., Fr. 32.90

# Eingebrannt, seit dem Anfang der Tage

In einem fulminanten Werk über die Geschichte des Rassismus kommt der amerikanische Historiker Ibram X. Kendi zu einem harten Befund.

Von Wolfram Knorr

Am 16. Oktober 1901 wurde der schwarze Schriftsteller Booker T. Washington vom frisch vereidigten 26. US-Präsidenten Theodore Roosevelt zu einem privaten Abendessen eingeladen. Roosevelt war stolz, den «bedeutendsten Vertreter seiner Rasse in dieser Welt» zu Gast zu haben. Am Tag darauf informiert sein Pressesprecher die Öffentlichkeit beiläufig darüber informiert – und es brach die Hölle los. «Wenn sich Mr Roosevelt mit einem Neger zum Essen an einen Tisch setzt, erklärt er damit, dass der Neger dem Weissen gesellschaftlich gleichgestellt ist», echauffierte sich eine Zeitung. Ben Tillman, Gouverneur von South Carolina, war weniger höflich: «Dass Präsident Roosevelt für diesen Nigger den Gastgeber gespielt hat, macht es erforderlich, dass wir im Süden tausend Neger töten, damit sie wieder wissen, wo ihr Platz ist.» Roosevelt entsetzten die Reaktionen derart, dass er nie wieder einen Schwarzen einlud. Um die Wogen zu glätten, gab er der Residenz des Präsidenten daraufhin ganz demonstrativ den Namen Weisses Haus.

## «Verbrannte Gesichter»

Und heute, nach dem «Betriebsunfall» mit Barack Obama, sitzt ein besonders waschechter Weisser im «White House»: Kürzlich bezeichnete Donald Trump Haiti und afrikanische Länder als «shithole countries». Trump ist also, auch noch im 21. Jahrhundert, in guter, alter Gesellschaft. So sah Aristoteles (384–322 v. Chr.), Galionsfigur unseres abend-

ländischen Humanismus, die Ursache des Rassismus im Klima: Völker aus extrem heissen oder kalten Regionen seien intellektuell, physisch und moralisch minderwertig; ausserdem hässlich und zur Freiheit nicht fähig. Das Altgriechische «äthiopisch» bedeutet «verbrannte Gesichter». Aristoteles hatte Gegner, die seine Theorie als abwegig zurückwiesen. Fürs Abendland spielten die aber keine Rolle, folglich auch nicht für die Lehrpläne der Unis, und für die der amerikanischen dann auch nicht. Die Klimatheorie also machte Schule.

«Gebrandmarkt. Die wahre Geschichte des Rassismus in Amerika» des amerikanischen Historikers Ibram X. Kendi ist eine aufsehen-

erregende Abhandlung über den ewigen Rassenkonflikt, den die Europäer in die Neue Welt mitbrachten und sich mit dem Sklavenboom in der Psyche der Menschen wie ein Wirtstier festfrass. Am Beispiel historischer Figuren, von Cotton Mather, dem einflussreichen Intellektuellen des 17. Jahrhunderts, über Thomas Jefferson, einem Gründervater der USA, bis zur Black-Power-Aktivistin Angela Davis, beschreibt Kendi die Versuche, den Rassismus «in den Griff» zu bekommen, ihn zu «humanisieren» oder gar zu überwinden. Drei Gruppen bildeten sich dabei heraus:

1 — **Die Segregationisten:** Sie glaubten an die Trennung der Rassen und machten die Schwarzen für die ethnische Ungleichheit verantwortlich.

2 — **Die Assimilationisten.** Schwarze seien Vollmitglieder der Gesellschaft, wenn sie das Verhalten der Weissen übernehmen würden. Die Abolitionisten mit ihrem Credo des «guten Benehmens» gehören dazu.

3 — **Die Antirassisten.** Sie lehnen konsequent jeden Hautfarbenrückschluss auf eine Gruppe ab.



«Die Gewalttaten des Ku-Klux-Klans verblassten im Vergleich zu dem Terror, den die Polizei ausübte.»

Im 17. Jahrhundert beherrschten mehr oder weniger die Assimilationisten den vom Klimageanken geprägten Diskurs, laut dem jeder «weiss» werden könne, wenn er nur lange genug vom «heissen» Afrika weg sei. Durch die «Hitze» sei der Afrikaner auch sexuell

«krankhaft» aktiv. Ein Vorwurf, der sich bis heute hält. «Weiss» wird man durch Erziehung, durch Integration, und die Sexualität zeigt sich in der Geburtenrate. Die hohe Kriminalität wiederum ist den Segregationisten Bestätigung, dass nur eine Rassentrennung die Probleme löse, ohne den Ursachen der Kriminalität nachzugehen. Zu Beginn des Sklavenbusiness war Rassismus noch kein Thema. Die immer grösser werdenden Farmen und Tabakplantagen verlangten einfach «robuste» Kräfte, und «europäische Vertragsknechte» unterlagen Arbeitszeiten. Den Arbeitgebern war das ein Dorn im Auge. Afrikaner waren billiger und unterlagen keinen Arbeitszeitver-

pflichtungen. Der britische Chemiker Robert Boyle (1627–1691), Mitglied der Royal Society, befreite mit dem Argument der Physis die Farmer von Gewissensfragen: Weiss ist «edel», das Dunkle «hässlich». Isaac Newton untermauerte später Boyles «Farbenlehre».

## Wer den Weg für die Sklaverei ebnete

Im Jahr 1684 ist in den Arbeiten des französischen Arztes und Reiseschriftstellers François Bernier (1625–1688) erstmals von «Rasse» die Rede, wobei für ihn – klar – die Europäer zur «ersten Rasse» gehörten. In seiner «Systema naturae» steht an unterster Stufe der Homo sapiens afer, eine faule, träge Art: der Afrikaner. Es war somit die akademische Zunft, die den Weg für die Sklaverei ebnete. Ende des 17. Jahrhunderts gab es schon mehr versklavte Afrikaner als weisses Dienstpersonal. «Wie im Fieber», so Kendi, «wollte jetzt jeder Investor afrikanische Sklaven kaufen.» Puritaner wie Cotton Mather hielten es deshalb für wichtig, die Afrikaner zum Christentum zu bekehren. Eine Dame fragte darauf entsetzt, ob «meine Sklaven in den Himmel kommen, und muss ich ihnen dort begegnen?» Mathers Christianisierung erwies sich als idealer Vorwand, um die Sklaven «nur» zur christlichen Disziplinierung zu schlagen. Der Brite Samuel Johnson (1709–1784) hasste die Amerikaner und stellte ihre Heuchelei lautstark an den Pranger. «Wie kommt es», fragte er, «dass wir die lautesten Schreie nach Freiheit von den Sklaventreibern hören?»

## Onkel Tom demonstrierte das Ideal

Thomas Jefferson (1772–1782), Mitverfasser der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung («Alle Menschen sind gleich geschaffen») und grosser Sklavenbesitzer, engagierte sich für die Emanzipation der Schwarzen, um sie dann, mit ihren Kenntnissen, nach Afrika zurückzuschicken. Nur wollte das dann keiner mehr. Auch wenn die Nordstaaten die Sklaverei sukzessive abschafften, folgte darauf die Diskriminierung. Um das Problem zu bewältigen, kamen die Abolitionisten auf den Filter der «Verbesserung durch Selbstverbesserung»: Weisse würden von ihren rassistischen Ideen abkommen, wenn die Schwarzen sich lobenswert verhielten. Eine kurios perverse Verdrehung von Kants kategorischem Imperativ, denn die ganze Last der idealen Beziehung wurde den schwarzen Amerikanern aufgehalst. Wann wäre das «lobenswerte Verhalten» erreicht? Die



«Wie im Fieber»: Autor Kendi.

«Onkel Toms» und zahlreichen Hollywood-Mammys demonstrierten das Ideal.

Je mehr Afrikaner kamen – 1790 waren es noch 697 897; 1810 bereits 1 191 354, und fünfzig Jahre später dreimal so viel –, umso hilfloser nahmen sich die Versuche der Emanzipation aus. Denn je mehr die Städte industrialisiert wurden, umso stärker zog es die befreiten Sklaven auf Suche nach Arbeit dorthin. Da sie weniger Lohn erhielten als Weiße, konnten sie sich deren Wohnniveau nicht leisten, was zur Getto-Bildung führte. Die mehrheitlich weiße Polizei wiederum führte in den Gettos häufiger Razzien durch als in weißen Vierteln und sorgte für eine positive Aufklärungsstatistik, was die rassistischen Vorurteile bestätigte. So ist – bis in die Gegenwart – ein *Circulus vitiosus* ohne Entkommen daraus entstanden.

#### «The Birth of a Nation»

Der erste schwarze Harvard-Professor William Edward Burghardt Du Bois (1868–1963) versuchte mit seiner akademischen Karriere das Image der Schwarzen zu ändern, lavierte zwischen Antirassismus und Assimilationismus, galt den Weißen als nicht «typisch» schwarz

und versuchte mit publizistischen Appellen und auf Kongressen die Einstellung der Weißen zu ändern. Selbst er war nicht frei (wie viele andere Schwarze) von Rassismus: «Die europäische Kultur», schrieb er, «ist sie nicht besser als jede andere Kultur, die in Afrika oder Asien entstand? Ja, das ist sie.» Der rassistische Film «The Birth of a Nation» (1915) von David Wark Griffith beförderte die Renaissance des Ku-Klux-Klan, und löste eine ganze Reihe derartiger Filme aus. Der Schriftsteller Langston Hughes (1902–1967), Star der «Harlem Renaissance», proklamierte: «Ich will ein Dichter sein – kein Neger-Dichter.» Von Assimilationismus hielt er nichts, blieb Teil der schwarzen Elite und litt Qualen, wenn Schwarze in den Medien negativ dargestellt wurden. Die von Weißen frequentierten Klubs während der Harlem Renaissance hiessen typischerweise «Jungle», und Jazzmusik galt als «hot». Da war sie wieder, die «Klimatheorie». Als 1936 bei den Olympischen Spielen in Berlin Jesse Owens vier Goldmedaillen gewann, erklärte sein Trainer Dean Cromwell: «Es ist noch gar nicht allzu lange her, dass die Fähigkeit, zu rennen und zu springen, im Dschungel über Leben und Tod entschied.»

In Albert Camus' «Mythos des Sisyphos» wird Sisyphos zum Sinnbild absurden Handelns. Nirgendwo sonst ist die Sinnlosigkeit geradezu mit Händen zu greifen als bei den Bemühungen, rassistisches Verhalten zu überwinden. Als die Bürgerrechte für alle durchgesetzt waren, scheiterten die Gesetze an der banalen Wirklichkeit des Wohnens: Aus integrierten Wohnvierteln nahmen die Weißen Reissaus. Auch Black Power und die Bürgerrechtsbewegungen änderten kaum etwas am Befund. Malcolm X, neben Angela Davis eine der Galionsfiguren, schrieb, dass es unglaublich sei, dass Amerika immer noch den Mut besäße «oder die Frechheit, sich als Anführer der freien Welt zu präsentieren [...] obwohl das Blut meiner und eurer Mütter und Väter an ihren Händen klebt.»

#### Obama – ein Rassist?

Kendi sieht auch unter Afroamerikanern keineswegs nur ungebrochene Solidarität; da gibt es, durch die Entstehung eines Mittelstands, Absatzbewegungen, die an die «Verbesserung durch Selbstverbesserung» erinnern, und unter Hochleistungsdenkern gab's auch Rassisten. In seiner «Vorlesung über die Philosophie der Geschichte» schrieb Hegel über den Afrikaner: «Es ist nichts an das Menschliche An klingendes in diesem Charakter zu finden.» Seine grundlegende rassistische Idee war die Rechtfertigung der europäischen Kolonisierung Afrikas. 1980 wurden in Mississippi mindestens zwölf Lynchmorde verübt, 28 schwarze Jugendliche wurden in Atlanta zwischen 1979 und 1982 getötet, und in Buffalo kam es 1980 zu willkürlichen Hinrichtungen. Doch, so schreibt Kendi, «die Gewalttaten des Ku-Klux-Klans und die von Privatpersonen verübten Lynchmorde verblassten im Vergleich zu dem Terror, den die Polizei landesweit ausübte» – und weiter ausübt.

1980 glaubte auch Angela Davis, wie sie in einer feurigen Rede darlegte, den «Teufelskreis aus Rassismus, Sexismus, Arbeitslosigkeit und Inflation, geschaffen von denjenigen, die den Profit immer über die Menschen stellen, durchbrechen» zu können. Vergeblich, wie man weiss. Im Juli 2009 erläuterte Glenn Beck, ein Liebling der Tea Party, auf Fox News, warum er Obama für einen Rassisten hält: «Ich sage nicht, dass er keine Weißen mag. Ich sage nur, dass er ein Problem hat. Dieser Typ ist meiner Meinung nach ein Rassist.» Rassismus ist, wie 1860 Senator Jefferson Davis proklamierte, «eingebraunt seit dem Anfang der Tage».



Ibram X. Kendi: Gebrandmarkt. Die wahre Geschichte des Rassismus in Amerika. C. H. Beck. 604 S., Fr. 48.90



Das Erdbeben liess nicht nur Häuser, sondern auch Leben einstürzen: Lioni bei Avellino, November 1980.

## Bestseller

# Lebensfreude im Chaos

Elena Ferrante hat mit ihrer «Neapolitanischen Saga» sämtliche Rekorde gebrochen. Die Geschichte zweier ungleicher Freundinnen, deren Schicksal sie über fast sechzig Jahre verfolgt, zog Millionen in den Bann. Der wahre Supererfolg steht aber noch aus. *Von Pia Reinacher*

In der italienischen Nachkriegsliteratur hat es so etwas noch nie gegeben. Elena Ferrante überflügelt mit ihrem 2200 Seiten starken Epos selbst Umberto Ecos Roman «Der Name der Rose» (1980), der ebenfalls zum mondialen Bestseller avancierte. Die wilde Familiengeschichte auf der Bühne des Rione, eines von Armut, Camorra, Patriarchat und Bildungsfeindlichkeit geprägten, heruntergekommenen Quartiers in Neapel, fasziniert Leser und vor allem Leserinnen auf der ganzen Welt. Die vier Folgen kann man in unzähligen Sprachen als Buch, als E-Book, aber auch als Hörbuch konsumieren – doch der wirkliche Supererfolg steht erst noch aus: Das Ferrante-Fieber wird spätestens dann noch einmal ausbrechen, wenn die Verfilmung ab 2019 als Fernsehserie starten wird.

### Verrat und Doppelmoral

Elena Ferrantes opulente, monströse, emotional aufgeladene Freundschafts- und Ehegeschichte ist damit als Phänomen vergleichbar mit dem weltweiten Erfolg von «Downton Abbey», der englischen Story um Liebe, Macht und Intrigen der adligen Familie Crawley, die als Sitten- und Historienbild die tiefgreifenden Umbrüche Englands in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts spiegelt. Oder mit dem Triumph des italienischen Landsmannes Andrea Camilleri, der in den Montalbano-Krimis seinen sizilianischen Heimatort Porto Empedocle in den imaginären Ort Vigata verwandelt und im süditalienischen Umfeld den schlitzohrigen Kriminalkommissar ermitteln

lässt. Auch bei Camilleri befeuerte die seit 1999 bis heute zur besten Sendezeit ausgestrahlte TV-Serie den Zuspruch zusätzlich.

In allen Fällen hat das Phänomen der weltweiten Beachtung und des imponierenden Verkaufserfolgs Gründe, die sich vergleichen lassen. Es geht dabei um viel mehr als um Geschichten von Liebe und Hass, von Verrat und Doppelmoral. Elena Ferrantes Romane sind Abbilder der Zeitgeschichte, die den Leser mit den verführerischen Mitteln der Literatur mit detailgenauen Informationen über historische Katastrophen und den sozialen Paradigmenwechsel in der italienischen Nachkriegsgesellschaft unterrichten. Sowohl Ferrante wie auch Camilleri porträtieren authentisch und mit lokalen Detailkenntnissen die historischen, soziologischen, politischen und psychologischen Bedingungen ihrer Heimat.

So geheimnisvoll dunkel sich die Geschichte der beiden im August 1944 geborenen ungleichen Freundinnen Elena und Lila über weite Strecken präsentiert – sie spielt auf der Bühne der realen Stadt Neapel, die selbst Italiener als echt und nicht übertrieben geschildert wiedererkennen. Elena Ferrante ist also das Kunststück geglückt, die Geschichte Italiens nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die Anfänge unseres Jahrhunderts zu erzählen, aber gleichzeitig ein imaginäres und plastisches Universum zu schaffen, in dem sich der Leser von Seite zu Seite besser zurechtfindet. Dass der neapolitanische Mythos mit seinem sprichwörtlich mafiosen Beigeschmack und dem suggerierten Bild von überschwappender Le-

bensfreude und hoffnungslosem, korruptem Chaos auf den angepassten europäischen und amerikanischen Leser eine gewisse Attraktion ausübt, kommt noch dazu.

Der vierte Band, «Die Geschichte des verlorenen Kindes», führt die beiden Freundinnen nochmals zusammen, bevor sie sich endgültig aus den Augen verlieren. Die inzwischen als Schriftstellerin erfolgreich gewordene Elena kehrt in den Rione zurück. Dank ihrer universitären Karriere ist die aus ärmlichen Verhältnissen stammende Pförtnerstochter weit herumgekommen. Ihre Geschichte ist die einer sozialen Aufsteigerin, die sich den Weg nach oben mit Härte, Ehrgeiz und einer gehörigen Portion Berechnung bahnte. Ihren gebildeten, aus vermögenden Kreisen stammenden Mann Pietro Airola hat sie verlassen und eine Affäre mit dem ehemaligen Jugendfreund Nino Sarratore begonnen, der grossen Liebe ihrer Kindertage. Mit nur wenig Skrupel überlässt sie ihre beiden Mädchen der Obhut ihrer Schwiegermutter und verstrickt sich in eine sexuelle Affäre mit Nino, der so unberechenbar und unzuverlässig ist wie früher. Auch als der ehemalige Liebhaber ihrer Freundin Lila und Ehemann von Eleonora ihr gesteht, dass er sich von seiner Frau gar nicht getrennt hat, dass sie sogar ein weiteres Kind von ihm erwartet, kommt sie nicht von ihm los und wird ebenfalls schwanger.

Auf dem Höhepunkt der Krise zieht Elena zurück nach Neapel, ausgerechnet in das Haus ihrer Freundin Lila. Die ambivalente Beziehung der Freundinnen, die zwischen Anziehung und Verachtung changiert, beruhigt sich



für kurze Zeit. Auch Lila hat sich von ihrem Mann getrennt. Die beiden 34-jährigen Frauen sind gleichzeitig von ihren Liebhabern schwanger. Lila, die im Grunde intelligentere, weitblickendere der Freundinnen, die aber von der Familie zum Schulabbruch und zur Mitarbeit in der Schusterei gezwungen wurde, hat inzwischen eine Karriere als IT-Spezialistin gemacht. Gleiches Schicksal verbindet: Die Ehen sind zerbrochen, beide Frauen trotz Bildung und Karriere unfähig, sich aus den sexuellen und emotionalen Verstrickungen zu befreien. Beide leben in zwei Welten: der primitiven, proletarischen Welt der Kindheit und der modernen, aufgeklärten Welt des Fortschritts.

Das Erdbeben vom 23. November 1980 von Neapel lässt nicht nur die Häuser, sondern auch ihr Leben einstürzen. Die analytische, kühle, souveräne Lila wird sich davon nicht mehr erholen. Als auch noch ihr Kind an seinem vierten Geburtstag spurlos im Rione verschwindet, zerbricht sie dann. Der Verdacht, dass es sich um einen Racheakt der Mafia handelt, der nicht sie, sondern die im gleichen Haus lebende Elena treffen sollte, löst sich nie ganz auf. Der vierte Band nimmt den Faden des Anfangs wieder auf: Elena erfährt, dass ihre Freundin spurlos verschwunden ist. Damit nimmt das Leben der beiden über sechzigjährigen Frauen eine letzte, unheilvolle Wendung.

### Schrecken der Leidenschaft

Der vierte Band dieser neapolitanischen Saga, der hauptsächlich zwischen 1976 und 1995 spielt, mit einem kurzen Rückblick aus der Perspektive von 2010, verfolgt damit exemplarisch den Paradigmenwechsel der weiblichen Rollen seit dem feministischen Bildersturm der 68er und der sexuellen Liberalisierung. Obwohl das Korsett des Frauenlebens gesprengt wurde, verhindern die bleiernen familiären Verhältnisse, der Ballast der traditionellen Erziehung und das Diktat des Trieblebens über den Verstand am Ende das finale Glück. Elena und Lila sind Opfer und Täterinnen, sind Emanzipierte und Abhängige, sind Aufgestiegene und Gefallene – und scheitern am Ende an der Misere dieses fatalen Doppellebens. Die beiden Freundinnen werden damit zu faszinierenden Projektionsfiguren vieler Zeitgenossen, die am literarischen Prototyp die Schrecken der Leidenschaft und die fatalen Brüche des eigenen Lebens auf gefahrlose Weise studieren und miterleben können: Auch das ist einer der entscheidenden Gründe für den phänomenalen weltweiten Erfolg.



**Elena Ferrante:** Die Geschichte des verlorenen Kindes. Suhrkamp. 614 S., Fr. 29.09

## Literatur

# Guignol des Geistes

Der österreichische Historiker Bernd Schuchter erinnert an den Philosophen Julien Offray de La Mettrie. Dieser war ein Genie und ein Narr.



**Unbändig:** Julien Offray de La Mettrie.

Das Ende gehört in diesem Leben an den Anfang. Bei einem Diner soll der Philosoph Julien Offray de La Mettrie so viel Pastete in sich hineingestopft haben, dass er nach ein paar qualvollen Stunden das Zeitliche segnete. Nicht überliefert ist, wie die Tafelrunde am Hofe von Friedrich II. im 18. Jahrhundert darauf reagierte. Gut möglich, dass man den etwas überstürzten Abgang des Herrn Philosophen im Alter von 42 Jahren amüsiert zur Kenntnis nahm. Denn der Mann war in Potsdam zwar als Hofnarr akzeptiert. Aber er war in den Augen fast aller eine unausstehliche Nervensäge.

Doch halt, vielleicht führte ihn ja nicht sein Heisshunger ins Verderben – tönt der Pastedentod nicht vielmehr nach Mord? Niemand wird jemals die Wahrheit kennen. Aber zumindest der österreichische Historiker Bernd Schuchter vermutet ein Verbrechen. Denn de La Mettrie machte sich zeitlebens mit diabolischem Vergnügen so viele Feinde wie möglich und musste deshalb beim liberalen Friedrich II. um Asyl bitten.

Schuchter stellt nun in seinem neuen Buch «Herr Maschine oder vom wunderlichen Leben und Sterben des Julien Offray de La Mettrie» diesen Guignol des Geistes vor. Der Autor machte vor zwei Jahren mit seinem wunderbaren Band «Jacques Callot und die Erfindung des Individuums» auf sich auf-

merksam. Damals recherchierte er das Leben dieses feinfühligsten Beobachters der zeitgeschichtlichen Geschehnisse im frühen 17. Jahrhundert.

Julien Offray de La Mettrie stammte aus der Provinz. Er wuchs in Saint-Malo auf und liess sich zum Arzt ausbilden. Die medizinischen Koryphäen jener Zeit mit ihrem akademischen Gehabe waren für La Mettrie allesamt Quacksalber, die sich mehr nach dem Aberglauben richteten als nach wissenschaftlichem Erkenntnisgewinn. Er hatte wohl recht.

### Unter Vordenkern

In der Provinz wurde es seinem unbändigen Geist bald zu eng. Er kam als Jugendlicher erstmals nach Paris. Hier fand er die vorrevolutionäre Stimmung unter den Vordenkern seiner Zeit, und hier gab es mehr Palaver als sonst wo auf dieser Welt, was La Mettrie liebte. Frau und Sohn liess er in der Bretagne zurück, die hätten ihn beim Denken und Reden gestört.

Zum Schwadronieren in Paris diente das Lokal «Le Procope», gegründet 1686 und heute das älteste Gasthaus der Metropole. Das feine Restaurant im Quartier latin steht in einer Seitenstrasse des Boulevard Saint-Germain, lädt aber den Gast nicht mehr zum wortgewaltigen Zechen ein, sondern zum gediegenen Mahl. Es muss ja nicht gerade Pastete sein.

Ausser einer Inschrift deutet heute nichts darauf hin, dass hier die Geistesgeschichte der Aufklärung geschrieben wurde von Philosophen wie Denis Diderot oder Voltaire, die bei Kaffee und Wein über Gott und vor allem die Welt diskutierten. Das war zwar im Sinn von La Mettrie, aber nicht gut genug: Er war vielmehr ein radikaler Aufklärer, lehnte Autoritäten ab, konsequenterweise auch die philosophischen Grössen seiner Zeit, mit denen er sich überwarf. Die Honoratioren des Intellekts waren ihm, dem genialen Guignol, zu kleingeistig.

Sein grösster Feind jedoch war Albrecht von Haller: Der Schweizer Gelehrte verstand sich als Naturwissenschaftler und glaubte dennoch an Gott. Für Julien Offray de La Mettrie war das ein Widerspruch, über den er sich schriftlich und mündlich während Jahren mokierte. *Rolf Hürzeler*



**Bernd Schuchter:** Herr Maschine oder vom wunderlichen Leben und Sterben des Julien Offray de La Mettrie. Braumüller. 174 S., Fr. 29.90

# Zwei Mal Stalingrad

Vor knapp sechs Jahren fand ich in russischen Archiven das Originalmanuskript von Heinrich Gerlachs erschütterndem Augenzeugenbericht «Durchbruch bei Stalingrad». Die Geschichte des Buchs ist genauso spannend wie das Buch selbst. *Von Carsten Gansel*

Vor 75 Jahren, im Februar 1943, fand eine der monströsesten Schlachten des Zweiten Weltkrieges ihr Ende. Stalingrad wurde in Deutschland wie in der damaligen Sowjetunion zu einer Art Mythos, und dies aus vielen Gründen. Auf sowjetischer Seite forderte die blutige Schlacht um eine Million Opfer. Und der Sieg der Roten Armee gilt bis in die Gegenwart als Wende im Zweiten Weltkrieg. Von den etwa 300 000 Soldaten und Offizieren der Wehrmacht, die von rumänischen Verbänden unterstützt wurden, kamen 90 000 in Gefangenschaft, schwer verwundet, entkräftet, halb verhungert und erfroren. Bis zum Schluss hatte sich der Oberbefehlshaber der 6. Armee, General Paulus, geweigert zu kapitulieren. Er folgte auch hier Hitlers Befehlen. Der hatte bereits im November den von General Walther von Seydlitz geforderten Ausbruch aus dem Kessel kategorisch abgelehnt.

Paulus' Entscheidung kostete Zehntausende von Soldaten das Leben, die seit Mitte November 1942 von der Roten Armee eingekesselt waren und unter schlimmsten Bedingungen in Erdlöchern ausharrten. Nur um die 6000 kehren letztlich aus der Gefangenschaft zurück. Einer von ihnen ist Oberleutnant Heinrich Gerlach, der im Frühjahr 1950, nach sieben Jahren, mit einem Transport in Berlin ankommt.

## Schlusspunkt am Tag der Kapitulation

Durch glückliche Umstände gerät Gerlach im Mai 1943 in das Lager 27 bei Moskau, wo er im Vorbereitungskomitee des Bundes Deutscher Offiziere (BDO) mitarbeitet, der am 11./12. September 1943 gegründet wird, zwei Monate nachdem sich das Nationalkomitee Freies Deutschland konstituiert hat.

Schon auf der Gründungsveranstaltung kommt es zum Zusammenschluss der Organisationen, die Hitler den Kampf angesagt haben und auf einen Waffenstillstand hinarbeiten. In der Bewegung Freies Deutschland begegnet Heinrich Gerlach bekannten Exilkommunisten, darunter Wilhelm Pieck und Walter Ulbricht, die nach der Gründung der DDR erster Staatspräsident respektive Generalsekretär des Zentralkomitees der SED werden. Wichtiger für Gerlach sind in Lunjowo Intellektuelle und Autoren wie Rudolf Herrnstadt, Alfred Kurella, Friedrich Wolff, Gustav von Wangenheim, Fritz

Erpenbeck, Willi Bredel, Johannes R. Becher oder Theodor Plievier. Die besonderen Bedingungen im Lager 27 machen es möglich, dass Heinrich Gerlach neben seiner Tätigkeit in der Redaktion des «Freien Deutschland» schon im Sommer 1943 mit einem Roman über die Hölle von Stalingrad beginnt. Er will und muss sich vom Trauma des Erlebten freischreiben. In den Abend- und Nachtstunden kann er eine Schreibmaschine nutzen, eine alte Remington. Und so entsteht in einer relativ kurzen Zeit ein 600-Seiten-Manuskript, dem er – angeregt durch Arnold Zweigs 1935 im Querido-Verlag erschienenen Antikriegsbuch «Erziehung vor Verdun» – den Titel «Durchbruch bei Stalingrad» gibt. Am 8. Mai 1945, dem Tag der bedingungslosen Kapitulation von Nazideutschland, setzt er den Schlusspunkt unter sein Manuskript. In der Abschlussepisode lässt der Erzähler die verzweifelten Soldaten die kraftlosen Hände zu Fäusten ballen und plötzlich schreien: «Wir danken unserem Führer! Heil Hitler!» Die nachfolgenden Sätze laufen in einer Erkenntnis der Hauptfigur – Gerlachs Alter Ego – zusammen: Das «Heil Hitler» ist nämlich, wie der Erzähler

sagt, «nicht Spott, nicht Hohn, es ist eine kalte, klare, furchtbare Abrechnung».

Nachdem auf Stalins Befehl am 2. November 1945 der Bund Deutscher Offiziere und das Nationalkomitee Freies Deutschland aufgelöst worden sind, durchläuft Gerlach eine regelrechte Odyssee durch eine Reihe von Gefangenenlagern. Das Manuskript, das er mit Schusterzwirn zusammengebunden hat, schleppt er im Rucksack mit sich, um im Geheimen weiter daran zu arbeiten, er korrigiert, er streicht, er verbessert. Kurz vor der Entlassung wird das Romanmanuskript vom sowjetischen Geheimdienst konfisziert und – bis zu seiner nach jahrelanger Recherche erfolgten Wiederfindung – in russischen Militärarchiven weggeschlossen. Auch eine Miniaturabschrift des Romans, die Gerlach nächtelang auf zehn Doppelblättern unterbringt und einem Heimkehrer mitgibt, wird gefunden. Alle späteren Versuche nach der Rückkehr 1950, das Manuskript zurückzubekommen, scheitern. Kein anderer als Stalins berüchtigter Geheimdienstchef, Lawrenti Beria, verfügt, dass der Stalingrad-Roman im Archiv verschwindet. Doch Heinrich Gerlach kann sich mit dem Ver-

lust des Manuskriptes nicht abfinden. Er sieht für sich vor allem eine Aufgabe: «Zeugnis abzulegen im Namen der Toten». Darum entschliesst sich Gerlach, das Stalingrad-Epos neben seiner Arbeit als Gymnasiallehrer in Brake, einer kleinen Stadt an der Unterweser bei Bremen, neu zu schreiben. Doch nach den ersten Versuchen muss er aufgeben. Er hat das, was man einen *Writer's Block* nennt, eine Schreibblockade. Es ist ihm schlichtweg unmöglich, das Trauma von Stalingrad, von dem er sich in der Gefangenschaft freigeschrieben hat, erneut zu durchleiden. Immer dann, wenn er glaubt, eine Episode zu erinnern, schiebt sich eine schwarze Wand davor. Gerlach ist verzweifelt. Doch da liest er einen Beitrag, in dem über Möglichkeiten der Hypnose berichtet wird, und er wendet sich an den Autor, einen Arzt und Psychologen, der mit dieser Methode erfolgreich arbeitet.

## «Ich weiss wieder, was war...»

Auf seine Anfrage antwortet Dr. Schmitz aus München und stellt Gerlach in Aussicht, dass sie es gemeinsam schaffen könnten, über Hypnose an das verlorene Manuskript zu kommen. Beide gewinnen für das spektakuläre Experiment die illustrierte *Quick*, eine der bedeutendsten Wochenzeitschriften der 1950er Jahre. Es kommt zu einer vertraglichen Vereinbarung, wonach die *Quick* die Kosten für Heinrich Gerlachs Aufenthalt in München übernimmt und dafür die Exklusivrechte für den erwarteten Bericht erhält. Eine Win-win-Situation. Und in der Tat: Während der Sommerferien gelingt es den beiden, von Mitte Juli an in vierzehn Tagen über Hypnose Teile der verlorenen Gedächtnis- und Romaninhalte wiederherzustellen. Am 26. August 1951 titelt die *Quick* in grossen Lettern: «Ich weiss wieder, was war...». Der Untertitel lüftet dann das sensationelle Geheimnis: «Russland-Heimkehrer erhält durch Hypnose-Behandlung sein Gedächtnis zurück». Zu diesem Zeitpunkt ahnt Gerlach nicht, dass es weitere fünf Jahre dauern wird, bis er das Manuskript endlich abschliessen kann.

Wann genau er den Schlusspunkt setzt, das ist im 2016 aufgefundenen Tagebuch mit Ausrufezeichen und in roten Versalien unübersehbar hervorgehoben: Es ist der 6. Mai 1956, ein Sonntag, an dem Heinrich Gerlach in der ihm eigenen nüchternen Art schreibt: ««Durchbruch bei Stalingrad» beendet – nach fast genau 5 Jahren Arbeitszeit!» Im Herbst



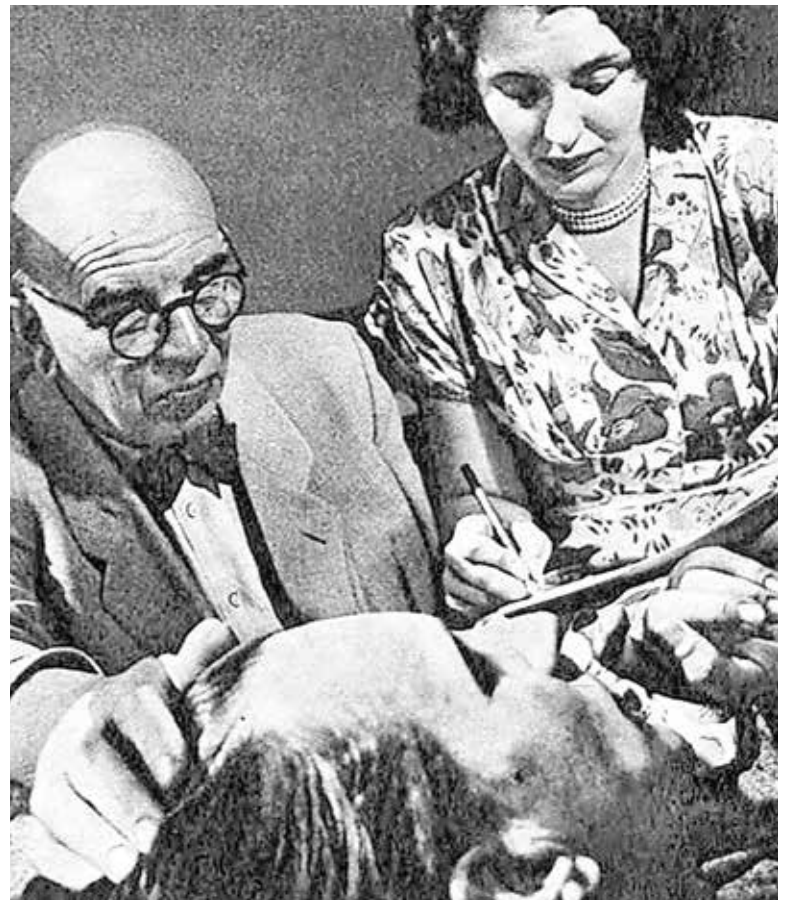
Verschollener Urtext.



«Die verratene Armee»: deutsche Infanteristen in Stalingrad, 15. Oktober 1942.



Sieben Jahre Gefangenschaft: Oberleutnant Gerlach, 1940er Jahre.



Sensationelles Geheimnis: Rekonstruktion der Ereignisse unter Hypnose.

1956 erhält Heinrich Gerlach die freudige Nachricht, dass die Nymphenburger Verlagshandlung in München entschieden hat, den Roman in ihr Programm aufzunehmen, und im Herbst 1957 erscheint das Stalingrad-Epos unter dem klangvolleren Titel «Die verratene Armee». Der Roman über den Untergang der 6. Armee wird in der Folgezeit zu einem internationalen Bestseller.

### Qualvoller Prozess

Die in der deutschsprachigen Literatur einzigartige Geschichte war mir – und nun muss der *point of view*, der Erzählstandpunkt, gewechselt werden – seit Beginn der 1990er Jahre bekannt. In der Geschichtskommission des Verbandes Deutscher Schriftsteller (VS) stiess ich nämlich auf Heinrich Graf von Einsiedel, der Vizepräsident des Nationalkomitees und zusammen mit Gerlach Gründungsmitglied des BDO war. Mit dem Urenkel des ersten Reichskanzlers Otto von Bismarck tauschte ich mich über Stalingrad, das Nationalkomitee und über die Rolle der Exilkommunisten aus. Heinrich Graf von Einsiedel war es, der mich auf Gerlachs Roman «Die verratene Armee» aufmerksam machte, den er für weitaus authentischer hielt als Theodor Plieviers Weltenerfolg «Stalingrad». In den folgenden Jahren, in denen ich immer wieder zu Fragen von Literatur und Gedächtnis und zu Kriegsromanen

in Ost und West forschte, fragte ich mich oftmals, ob das Ur-Manuskript von «Durchbruch bei Stalingrad» wohl noch existierte. Grosse Hoffnungen hatte ich nicht, aber dennoch erkundete ich immer mal wieder, wie es um den Zugang zu den russischen Archiven stand.

Endlich und eher durch Zufall erhielt ich 2011 den Hinweis, dass die Archivsituation günstig sei. Als die Zeichen für eine mögliche erfolgreiche Suche sich verdichteten, entschloss ich mich, zusammen mit meinem Mitarbeiter, Norman Ächtler, kurzfristig nach Moskau zu fliegen. Ein Visum wurde beantragt und der Flug gebucht. Und schliesslich gelangten wir im Februar 2012 in das Staatliche Russische Militärarchiv, wir kamen an ein Findbuch in russischer Sprache, und schliesslich stiessen wir nach längerer Suche auf das verschollene Manuskript! Es war kaum zu glauben. Freilich überwog Skepsis, denn schon oft hatte ich in Archiven die Erfahrung machen müssen, dass ein Text zwar mit einer Signatur verzeichnet, aber dann nicht auffindbar war. Doch nicht in diesem Fall. Nach einer uns unendlich erscheinenden Wartezeit lag Heinrich Gerlachs Urfassung, um die sich so viele Geschichten rankten, vor uns!

Bereits damals war klar, dass es kompliziert werden und eines grossen Aufwandes bedürfen würde, die Urfassung zu veröffentlichen. So hatte Heinrich Gerlach auf fast jeder Seite

Korrekturen angebracht, er hatte gestrichen, verbessert und ganze Teile überklebt. Es dauerte schliesslich fast vier Jahre, ehe die Urfassung «Durchbruch bei Stalingrad» in einer druckfertigen Fassung und mit einem Nachwort von 170 Seiten vorlag. Ergänzt durch dokumentarisches Material aus russischen Archiven, das einen differenzierteren Blick auf Stalingrad, die Gefangenschaft, den BDO und die Entstehung des Romans möglich machte.

Natürlich besteht die Frage, wie der Vergleich beider Romanvarianten ausfällt. Denn: Einerseits gibt es nun die Urfassung «Durchbruch

---

### Nach einer uns unendlich erscheinenden Wartezeit lag Gerlachs Urfassung vor uns!

---

bei Stalingrad», die direkt nach der Katastrophe von Stalingrad 1943 geschrieben wurde. Und andererseits die Neufassung mit dem Titel «Die verratene Armee», entstanden in jenen 1950er Jahren, die man heute Adenauerzeit nennt. Dass es fünf Jahre dauerte, bis Heinrich Gerlach die Neufassung beenden konnte, hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass er versuchen musste, aus seinem autobiografischen Gedächtnis die Stalingrad-Erlebnisse erneut herauszuholen. Das war ein qualvoller Prozess, der oftmals bis an die Grenze des Ertragbaren ging,



**Neu! Vier Mal pro Woche:**

## Die andere Sicht

Die tägliche Nachrichtensendung für *Weltwoche*-Abonnenten.

Chefredaktor Roger Köppel kommentiert von Montag bis Donnerstag, jeweils ab 16.30 Uhr, die Themen des Tages und unterhält sich mit interessanten Gästen. Für Abonnentinnen und Abonnenten ist diese Dienstleistung im Abo inbegriffen. [www.weltwoche.ch/daily](http://www.weltwoche.ch/daily)

denn Gerlach war wieder und wieder mit dem konfrontiert, was er eigentlich schon hinter sich gelassen glaubte, dem Tod, dem Sterben, dem Verhungern, dem Erfrieren. Vor Augen stand ihm, wie eine ganze Armee sinnlos geopfert wurde. «Ihr könnt Euch felsenfest auf mich verlassen», das hatte Hitler in den Kessel an die immer noch Hoffenden telegraphiert, um später zu erklären: «Die Kämpfer von Stalingrad haben für das deutsche Volk tot zu sein!»

### Gier nach Büchsenfleisch und Zigaretten

Der Vergleich der zwei Fassungen zeigt, dass wesentliche Elemente des Plots in beiden gleich sind. Aber es gibt gravierende Unterschiede: Der Neufassung ist – bewusst oder unbewusst – ein Narrativ eingeschrieben, das den deutschen Landser zum Opfer einer undurchschaubaren Hitler-Maschinerie macht. In der Originalfassung gelingt es Gerlach weitaus authentischer, die immer aussichtsloser werdende militärische Lage der 6. Armee zu erfassen, sein Erzähler beschreibt atmosphärisch dichter die verzweifelte Situation der Landser und Offiziere und verzichtet auf Kommentierungen. Die grössere Präzision reicht bis in kleinste sprachliche Details. Dazu gehört die Gerlach vertraute Landsersprache, die oft verkürzt und banal erscheint, aber umso treffender das grausame Schicksal erfasst.

Das Erleben der deutschen Landser im Kessel von Stalingrad zwischen Hoffnungslosigkeit, Hoffnung und übermenschlichem Leiden wird über eine «harte Schreibweise» authentisch erfasst. Der ungeschönte Blick dringt bis unter die schmutzige Uniform des Soldaten und offenbart seine jammervolle Gier nach Büchsenfleisch, Zigaretten, Feuerholz und imitierten Weihnachtsbäumen ebenso wie seine Einsamkeit, das Ausgeliefertsein, die Verzweiflung und Verelendung in den vereisten Bunkern.

Heinrich Gerlach blieb trotz des grossen Erfolges seines Stalingrad-Romans zurückhaltend-bescheiden. Für ihn waren die Katastrophe von Stalingrad und die Gefangenschaft sein Lebensthema. Mit der «Odyssee in Rot» – seinem zweiten und 2017 erneut veröffentlichten Dokumentarroman – blieb er seinem Ansatz treu, «Zeugnis abzulegen». Seine Darstellung liefert eine vorurteilsfreie Sicht auf den Bund Deutscher Offiziere und das Nationalkomitee Freies Deutschland und macht das Handeln jener Männer einsehbar, die über Stalingrad zur Erkenntnis gelangten, dass Deutschland sich von Hitler und seinem System befreien muss.

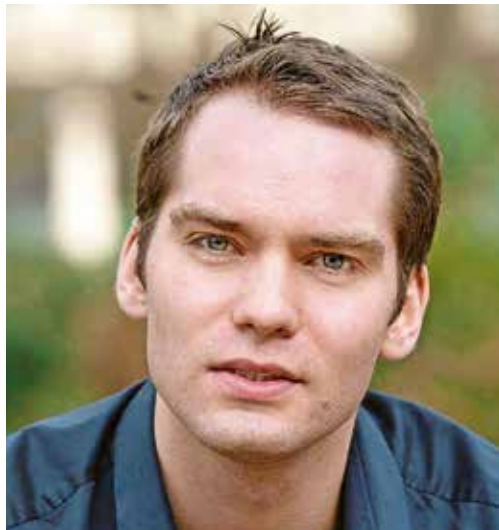


Carsten Gansel ist Professor für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Giessen. Er hat Heinrich Gerlachs Originalmanuskript «Durchbruch bei Stalingrad» 2012 im Russischen Militärarchiv gefunden und es 2016 mit dokumentarischem Material und einem Nachwort versehen bei Galiani Berlin veröffentlicht.

## Debatten

# Jenseits von links und Böse

Der junge Autor Simon Strauss wird von der Kritik in die neurechte Sperrzone gedrückt. Dabei ist sein Buch ein Sturm-und-Drang-Manifest für das unmittelbare Leben. Von Peter Keller



Wildes und Rohes: Schriftsteller Strauss.

Das Cover zeigt einen jungen Mann mit klarem Gesicht und rebellischem Blick. Simon Strauss, Journalist und Buchautor, veröffentlichte vergangenen Sommer den Roman «Sieben Nächte». Darin geht es um einen Pakt mit dem Teufel. In sieben Nächten streift der Ich-Erzähler durch die Stadt, in der er lebt, und tut Unerhörtes: Er begegnet den sieben Todsünden (auf einer Sexparty, allein in der Wohnung, bei der Pferdewette) und schreibt am Ende der Nacht über das Erlebte.

Seit der Veröffentlichung von «Sieben Nächte» wächst im deutschsprachigen Feuilleton die Empörung; insbesondere linksorientierte Medien werfen Strauss vor, der Roman verherrliche nazistische Ideologien, spiele Rechtspopulisten in die Hände. Ist dies eine berechtigte Kritik, oder wird hier der Ruf eines jungen Autors auf Vorrat vernichtet, ohne dass man sich mit der literarischen Qualität des Buches befasst?

### Botho Strauss' Sohn

Für Strauss ist die Generation der mit oder nach dem Mauerfall Geborenen ein seelenloser Klumpen von iPhone-Existenzen, privilegiertem Bildungsbürger-Wohlstand, Müsli essendem Strebertum und Konformismus. Aber der Erzähler von «Sieben Nächte» befindet sich in Aufbruchstimmung. Er möchte das in der «Generation Merkel» unmögliche Abenteuer, er will Sturm-und-Drang-haft Wildes und Rohes spüren, Menschen ansehen, die zurückblicken und nicht schräg vorbei auf Touchscreens starren, Menschen treffen, die ehrlich und ohne Instagram-Filter von sich reden, er möchte Tinder-lose Liebe und den «Zufall zurückge-

winnen, [...] überrascht [...] werden». Kurz, Strauss, ein promovierter Althistoriker, verachtet die Konsensgesellschaft, deren einzige Inanspruchnahme der (deutschen) Vergangenheit in der durchkapitalisierten Logik von Hipster-Gütern besteht: Oma-Essen-Revival-Restaurants, Häkelkurse, die ein Vermögen kosten, Vintage-Mode der Weimarer Republik und so fort. Dem stellt Strauss Pathos und Lebendigkeit gegenüber, ausserdem das «Wahre, Gute, Schöne» der Romantik, einst Gegenreaktion zu der rationalistischen Kühle der Aufklärung. «In den staubigen Archiven der Vernunft», schreibt Strauss, «haben wir zu oft vergeblich nach Antworten gesucht auf Fragen, die nur auf offenem Deck, unter freiem Himmel gelöst werden können. Dass es auch ein Versteck gibt, in dem ein Geheimnis wohnt, über das man staunen kann und sich nicht den Kopf zerbrechen muss, das kann nur bestreiten, wer rein als Logiker denkt.»

Dies ist eine nicht weiter verwerfliche Ansicht, die selbst ein Aufklärer wie Rousseau teilte, sie ist nietzscheanisch «jenseits von Gut und Böse», auch jenseits von rechts oder links. Umso interessanter ist daher die Kritik an «Sieben Nächte». Strauss schreibe «im Gewand der Romantik Pamphlete für die Neue Rechte», hiess es in der TAZ. Die Romantik – unglücklicherweise eine vom Nationalsozialismus zu überschwänglich in Anspruch genommene Epoche – macht die Deutschen misstrauisch.

Was der Kritik zupasskommt, ist die Tatsache, dass es sich bei dem 1988 in Berlin geborenen Strauss um den Sohn von Botho Strauss handelt, Verfasser von «Anschwellender Bocksgesang» (1993), einem kritisierten, un-linken, Spenglerhaften Text. Zudem hatte Strauss junior im Vorfeld der Wahlen geschrieben, allein die AfD übe vernünftige Kritik an Merksels Flüchtlingspolitik. Gleichwohl ist hier kein neurechter Schwurbler am Werk. Es ist sinniger, «Sieben Nächte» als überfälliges, identitäres Manifest zu verstehen. Manifeste werden nun mal von jungen Generationen geschrieben, folgen einem anderen Duktus, sind roh, unmittelbar, fehlerhaft und tugendvoll – und sie reizen die Hüter der etablierten Denkmoral.



Simon Strauss: Sieben Nächte. Aufbau, 144 S., Fr. 23.90.

## Eine Frage der Perspektive

Bestseller-Autor Ferdinand von Schirach zeichnet in seinen Büchern spektakuläre Justizfälle nach. In seinem neuesten Werk geht es um den Unterschied zwischen Recht und Gerechtigkeit – und weshalb Mörder und Menschenhändler zuweilen einfach freigesprochen werden müssen. *Von Rolf Hürzeler*



*Moralische Instanz:* Schriftsteller und Jurist von Schirach.

**E**in Einsamer begeht einen sinnlosen Mord. Der Mann ist verzweifelt, weil ihm die Umgebung seines Wohnhauses in der Natur verbaut wurde. Mit nicht nachvollziehbarer Logik erschießt er eine junge Mutter in der neuen Nachbarschaft. Der Verirrte verrät sich durch seine verschrobene Selbstgespräche, die die Polizei aufgezeichnet hat – laut der Verteidigung keine verwertbaren Indizien. Das Gericht spricht den Mann frei; das Tötungsdelikt bleibt ungesühnt. Die Justiz hat Recht gesprochen – gerecht ist das nicht.

«Das Seehaus» ist eine von zwölf Fallgeschichten, die der deutsche Schriftsteller und ehemalige Rechtsanwalt Ferdinand von Schirach in seinem neuen Buch «Strafe» aufrollt. Die Geschichten spielen sich in unterschiedlichen gesellschaftlichen Milieus ab, fast immer ist Gewalt im Spiel. Vor allem aber belegen diese Fälle, dass Gerechtigkeit und

Recht nur am Rande miteinander zu tun haben. Wer Recht spricht, sorgt noch lange nicht für Gerechtigkeit.

### Sokrates' «Justizselbstmord»

Von Schirach packt seine Leser nach bewährter Masche mit Gruselgeschichten – und «erst noch wahr». Diese Literaturform haben auch andere Juristen entdeckt: Die deutsche Rechtsexpertin Sabine Thomas beispielsweise ist mit ihrem Beziehungsbuch «Und konnten es einfach nicht fassen» ebenso erfolgreich wie ihr Berufskollege. Sie präsentiert haarsträubende Fälle aus dem Familienrecht, die mit den Strafrechtsgeschichten von Schirachs mehr gemeinsam haben, als man meint. Denn auch ihnen liegen Beziehungsdramen zugrunde, meist in Verbindung mit menschlichen Instinkten von der Sexualität bis zur gemeinen Gier.

Ferdinand von Schirach ist einer der führenden linksliberalen Köpfe in Deutschland. Er tritt regelmässig mit seinen Büchern an die Öffentlichkeit und wird als moralische Instanz wahrgenommen. Typisch etwa seine kürzlich veröffentlichte Debatte mit dem Kulturkritiker Alexander Kluge über «Die Herzlichkeit der Vernunft», etwas abgehoben zwar, aber für jedermann verständlich. Die beiden belegen, dass eine folgerichtige Argumentation mit dem Verstand stets wertvoller ist als emotionale Polemik – ganz im Sinn der Erkenntnisse antiker Philosophen. Im Einzelfall sind die aufgestellten Thesen erfrischend aktuell: Sokrates hat in den Augen von Schirachs «Justizselbstmord» begangen, weil er das Gericht beschimpfte und seine Unschuld gar nicht beweisen, sondern nur recht haben wollte. So gesehen scheint diese Form von Suizid ziemlich verbreitet zu sein.

Der Jurist von Schirach hütet sich in seinen Büchern wohlweislich vor der verbreiteten These, schuldig sei immer das Opfer. Er weiss genau, dass es sich in den meisten Fällen umgekehrt verhält, gerade wenn der Täter ungeschoren davonkommt. Am eindrücklichsten illustriert diese Einsicht die Geschichte «Subotnik». Eine junge, türkischstämmige

Anwältin wird in ihrer Kanzlei mit der Verteidigung eines Zuhälters beauftragt. Die Zeugin der Anklage erzählt vor Gericht von den Schandtaten, die sie als Zwangsprostituierte erleiden musste. Der offenkundig schuldige Angeklagte wird dennoch freigesprochen. Die junge Anwältin konnte nämlich einen läppischen Verfahrensfehler ausmachen, der für einen Freispruch reichte. Eine Wiederholung des Prozesses war nicht möglich, weil die Zeugin verschwunden war und sich keine neue fand, um über den Menschenhandel zu berichten. «Ich habe es mir anders vorgestellt», sagt die junge Anwältin über ihren ersten gewonnenen Strafprozess.



«Die Strafprozess-  
Ordnungen  
gehören zum  
Bedeutendsten, was  
die Aufklärung  
hervorgebracht hat.»

### In einzelnen schwingt Komik mit

Das liest sich wie ein Rührstück, ist es aber nicht. Von Schirach schreibt lakonisch, in distanzierten Sätzen, als berührten ihn die menschlichen Dramen vor Gericht nicht: «Die fünf hätten sie ausgezogen und an das Bett gefesselt, sie habe sich gewehrt, aber keine Chance gehabt», erzählt etwa die Zwangsprostituierte vor Gericht in «Subotnik», und das Schicksal nahm seinen vorhersehbaren Lauf. Er habe diese Fälle als Anwalt nicht eins zu eins erlebt, sagt der Autor. Er habe sie vielmehr in Versatzstücken neu zusammengesetzt.

Verfahrensfehler wie in diesem Fall sorgen im Band «Strafe» verschiedentlich für «Ungerechtigkeit» nach menschlichem Ermessen. Sollte die Justiz deshalb besser auf die Strafprozessordnung verzichten? In einem Interview mit dem *Tagesspiegel* nimmt von Schirach Stellung zu dieser Frage: «Heute bin ich mir sicher, dass Strafprozessordnungen zu dem Bedeutendsten gehören, was die Aufklärung hervorgebracht hat. Aber es ist nicht immer einfach, mit ihnen zu leben.» Die Alternative wäre «Willkür, und in einem solchen Staat würde ich nicht leben wollen».

Nicht alle Geschichten behandeln so schwerwiegende Fälle wie «Subotnik». In einzelnen schwingt Komik mit, wie in der kurzen Erzählung «Lydia». Ein Vereinsamter legt sich eine Sexpuppe zu und verliebt sich in sie. Der Nachbar nimmt Anstoss an diesem seltsamen Verhältnis und verstümmelt sie. Das hätte er besser nicht getan, denn er muss nach der Selbstjustiz

des Sexpuppen-Liebhhabers mit gebrochenen Rippen, geprellten Hoden und ausgeschlagenen Schneidezähnen bezahlen. Das Gericht bekundete Verständnis für die Wut des Sexpuppenfreaks und verurteilte ihn lediglich zu einer bedingten Haftstrafe. In der Folge erfährt der Leser, wie verbreitet diese Objekte sind: Menschenähnliche Puppen aus Silikon mit Stahl- und Aluminiumskeletten kosten zwischen 3500 und 15000 Euro. In ersten Versuchen werden bereits Computer eingebaut, damit sie reden können. Die Lektion daraus: Das mag nicht nach jedermanns Geschmack sein, aber wenn sich der Nachbar damit zu trösten glaubt, sollte man ihm seine Freude besser lassen, sofern einem die eigenen Rippen lieb und teuer sind.

### Ist das gerecht?

Der 54-jährige Süddeutsche Ferdinand von Schirach kommt aus einer geschichtsträchtigen Familie. Sein Grossvater war der NS-Reichsjugendführer Baldur von Schirach, einer seiner Urgrossväter war der Hitler-Fotograf Hoffmann. Ein weiterer direkter Vorfahre war Arthur Middleton, einer der Mitunterzeichner der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und glühender Nationalist. Wichtiger als seine Herkunft ist jedoch seine Ausbildung. Von Schirach besuchte das Jesuitenkolleg St. Blasien unweit der Schweizer Grenze. Er studierte Recht, wurde Verteidiger in Berlin und machte sich einen Namen als «Prominenten-Anwalt». So vertrat er den DDR-Politiker Günter Schabowski in den Mauerschützenprozessen und nahm die Interessen der Familie des verstorbenen Schauspielers Klaus Kinski wahr, nachdem das Landesarchiv dessen Krankenakte veröffentlicht hatte.

Seit mehr als vierzig Jahren schreibt von Schirach literarische Texte. Die grösste Resonanz erzielten seine Bücher «Verbrechen» und «Schuld», beide ebenfalls mit Kurzgeschichten über spektakuläre Fälle, etwa «Fähnler». Ein junger Arzt heiratet eine Serviertochter. Diese entwickelt sich im Lauf der Ehe zu einer zänkischen Furie – so lange, bis er ihr mit einer Axt den Schädel spaltet. Das Gericht verurteilt ihn zu drei Jahren im offenen Strafvollzug. Gerecht oder nicht? Eine Frage der Perspektive.



Ferdinand von Schirach: Strafe. Luchterhand. 192 S., Fr. 26.90 Erscheint am 5. März.

## Sprache

# Abgesang

Heute beschäftigen wir uns mit Pluralen.

Von Max Wey

Wir wollen einen Abgesang anstimmen auf den Pluralis Majestatis. Es geht ihm nicht gut. Was waren das noch für Zeiten, als Ankündigungen so begannen: «Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preussen...» Oder ein ausgeschlafener Monarch seine Rede so anfang: «Wir haben geruht...» Ein reiner, unverfälschter Majestätsplural, der die Wichtigkeit des Amtes betont. Entstanden ist er in der römischen Kaiserzeit, als die Macht zum Teil auf mehrere Personen aufgeteilt war.

Aber heute, ach, was führt er für ein kümmerliches Dasein. Selbst der Papst hat ihm abgeschworen. Papst Johannes Paul II. (1978–2005) war es, der vom Pluralis Majestatis zur Ich-Form übergang. Der niederländische König Willem-Alexander pflegt ihn noch zu verwenden: «Wir, Willem-Alexander, König der Niederlande von Gottes Gnaden, Prinz von Oranien-Nassau...» Margaret Thatcher nahm ihn mindestens einmal für sich in Anspruch. 1989 wurde ihr Enkel Michael geboren, und sie verkündete: «We have become a grandmother.» Im Buckingham-Palast wird jemand gemurmelt haben: «We are not amused.» Ein Zitat, das Queen Victoria zugeschrieben wird.

Nun ist es nicht so, dass der Pluralis Majestatis aus den Zeitungen verschwunden ist. Er wird durchaus noch erwähnt, zu Unrecht, wie wir gleich sehen. In einem Interview wurde Sam Keller, Direktor der Fondation Beyeler, darauf angesprochen, dass er oft den Pluralis Majestatis verwende. Er antwortete, er spreche auch im Namen seiner Mitarbeiter. Spricht eine Person in der Wir-Form, handelt es sich mitnichten um den Majestätsplural, sondern im Gegenteil um den Pluralis Modestiae, den Bescheidenheitsplural, gelegentlich auch Autorenplural genannt, der im Gegensatz zum Majestätsplural kleingeschrieben wird. Der Verfasser nimmt sich zurück und bezieht das Publikum mit ein. Ein Professor könnte seine Vorlesung so beginnen: «Wo sind wir stehengeblieben?»

«Haben wir heute schon Stuhlgang gehabt?» Wir hoffen doch sehr, dass dieser sogenannte Krankenschwesternplural, der Pluralis Benevolentiae (Plural des Wohlwollens), ausgerottet ist. Er ist gönnerhaft und herablassend. Schüler und Kinder werden ihn sich noch anhören müssen: «Was haben wir uns denn dabei gedacht!»

Wir kommen zum Schluss. Das heisst, ich komme zum Schluss. Sie aber gezwungenermassen auch. Wir alle sind froh, dass dieser Text hier endet.



## Die Bibel

# Abgründig leiden

Von Peter Ruch

**E**ntfremdet hast du mir Freund und Gefährten,  
mein Vertrauter ist die Finsternis (Psalm 88, 19).  
Viele Bibeltexte öffnen, wenn sie belastende Geschichten erzählen, ein Fenster zum Trost. So wurde Josef, nachdem seine Brüder ihn aus Hass beiseitegeschafft hatten, zu ihrem Lebensretter. Das zentrale Ereignis für die Christenheit ist die Auferstehung Jesu Christi nach der Tötung. Happy End würde ich das nicht nennen. Eher handelt es sich um eine Umwandlung, wie sie offenbar dem Wesen des jüdisch-christlichen Gottes entspricht. Es gibt aber Ausnahmen. Eine solche spiegelt der Psalm 88. Er beginnt mit Leiden und Todesnähe und endet mit Verachtung und Einsamkeit. Die triste Tonart greift eine Erfahrung auf, vor der niemand sicher ist. Ein schwerer Misserfolg oder ein Todesfall kann sie auslösen. Es gibt Menschen, auf die Schicksalsschläge nur so niederhageln. Ich kenne aber auch Leute, die sich trotz katastrophalen Umständen ein heiteres Gemüt bewahren. Umgekehrt leiden Unzählige, denen äusserlich nichts fehlt, unter Schwermut und Sinnlosigkeit. Für das Leiden gibt es keine Messgrösse. Søren Kierkegaard war ein berühmter Zeuge und Erforscher des Leidens. Er war materiell abgesichert, sah gut aus, war gesehnt und geachtet. Nach einer lustigen Gesellschaft, wo ihm die Witze nur so aus dem Mund strömten und alle ihn bewunderten, «ging ich fort und wollte mich erschiessen». Die Verzweiflung nannte er die Krankheit zum Tode, weil man an dieser Krankheit nicht stirbt. Manchmal multiplizieren sich unerwünschte Faktoren: Schmerzen, Geringschätzung, Schicksalsschläge, Verluste, Depressionen. Solchen Menschen Zeit zu schenken, ist schwer, weil kein Silberstreifen am Horizont erscheint. Der Psalm 88 zeigt eine Möglichkeit, die Klagen vor Gott zu bringen. Auch vorwurfsvolle Fragen, gegen Gott gerichtet, haben in diesem Gebet Platz. Man kann mit Gott sein, man kann gegen ihn sein – aber nicht ohne ihn. Dem Schrecken Gottes möchte auch ich lieber anheimfallen als dem Schrecken eines Antigottes.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.

## Kino

# Sonnentrunk und beglückend

Ferien können aus lauter Langeweile verborgene Sehnsüchte heraufbeschwören. So geschieht es jedenfalls in «Call Me by Your Name», von der Kritik hochgelobt. Von Wolfram Knorr



Eins werden mit dem Seienden: «Call Me by Your Name».

**D**ie Kritiken überschlagen sich, die Preisnominierungen, vom Golden Globe über den Critics Circle Award bis zum Oscar, lassen auch etwas extrem Ungewöhnliches vermuten, und so sind die Erwartungen des Rezensenten gespannt wie ein Flitzbogen. Doch was er dann zu sehen bekommt, lässt ihn sehnsüchtig zu Vin Diesel und seiner «Fast & Furious»-racing family abschweifen. Klar, bei dieser Unbotmässigkeit kann es sich nur um die «subjektive Langweiligkeit» des Rezensenten handeln, die Schopenhauer der «objektiven Langweiligkeit» gegenüberstellt: «Die subjektive Langweiligkeit hat ihren Grund im Mangel an Interesse für den Gegenstand, beim Leser; diese aber in irgend einer Beschränktheit desselben.» In meinem Fall handelt es sich natürlich um einen Film, um «Call Me by Your Name» von Luca Guadagnino («A Bigger Splash»). Und da geht es um ein Coming-out, um Entdeckung und Erfüllung einer verborgenen Sehnsucht – und das 135 Minuten lang.

Wir befinden uns in Italien, in einem lauen Sommer, in der Nähe des Gardasees, in der edel-alten Landvilla von Professor Perlman (Michael Stuhlbarg), einem Archäologen und Kunsthistoriker. Neben seiner Gattin ist auch der 17-jährige Sohn Elio (Timothée Chalamet) dabei, der prima Klavier spielt, sich irgendwie mit Musik beschäftigt und sich mit der char-

manten Marzia (Esther Garrel) aus dem Nachbarort die Zeit vertreibt, mit ihr schläft und rumtändelt – bis der 24-jährige Amerikaner Oliver (Armie Hammer), ein Assistent des Professors, ins Haus schneit, eingeladen, mit den Perlmans den Urlaub zu verbringen. Oliver, ein wahrer Adonis, lässig, blond und selbstbewusst wie eine der römischen Statuen, die ein Team aus einem gesunkenen Schiff hebt. Für den 17-jährigen Elio eine Offenbarung an Schönheit und deshalb eine erotische Herausforderung. Damit der nichts im Weg steht, sagt er Marzia ade und widmet sich dem schönen Mannsbild, irgendwie auch heimlich gefördert von der Mama.

Es sind die frühen achtziger Jahre, als man sich noch nicht so frei zur Homosexualität bekennen konnte, und so schleichen sich Elio und Oliver wie kichernde Teenies in dem eigentlich doch weltoffenen Haushalt heimlich über knarrende Dielen unters gemeinsame Laken. Am Morgen sitzt man brav, aber entspannt am lecker gedeckten Frühstückstisch, parliert belanglos, wirft sich entzückte Blicke zu, radelt ins seltsam leere Städtchen, spielt mit den Einwohnern Karten, badet, liebt sich, derweil die Natur warm duftet und das Blattwerk der Bäume leise raschelt. Beseligungsmomente sind das, voller Zartheit, Lichtem, Schönem, Weichem. Ein Erwachen und Reinwerden in Freude, ein Einswerden mit dem Seienden, ein Er-



wachsen werden. Toll. Aber auch ein Film – nach dem gleichnamigen Roman von André Aciman und von James Ivory («A Room with a View») zum Drehbuch umgearbeitet – wie einer dieser Edel-Kunstabgebände, die auf den Marmortischen zur Dekoration herumliegen. Alles entzückend, hochgebildet, aber auch zum Gähnen. Auf dem Sundance Festival war «Call Me by Your Name» der Publikums- und Kritikerliebling. Ich habe anscheinend den Film nicht als etwas Sonnentrunkenes und Beglückendes empfunden. ★★★☆☆

## Weitere Premieren

**Red Sparrow** — Dominika Egorova (Jennifer Lawrence), Ex-Primaballerina, lässt sich von einem Onkel überreden, dem Geheimdienst KGB beizutreten und dazu die sogenannte «whore school» (Nuttenschule) zu besuchen. Was sie dort durchmachen muss, ist die komplette Selbstaufgabe. Zum «Sparrow» (Spatz) getrimmt, wird sie in die USA geschickt, um einen CIA-Mann zu keilen. In der gleichnamigen Romanvorlage von Jason Matthews steht CIA-Agent Nathaniel Nash im Zentrum, der einem russischen Überläufer zur Flucht verhilft und selbst zur Zielscheibe der Russen wird. Egorova wird auf Nash angesetzt – und ein verrücktes Doppelspiel beginnt. Hollywood räumt viel Zeit für Dominikas wüste Ausbildung ein, mit viel nackter Haut und Brutalität. Trotzdem ist Regisseur Francis



**Komplette Selbstaufgabe:** Jennifer Lawrence.

Lawrence («I Am Legend») mit Autor Justin Haythe («A Cure for Wellness») ein Thriller gelungen, der aus der Konfektionsware ragt. Das ist vor allem Jennifer Lawrence zu verdanken. An die literarische Vorlage kommt der Film allerdings nicht heran. Autor Jason Matthews, selbst jahrelang bei der CIA, gibt einen ziemlich guten Einblick in Ausbildung und Gebaren der Geheimdienste. Er kennt seine Pappenheimer. Die Verfilmung ist mit ihren Sex- und Gewaltszenen dann doch ein wenig zu reisserisch. Vernachlässigt wird dabei Nashs Schwanken, seine Unsicherheit der schönen Dominika gegenüber. Im Roman ist genau das extrem elektrisierend. ★★★☆☆

**Game Night** — Gesellschaftsspielen gilt ihre ganze Aufmerksamkeit, ansonsten interessiert



**Zwischen Spiel und Ernst:** «Game Night».

sie nichts. Beneidenswert. Doch dann wird aus Spiel plötzlich ernst – oder doch wieder nicht? Eine von diesen überdrehten US-Komödien über den gehobenen Mittelstand, der völlig interesselos durchs Leben taumelt. ★★★☆☆

**Gotthard** — Die legendäre Hard-Rock-Band aus Lugano mit Hits wie «Heaven», die 2010



**Bewegend:** «Gotthard».

ihren Leadsänger Steve Lee bei einem tragischen Verkehrsunfall in Nevada verlor, die sich mit ihrem Mentor und Produzenten Chris von Rohr überwarf und die sich danach wieder auf die Wurzeln des Hard Rock besann, dokumentiert Kevin Merz in einem informativen, bewegenden und sehr unterhaltsamen Film. ★★★☆☆

## Knorr's Liste

1	<b>The Shape of Water</b> Regie: Guillermo del Toro	★★★★★
2	<b>Three Billboards Outside...</b> Regie: Martin McDonagh	★★★★★
3	<b>I, Tonya</b> Regie: Craig Gillespie	★★★★☆
4	<b>The Post</b> Regie: Steven Spielberg	★★★★☆
5	<b>All the Money in the World</b> Regie: Ridley Scott	★★★★☆
6	<b>The Florida Project</b> Regie: Sean Baker	★★★★☆
7	<b>Phantom Thread</b> Regie: Paul Thomas Anderson	★★★★☆
8	<b>Criminal Squad</b> Regie: Christian Gudegast	★★★★☆
9	<b>Darkest Hour</b> Regie: Joe Wright	★★★★☆
10	<b>Black Panther</b> Regie: Ryan Coogler	★★★★☆

## Jazz

# Der Drummer als ewiger Gärtner

Von Peter Rüedi

**S**chlagzeug-Solo – das ist seit den Tagen der Big Bands klassischen Zuschnitts der Inbegriff der virtuosen Zirkusnummer. Mit Bedacht programmierten Bandleader von Benny Goodman bis Duke Ellington die Soli ihrer Drummer am Ende der Konzerte ihrer Bands, als vom Publikum bejubelte Klimax ihres Auftritts. Der Drummer als Handwerker, dessen Metier weniger die Musik als die Überwältigung eines eher naiven Publikums war – das war das eine Klischee. Das andere war das des swingenden *timekeeper* im Hintergrund. Beides verkannte den Schlagzeuger als Künstler. Als Musiker im umfassenden Sinn (und nicht nur als Sonderbeauftragten für Swing und Spektakel). Das änderte sich nicht erst, aber offensichtlich mit den Pionieren des Bebop, Kenny Clarke und, allen voran, Max Roach. Und dann mit Drummern, die unter «Swing» eine gefühlte Qualität verstanden, die aus der Reibung mit dem Metrum entsteht und letztlich nicht auszurechnen ist. Drummer wie Roy Haynes, Paul Motian, Billy Higgins, Jack DeJohnette u. a. befreiten sich aus der Rolle des Begleiters und sahen sich als gleichberechtigte Teilhaber an kollektiven kreativen Vorgängen.

So wurde endlich auch ein Schlagzeug-Solo-Album denkbar, wie Lucas Niggli als Schüler des Solo-Perkussionspioniers Pierre Favre es scheinbar überraschend spät vorlegt. Es ist von einer geradezu bestürzenden Vielfalt und Musikalität, listig gedacht und organisch gewachsen, wie es sein Titel «Alchemia Garden» nahelegt. Sparsamkeit, Konzentration, das Schweigen sind hier ebenso wichtig wie Fabulierlust, Power, spontan explosiver Ausdruck. Diese Musik ist aus vielen Erfahrungen und vielen Musiken gekeltert, was eben heisst, sie brauchte Zeit – sie erscheint in Niggli's 50. Jahr. Der ist ein Jazzmusiker, beschäftigte sich aber auch mit sogenannter E-Musik, nicht zu reden von Musikkulturen, in denen Perkussion ungleich wichtiger ist als in der europäischen. «Alchemia Garden» ist eine CD wie eine organisch blühende, vielfarbige, immer überraschende Klanglandschaft – für Niggli selbst so überraschend wie für uns.



**Lucas Niggli:**  
Alchemia Garden.  
Intakt CD 302



«Monster»-Fundamentalist: Filmmacher del Toro.

## Hollywood

# Höhlenmaler mit dem Charme eines Fauns

Der Mexikaner Guillermo del Toro ist der angesagteste Cineast. Sein fantastisches Märchen «The Shape of Water» ist mit dreizehn Oscar-Nominierungen der Hit der Saison. *Von Wolfram Knorr*

**K**ino ist alles, was der freie Fall ist, nach Koben und unten. Wenn Unmögliches geschieht, der Zuschauer nicht mehr weiss, wie er das Reale vom Fantastischen unterscheiden soll, sich im Traumgespinnst verliert, kommt der magische Moment, wo sich *motion* in *emotion* verwandelt und das einzig Echte im Film, der Schwindel, zum Ereignis wird. Und so gleitet also die Kamera durch ein grünlich-dämmrig eingefärbtes Unterwasserzimmer, darin die Möbel sanft nach unten schweben. Auch eine Couch mit einer schlafenden Frau darauf treibt Richtung Boden. Ein Wecker reisst sie aus dem Wasser ins Jahr 1962, nach Baltimore, wo sie lebt und arbeitet. Es gibt Träume, in denen man träumt zu erwachen, aber gar nicht wach ist.

### Der liebe Märchenonkel

So beginnt das betörende Märchen «The Shape of Water» von Guillermo del Toro. Sei es die

besitzergreifend kraftvolle Farbdramaturgie oder die grenzensprengende Lovestory – der Film ist ein Doping der Sinne und sein Schöpfer ein Höhlenmaler mit dem schalkhaften Charme eines Fauns. Als er auf den Filmfestspielen von Venedig im vergangenen Herbst für «The Shape of Water» den Goldenen Löwen erhielt, sagte er: «Ich bin 52, wiege 300 Pfund und habe zehn Filme gemacht.» Er hätte seiner ironischen Steckbrief-Dankesrede noch hinzufügen können, auch als Romancier in seiner Lieblingswunderkammer, der Fantasy, aktiv zu sein. Gemeinsam mit Daniel Kraus schrieb er nach einigen Horrorromanen auch den Jugendroman «Trollhunters». Es sind die Erlebnisse eines Pennälers, der über Monster spottet, bis ihm eines Tages eines leibhaftig begegnet. Ein Leben ohne Monster, so das ironische Fazit, geht nicht. Jedenfalls nicht für del Toro.

Seinen Romanen allerdings wird nicht die gleiche Wertschätzung entgegengebracht wie

seinen Filmen. Sie fristen im Schubfach der Trivalliteratur ihr Dasein, haben ihre Fans, werden aber nicht so hymnisch von allen Bildungsschichten bewundert und gefeiert wie seine Filme, vor allem sein jüngster. Mit dreizehn Oscar-Nominierungen steht «The Shape of Water» an der Nominierungsspitze. Nur einer kam jemals auf vierzehn Nominierungen: «All About Eve» aus dem Jahre 1950. Oscar-Filme waren aber immer «gesellschaftlich relevant».

Und auf einmal gilt die üppige Gunst einem Opus der Fantastik? Einem Regisseur, der in den Katakomben des Horrors zu Hause ist? Liegt's an den nicht enden wollenden Missbrauchsskandalen, die Hollywood erschüttern, während del Toro demgegenüber «wie der liebe Märchenonkel, der keiner Fliege was zuleide tun kann», wirkt, wie Sueddeutsche.de schrieb? Oder an den Zeiten allgemeiner Unsicherheit, dem Fortschrittsmisstrauen, den sozialen Ängsten, die die eigene Verwundbarkeit

bewusst machen und unterschwellige Ängste freisetzen, die sich in den Horrorfilmen bemerkbar machen? Weshalb konnte wohl die amerikanische Filmakademie den Trend nicht mehr einfach ignorieren?

Ganz sicher liegt's mal an Guillermo del Toro selbst, der 1993 mit dem mexikanischen Horrorfilm «Cronos» seine Karriere begann. Schon dieses Werk versammelte alle seine Obsessionen und Eigenheiten, bis hin zur Vorliebe für eine bestimmte Farbgebung, ein bernsteinfarbenes Licht. In «Cronos» geht's um eine mysteriöse Engelstatue, in der der Antiquitätenhändler Jesus Gris einen käferartigen Apparat entdeckt, der eine erregende Wirkung auslöst. Schon damals war für del Toro das Unheimliche, Fremde nicht nur Horror, sondern löste auch Zuneigung aus.

«Cronos» wurde mehrfach ausgezeichnet und katapultierte den gebürtigen Mexikaner nach Hollywood, in die Fänge des Harvey-Weinstein-Bruders Bob. «Mimic» (1997), ein Killerinsekten-Streifen, erhielt passable Kritiken, die Arbeit mit Bob Weinstein dagegen soll ein wirklicher Horror gewesen sein. Der in Guadalajara geborene Guillermo spielte schon als Knabe mit einer Super-8-Kamera, studierte an der Filmhochschule, gründete eine Firma für Spezialeffekte, arbeitete als Maskenbildner, drehte fürs mexikanische Fernsehen Serienepisoden und musste die Entführung seines Vaters 1997 durchstehen. Nur mühsam vermochte die Familie das Lösegeld aufzubringen. Trotzdem sei die Arbeit mit Bob Weinstein fast schlimmer gewesen.

Ein erster Meilenstein, nach «Blade II» und «Hellboy», gelang ihm 2006 mit «Pan's Labyrinth». Da erwies sich del Toro bereits als begnadeter Alchemist, der ein Politdrama zur Fantasy raffiniert – oder umgekehrt. Der spanische Bürgerkrieg ist vorbei, Franco hat gesiegt, und Offizier Vidal geht gegen Partisanen vor. Seine Frau ist mit ihrer zehnjährigen Tochter Ofelia aus erster Ehe zu ihm unterwegs. Für den Stiefvater, einen Brutalinski, ist die Kleine eine Göre und also lästig, was Ofelia sofort spürt. Sie geht ihm lieber aus dem Weg und flüchtet in ein Labyrinth. Dort trifft sie auf Pan, dem sie erzählt, eine Prinzessin zu sein. Pan misstraut ihr, in Prüfungen soll sie zeigen, dass sie auch die Wahrheit spricht. Mit visueller Bravour setzt del Toro Ofelias Träume in Fluchtszenen vor den rüden Franquisten um, Partisanen werden wie reale Gespenster hineingewoben, von Vidal und seinen Häschern gehetzt. Zu den reizvollen Einfällen gehört ein Monster, dessen Augen auf einem Eisenteller liegen. Von Ofelia geweckt, greift die Kreatur ihre Augen und steckt sie sich in die Hände. «Pan's Labyrinth» ist eine Art «Alice im Schauerland». Die Katakomben der Träume sind entgrenzte Ausbrüche aus einer verrohten Wirklichkeit. Die Monster, Mischwesen und Feen, die das Labyrinth bevölkern, mögen kurios und grotesk sein, sind aber

weniger horrorhaft als die Schreckensgestalten aus der Wirklichkeit. Del Toro ist ein «Monster»-Fundamentalist: Der Begriff nämlich geht auf die lateinischen Wörter *monstrare* (zeigen, andeuten) und *monere* (mahnen, erinnern) zurück, was ursprünglich auf Gefahren hinwies. Das Monster war ein Mahner, ein Grenzwesen aus den Sümpfen und Wäldern, das die Menschen warnte, nicht weiter vor- und einzudringen. Auf die Gegenwart übersetzt: Es ist gefährlich, unseren Forschungs- und Eroberungsdrang unkontrolliert wirken zu lassen. An der Schwelle zur Grenzmissachtung tauchen die Monster auf. In «Pacific Rim» (2013) sind sie riesenhaft.

### Kuriosum aus Echse und Mensch

Frankenstein war der Erste, der mit seinem künstlichen Menschen zu weit ging, weil er sich keine Rechenschaft darüber gab, was mit ihm geschehen sollte. «Soll jeder Mensch», fragt ihn prompt die Kreatur, «ein Weib für seinen Busen finden und jedes Tier seine Gefährtin haben, und ich bleibe allein?» Frankenstein weiss keine Antwort, die Kreatur wird zum Mörder. In «The Shape of Water» stellt Guillermo del Toro mit tückischem Witz das Prinzip auf den Kopf. Im Amazonas finden die Amis ein Kuriosum aus Echse und Mensch, ein grün schillerndes Amphibienwesen, das in ein geheimes US-Labor gebracht wird, um es gründlich zu untersuchen. Vielleicht – wir befinden uns mitten im Kalten Krieg – lässt es sich auch gegen den Kom-



*Doping der Sinne:* «The Shape of Water».

munismus einsetzen. In Jack Arnolds Horrorklassiker «The Creature from the Black Lagoon» (1954) wird der Kiemenmensch, den eine Forschergruppe im Amazonas findet, noch zur tödlichen Bedrohung, del Toros Kreatur ist es nicht mehr. Zur Gefahr für die Militärs und für Richard Strickland (Michael Shannon), den Sicherheitschef des Geheimlabors, wird das unbedarfte Mauerblümchen Elisa (Sally Hawkins), das mit seiner Kollegin Zelda (Octavia Spencer) in der unterirdischen Anlage als Putzfrau tätig ist. Dass Elisa stumm ist, erweist sich als Vorteil. Erstens für die Beschäftigung im Geheimlabor und zum anderen für ihre Handlungsfreiheit: Man nimmt sie nicht wirklich ernst.

Elisa ist jene schlafende Frau auf der Couch im überschwemmten Zimmer, deren Leben

zwischen Wecker und Betriebsstechuhr abläuft, die den arbeitslosen Werbegrafiker Giles (Richard Jenkins) zum Nachbarn hat, bei dem sie Abend für Abend fernsieht, während sie ansonsten in der Badewanne liegt und masturbiert. Ihre Wohnung liegt über einem Plüschkino, in das später der Fischmensch flüchten wird und wo er auf der Leinwand Szenen aus dem Bibelfilm «The Story of Ruth» (1960) sieht, in denen Menschen ausgepeitscht werden. Elisa wird im Labor Zeugin, wie Strickland mit einem Elektroschockstab das Gleiche mit dem Amphibienwesen macht. Sie ist entsetzt, und bald wird Liebe daraus. Als dem Fischwesen die Vivisektion droht, fasst sie den Plan, die Kreatur zu entführen, in der Badewanne ihrer kleinen Wohnung zu verstecken und später in ozeanische Freiheit zu entlassen. Bei der Flucht hilft ihr schwuler Nachbar Giles, der kurz zuvor die Erfahrung machte, auch ein Aussenseiter zu sein: Mit einem schwarzen Paar wurde er aus einem Diner hinauskomplimentiert.

### Das schönste Frauengesicht

Aus «Pan's Labyrinth» wurde ein unterirdisches Geheimlabor, aus Ofelia Elisa und aus dem Franquisten Vidal der Antikommunist Richard Strickland. Ein Wissenschaftler (Michael Stuhlbarg), der sich als russischer Spion entpuppt (auch der Kreml ist am Fund interessiert), will das Leben der Kreatur retten und hilft Elisa bei der Flucht. Zuvor appelliert er an Strickland, das Wesen habe doch Gefühle und sicher Verstand. Strickland, mit geduldsschwerer Stimme: «Die Russen haben das auch, und wir bringen sie trotzdem um.»

Michael Shannon als Strickland wird als *bad guy* in die Filmgeschichte eingehen: ein Kopf wie ein Amboss und Augen wie rostige Nägel, ständig grüne Bonbons zwischen den Zähnen, als zertrümmere er Gusseisen. Ein General kanzelt ihn ab: «Ein Mann braucht keinen Anstand, ausser den Anstand, nicht zu versagen.» Das trifft Strickland, der als «Mann der Zukunft» bezeichnet wurde, wie der Strahl eines Schweissbrenners. Rigos greift er zur Waffe, um dieser beschissenen romantischen Stummen und ihrer Flucht mit dem dämlichen Mannsfisch ein für allemal den Garaus zu machen. Von dieser blöden Putztussi hat er sich überrumpeln lassen! Strickland destilliert innerlich Arsen.

Aber Elisa, dieses samtpfötige, blauäugige Wesen mit seinem taufischen Liebreiz, triumphiert über den Aggressionsunrat und erlebt ihr Glück im freien Fall bei einer Unterwasserbalz. Sally Hawkins als Elisa ist als scheues Reh in ihrer strengen, hellen Klarheit das schönste Frauengesicht seit langem. «The Shape of Water» kann man über die Kellertreppe des Unbewussten erreichen, über die Dachluke der Poesie und über die Haustür der Politik. Im Innern wird alles eins.

## Betrunken auf der «Titanic»

Als es klar wurde, dass die «Titanic» sinken würde, wusste Charles Joughin, dass er als Bäckermeister keinen Platz in einem Rettungsboot finden würde. Er half vielen Frauen und Kindern, nachdem er zwei Flaschen Whisky in sich hineingeschüttet hatte – was ihm das Leben rettete. *Von Giles Milton*

Es war am 14. April 1912. Nach einem harten Arbeitstag in den Küchen des Schiffs war Charles Joughin endlich eingeschlafen. Plötzlich wurde er von einem gewaltigen Stoss geweckt. Er spürte das Schiff unter sich heftig erzittern. Dann, nach einer kurzen Pause, bewegte es sich wieder vorwärts.

Joughin wunderte sich, war aber nicht übermässig beunruhigt. Er wusste, dass in den Gewässern Eisberge gesichtet worden waren. Er wusste auch, dass Kapitän Edward Smith einen Kurswechsel angeordnet hatte, durch den die «Titanic» eine südlichere Route nahm, um Katastrophen zu vermeiden. In der Annahme, die Gefahr sei überstanden, versuchte Joughin wieder einzuschlafen. Doch ungefähr um 23.35 Uhr, wenige Minuten nach dem Ruck, wurde er auf die Brücke befohlen. Hier bekam er höchst unwillkommene Informationen.

Kapitän Smith hatte ein Untersuchungsteam unter Deck geschickt, um festzustellen, ob alles in Ordnung sei. Die Männer waren mit der schrecklichen Nachricht zurückgekehrt, dass das Schiff auf einen Eisberg aufgefahren und der Schiffsrumpf dadurch in bedrohlichem Mass eingedellt worden war. Auf einer Länge von rund neunzig Metern waren Nieten herausgerissen worden, weshalb nun Meerwasser beängstigend schnell in das Schiff strömte.

Man würde meinen, diese Nachricht habe Panik hervorgerufen. Doch das tat sie nicht. Die meisten Leute hielten die «Titanic» für



Die «Titanic»-Katastrophe war nicht sein letzter Schiffbruch.

### Scharfsinn fürs historische Detail



Der britische Historiker und Bestsellerautor Giles Milton, 52, schreibt an dieser Stelle wöchentlich eine Folge über «Mysterien der Weltgeschichte». Es sind herzzerreissende Tragödien und atemberaubende Einzelschicksale, aufgezeichnet mit einem Flair für das historische Detail. Miltons Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund, ist verheiratet mit einer Deutschfranzösin, Vater von drei Töchtern und Besitzer eines hochbetagten Haushaltes. [www.gilesmilton.com](http://www.gilesmilton.com)

unsinkbar. Sie war in verschiedene wasserdichte Abteilungen unterteilt, die sich im Fall eines Unglücks gegeneinander abschotten liessen. Dadurch konnten auch schwerste Beschädigungen des Rumpfs eingedämmt werden.

Jetzt, im Augenblick der Krise, zeigte sich aber, dass es bei den wasserdichten Abteilungen einen katastrophalen Planungsfehler gab: Dadurch, dass sie sich mit Wasser füllten, wurde das Schiff buglastig, so dass Wasser in andere Teile des Schiffes floss. Vier, fünf, sechs Abteilungen hatten sich bereits mit Wasser gefüllt. Kapitän Smith wurde klar, dass die «Titanic» zum Untergang verurteilt war.

Joughin, der Bäckermeister der «Titanic», wurde aktiv. Er holte die anderen Köche aus den Betten und begann, alle Brotlaibe, die er finden konnte, zusammenzutragen. Dann

rannten die Köche an Deck und legten in jedes Rettungsboot vier Brotlaibe. Sie wussten bereits, dass es nicht genug Boote für alle Passagiere gab. Die «Titanic» hatte 2223 Menschen an Bord, aber in den Rettungsbooten hatten nur 1178 Menschen Platz.

Charles Joughin begriff, dass er als Mannschaftsmitglied keinen Platz in einem Rettungsboot bekommen würde. Als sich das Schiff bereits in alarmierendem Masse neigte, beschloss Joughin, sich zu betrinken. Er ging in seine Kabine hinunter und kippte eine riesige Menge Whisky (einer Darstellung gemäss leerte er zwei Flaschen). Dann ging er wieder auf Deck und begann, vom Alkohol befeuert, Frauen in die Rettungsboote zu drängen. Nachdem das erledigt war, schlingerte er über das stark geneigte Promenadendeck und fragte

sich, wie lange es dauern werde, bis das Schiff versinke. Er warf um die fünfzig Liegestühle, andere Stühle und Kissen über Bord, in der Hoffnung, die Menschen im Wasser könnten sie als Flösse benutzen.

Bald darauf fand auch er sich im eiskalten Wasser des Atlantiks wieder. «Ich gelangte auf die Steuerbordseite des Hecks», erinnerte er sich später, «und war im Wasser. Ich glaube nicht, dass mein Kopf je unter die Wasseroberfläche geriet. Ich glaubte, Wrackteile zu sehen.»

Er schwamm auf diese schwimmenden Trümmer zu, ohne die Kälte zu spüren – dank all dem Whisky, den er getrunken hatte –, «und ich fand ein B-Faltboot mit dem Zweiten Offizier Lightoller und ungefähr 25 Mann darin».

Es gab keinen Platz für Joughin. «Ich versuchte reinzuklettern», erzählte er, «wurde aber weggestossen. Doch ich blieb in der Nähe. Ich schaffte es auf die andere Seite, wo der Koch Maynard mich erkannte, mir half und mich festhielt.»

**E**s war ein Wunder, dass Joughin zu diesem Zeitpunkt noch am Leben war. Die Wassertemperatur lag zwei Grad unter dem Gefrierpunkt. Die meisten Passagiere und Mannschaftsmitglieder, die ins Wasser gesprungen waren, starben binnen fünfzehn Minuten an Hypothermie.

Doch Joughin blieb weitere vier Stunden im Wasser, bis er in ein Rettungsboot gezogen

---

«Ich versuchte reinzuklettern», erzählte er, «wurde aber weggestossen».

---

wurde, das sich längsseits des B-Faltboots genähert hatte. Zusammen mit anderen Überlebenden wurde er schliesslich von der RMS «Carpathia» geborgen, die um 4.10 Uhr an der Unglücksstelle eintraf.

Dass er wider Erwarten überlebte, führte Joughin auf die gewaltige Menge Whisky zurück, die er getrunken hatte. Weniger Glück hatten 1517 Mannschaftsmitglieder und Passagiere: Sie starben im Wasser, nüchtern und kalt.

Die «Titanic»-Katastrophe blieb nicht Joughins letzter Schiffbruch. Er war an Bord des Dampfers «Oregon», als dieser östlich von Long Island sank. Auch diese Katastrophe überlebte er, allerdings ist nicht bekannt, ob er sich erneut mit ein, zwei Flaschen Whisky gestärkt hatte.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:  
«Ein roter Frankenstein»



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Obschon ich mindestens ebenso gute Resultate liefere wie meine männlichen Kollegen, traue mir mein Chef weniger zu. Auch habe ich den Verdacht, dass die Männer im Team mehr verdienen als ich. Wie soll ich vorgehen, ohne als zickig zu gelten? Ich war immer gegen Quoten, Lohnpolizei et cetera. Langsam glaube ich aber doch, dass es Lohnkontrollen braucht, um Gleichstellung zu erlangen.**

*Franziska G., Solothurn*

Sind Sie sicher, dass Ihnen Ihr Chef weniger zutraut als Ihren männlichen Kollegen? Gut wäre es, wenn Sie Ihre Meinung einige Zeit kritisch hinterfragen würden. Wo genau glauben Sie, dass Ihnen Ihr Chef weniger zutraut als Ihren Kollegen? Wenn sich diese Meinung aufgrund konkreter Fälle verdichtet, müssten Sie beim Chef um eine Unterredung nachsuchen und eindeutig belegen, dass er Ihnen weniger zutraut. Und ihn auch fragen, was er dazu meint und warum dies so sei. Sie könnten ihm auch sagen, dass, wenn er Ihnen mehr zutrauen würde, Sie auch

mehr leisten könnten, was er sicher gerne hört. Dann schauen Sie mal, ob diese «Leistungssteigerung» möglich ist. Aber das bedingt auch, dass Sie sich selbst hinterfragen und kritisch beurteilen, ob Sie wirklich «ebenso gute Resultate liefern» wie Ihre Kollegen. Es könnte ja sein, dass Ihr Chef dies nicht so sieht. Sehr oft meinen Leute, Sie seien gut oder besser als andere. Während jedoch der Vorgesetzte, der dies beurteilen muss, findet, das sei nicht so. Ein offenes Gespräch darüber dürfte viel Klarheit bringen.

Sie haben aber auch den Verdacht, dass die Männer im Team mehr verdienen als Sie. Auch darüber würde ich ein offenes Gespräch führen. Dabei muss man aber wissen, dass eine Leistungsbewertung durch den Chef stets subjektiv ist. Mancher Chef beurteilt eine Mitarbeiterin als sehr gute Arbeitskraft, während ein anderer Chef die gleiche Arbeitskraft als ungenügend bezeichnet. Also zuerst untersuchen, ob hier wirklich verschiedener Lohn bei gleicher Leistung vorliegt. Dann offen darüber sprechen. Wenn alles nichts nützt, dann notfalls eine Stelle suchen, wo die von Ihnen so hochgehaltenen Qualitäten wie Tüchtigkeit, Arbeitswille und Leistung entsprechend belohnt werden.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

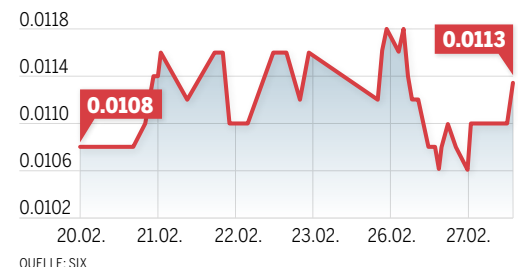
## Gewinner der Woche

### Therapie und Bewegung

Das 2017 von Zürich nach Genf umgezogene Biotechnologieunternehmen Relief Therapeutics (vorher Therametrics) zählt im SPI zu den Unternehmen mit den wildesten Kursbewegungen. In den letzten fünf Jahren hat die Aktie mehr als 90 Prozent an Wert verloren, seit dem vergangenen Jahr zeigt sich eine Seitwärtsbewegung mit periodischen Ausschlägen nach oben. In der zurückliegenden Woche gewann die Aktie bei Preisen im Rappenbereich knapp 5 Prozent an Wert (siehe Grafik). Die Firma ist auf Forschung und Entwicklung auch in Zusammenarbeit mit externen Partnern ausgerichtet. Produktpipeline und Kooperationen sind stark kursbestimmend. Im vergangenen November erhielt die Firma im Rahmen der Forschungszusammen-

### Aktienkurs von Relief Therapeutics

Vom 20. bis 27. Februar 2018, in Franken



arbeit mit der Universität Freiburg einen Zuschuss von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der die klinische Entwicklung eines Präparats zur Behandlung einer Lungenerkrankung vorantreiben soll. *Beat Gygi*



Thiel

## Winterspaziergang

Von *Andreas Thiel*

**Verhaltensbiologe:** Diese Schneelandschaft wirkt doch unglaublich beruhigend.

**Physiker:** Aber sie hat auch etwas Gewaltiges, Bedrohliches.

**Verhaltensbiologe:** Wieso? Kälte beruhigt das Gemüt. Wenn mir der Kopf raucht, gehe ich nach draussen an die frische Luft. Wenn meine Katze spinnt, stecke ich sie in den Kühlschrank, bis sie wieder normal ist.

**Physiker:** Der Winter beruhigt, weil Schnee hervorragende akustische Eigenschaften aufweist.

**Verhaltensbiologe:** Inwiefern?

**Physiker:** Schnee ist schallschluckend.

**Verhaltensbiologe:** Wozu soll das gut sein?

**Physiker:** Im Winter ist die Natur ein einziger Konzertsaal.

**Verhaltensbiologe:** Für wen?

**Physiker:** Für die Singvögel zum Beispiel.

**Verhaltensbiologe:** Die sind im Herbst alle nach Süden gezogen.

**Physiker:** Da hat der liebe Gott mal wieder was nicht zu Ende gedacht...

**Verhaltensbiologe:** Ich habe immer den Standpunkt vertreten, dass sieben Tage niemals ausreichen, um etwas so Komplexes wie die Welt zu Ende zu denken.

**Physiker:** Du kannst ja mit deinen Studenten ein Sommerfütterungsprogramm für Singvögel durchführen, damit sie sich genügend Speck für den nordischen Winter anfressen.

**Verhaltensbiologe:** Das leuchtet ein, denn die besten Tenöre sind meistens auch die dicksten. Aber wird man die Singvögel im Süden nicht vermissen?

**Physiker:** Die sollen sich im Süden lieber mal Gedanken machen über die Akustik ihrer Natur.

**Verhaltensbiologe:** Die haben doch das Meeresrauschen.

**Physiker:** Und das ginge im Schnee unter. Also wozu brauchen sie Singvögel?

**Verhaltensbiologe:** Die Italiener essen Singvögel.

**Physiker:** Eine Überwinterung im Norden würde somit nicht nur der Akustik gerecht, sondern käme auch den Singvögeln selbst zugute.

**Verhaltensbiologe:** Wie einfach es doch ist, die Welt zu verbessern.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## «Weil wir uns gut verstehen»

Grosses humanitäres Engagement für Äthiopien; hochkarätiges Aufgebot zum Praxisjubiläum von Joe Hättenschwiler. Von *Hildegard Schwaninger*

Irgendwann im Leben, wenn es einem gutgeht, möchte man etwas zurückgeben. So geht es auch **Christian Breyman**, Professor für Gynäkologie in Zürich. Viele Schweizer Ärzte engagieren sich für die Armen in anderen Ländern (der Chirurg **Enrique Steiger** für Kriegsoffer, **Beat Richner** mit seinem beispielhaften Einsatz in Kambodscha), Breyman leistet humanitäre Arbeit in Äthiopien. Erstmals fand ein Fundraising-Dinner für Seha statt, die Swiss-Ethiopian Health Professionals Association, deren Mitbegründer und Vizepräsident Breyman ist.

Die Idee, sich für Äthiopien zu engagieren, kam Breyman bei einer Dichterlesung im «Kaufleuten». Da lernte er **Asfa-Wossen Asserate** kennen, den Autor von «Manieren»; das Buch des äthiopischen Prinzen, der in Deutschland lebt, war ein Bestseller. Das war vor acht Jahren, seither war Breyman ein Dutzend Mal in Addis Abeba, Seha engagiert sich, Breyman ist heute Honorarkonsul von Äthiopien.

Viele Äthiopier waren am ersten Benefiz-Dinner für Seha, vor allem Ärzte, die in der Schweiz leben, wie Seha-Präsident **Seife Hailemariam**, der als Pathologe in Aarau arbeitet. Der Botschafter von Äthiopien war aus Bern angereist, wie auch der Ambassador aus Taiwan. Warum? «Weil wir Nachbarn sind und uns gut verstehen.» Gemeinsame Projekte mit Seha könnten sich ergeben. Das Dinner fand im Belvoirpark-Restaurant statt.

Ärzte und Ärztinnen waren da, ein paar Freunde (**Minerva Steiner**, Mondejar-Gallery-Chefin und Ehefrau von Regisseur **Michael Steiner**), und vor allem Breymans Ex-Frau, **Bettina von Seefried**, die ihren neuen Freund und ihre Eltern mitbrachte. Breyman und von Seefried demonstrierten vorbildlich, wie man sich auch als Geschiedene gut verstehen kann. Bettina von Seefried ist auch Gynäkologin, die beiden haben drei Töchter, und sie hat einen neuen Mann, mit dem sie zusammenlebt: **Jürg Stuker**, erfolgreicher IT-Spezialist. Die beiden waren schon Schulschätze, er war am Freien Gymnasium ihr erster Freund, jetzt, nachdem beide Familien gegründet haben (Stuker hat zwei Töchter) und geschieden sind, haben sie sich wieder gefunden.

Bettina von Seefried ist Vizepräsidentin von MWS (Medical Women Switzerland), vor dem Dinner hatte sie in dieser Funktion einen Fernsehauftritt. Bis zur Trennung hatte sie mit Breyman eine Gemeinschaftspraxis, und heute führt sie eine eigene Praxis im Seefeld; demnächst eröffnet sie ihre zweite, wo sie sich – neben Gynäkologie und Geburtshilfe – dem Thema «Well-Aging» widmet.

Der Banker **Christoph Roduner**, Leiter Private Banking der Neuen Aargauer Bank, führte durch den Abend und outete sich – inspiriert von seiner Frau **Sarah**, mit der er auch den Gasthof «Ochsen» in Rheinfelden gekauft hat – als glühender Äthiopien-Fan. Er hielt



Fast verliebt

## Halbe Menschen

Von *Claudia Schumacher*

Neulich war ich mit einer Freundin frühstücken. Beziehungsweise: Ich wäre gerne mit ihr frühstücken gegangen. Aber seit sie einen Freund hat, sind die beiden nur noch im Doppel erhältlich. Also

kam mir der betrunkene Aristophanes in den Sinn, wieder einmal, und ich wurde wütend.

Kennen Sie das Märchen vom Kugelmenschen? Das hat sich Aristophanes beim Symposium, dem Stammtisch der Antike, ausgedacht. Es war einmal zu einer Zeit, da hatten die Menschen vier Hände, vier Füsse und zwei Gesichter à zwei Ohren auf einem Kopf, den ein kreisrunder Hals trug. Klingt erst mal hässlich, geht aber darum, dass diese Monster stark waren. Sie waren regelrechte Übermenschen, die es mit den Göttern aufnehmen konnten. Um den Aufstand der Vierfüssler zu verhindern, spaltete Zeus diese entzwei. Danach wuselten sie auf zwei Beinen in die Welt hinaus. Und suchten den Rest ihres Lebens nach ihrer besseren Hälfte.

Wenn man sich jetzt – anders als Aristophanes – nicht gerade komplett mit griechischem Wein abgeschossen hat, werden zwei Dinge



Christian Breymann (l.), Wondwosen Asnake.



Referent: Ludwig Hasler.



Besonderer Ort: Joe Hättenschwiler.

eine flammende Rede für das Land am Nil (4 bis 5 Millionen Einwohner und 25-mal so gross wie die Schweiz); man bekam gerade Lust hinzureisen. Die Äthiopier essen viel Fleisch, und so gab es gebratenen Kalbstotzen, der als ganzes Stück von den Studenten (Belvoirpark ist eine Hotelfachschule) präsentiert wurde. Im Gegensatz zu den Schweizern assen die Äthiopier alle vegan. Grund: Bis Ostern ist Fastenzeit, da verzichten sie vierzig Tage lang auf Fleisch.

Christian Breymann war nach dem ersten Sehpa-Fundraising-Abend «dankbar und zufrieden».

**D**er Psychiatrieprofessor **Joe Hättenschwiler** wird von seinen Patienten/-innen (einige gehören zu den «Schönen und Reichen») liebevoll «unser aller Shrink» genannt. Demnächst kann er das zehnjährige Bestehen des von ihm gegründeten Zentrums für Angst- und Depressionsbehandlung (ZADZ) feiern. Er hat dafür einen besonderen Ort gewählt: die Musikschule Konservatorium Zürich. Für Hättenschwiler ist das Zusammenspiel zwischen Patient und Therapeut «wie eine klassische Symphonie». Hochkarätige Psychoanalytiker sind als Referenten geladen, der Philosoph, Schriftsteller und Physiker **Ludwig Hasler** wird sprechen und Nationalrätin **Doris Fiala** durch den Abend führen. Drei Kapellmeister sind aufgeboten, Musik von Rossini, Beethoven, Haydn, Jean Sibelius und Friedrich Gulda zu dirigieren. Das Interesse an dem Abend ist riesig: Er war – nur für Geladene – innert Tagen komplett ausgebucht.

#### Im Internet

[www.schwanningerpost.com](http://www.schwanningerpost.com)

schnell klar. Erstens: Die halben Menschen, das sind wir. Erst durch Paarung werden wir heil und ganz. Das meinte zumindest Aristophanes. Und zweitens: Das Märchen vom Kugelmenschen ist durch und durch behämmert. Das wusste selbst Aristophanes, zumindest am Tag nach dem Besäufnis, als er wieder genügend Distanz zu sich hatte, um sein Stamm-tisch-Gefasel wenigstens nicht auf Papyrus festzuhalten. Ein ordentlicher Kater hilft ja manchmal bei der Selbsteinschätzung. Leider war da aber noch Saufrumpel Platon, der nach seinem Hit mit dem Höhlengleichnis dringend mal wieder einen Bestseller landen wollte. Da er keine eigene Idee hatte, schrieb er die von Aristophanes auf.

Seither klebt die blöde Geschichte am Abendland wie ein charakterloser Mitläufer, der nur Ärger macht. Zwei sind besser als einer, und Singles sind halbe Menschen: So lau-

tet bis heute einer der grossen Mythen, die unserer Vorstellung von Liebe zugrunde liegen. Und das nur, weil sich am Ende alles verkaufte, was Platon schrieb.

Da sass ich also vor meiner Freundin und ihrer «besseren Hälfte» in diesem Frühstückscfé, während die zwei als entschiedener Vierfüssler eine geteilte Ferienerinnerung erzählten, sich dabei die Bälle zuspielten – und natürlich die Pointe vergassen. Vierbeinig tanzt es sich halt schwerer als auf zwei leichten Füssen.

Haben Sie auch schon einen Freund oder eine Freundin ans Pärchensein verloren? Jemanden, der total lustig war, jetzt aber auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner mit dem Partner vor sich hin vegetiert? In der Liebe versagt sie oft, die Mathematik: Eins und eins macht dann nicht zwei, sondern nur zwei halbe Menschen.



Unten durch

## Bedürfnisse

Von Linus Reichlin

**N**ehmen wir mal an, du hast den Verdacht, dass deine Frau einen Liebhaber hat. Ein Indiz dafür ist, dass sie wieder Lust hat, mit dir zu schlafen. In den letzten Jahren war sie immer müde, wenn du eine Duftkerze angezündet und den Song «Voulez-vous coucher avec moi?» abgespielt hast. Auch um andere Ausreden war sie nicht verlegen. Einmal, als du sie schon fast so weit hattest, behauptete sie plötzlich, sie habe das Gefühl, ihre Mutter sei gestorben. Aber seit einigen Wochen ist sie wieder ganz Femme fatale! Wenn du «10 vor 10» schauen willst, stellt sie sich vor den Fernseher, öffnet ihren seidenen Morgenmantel und sagt: «Allez, venez, monsieur!» Jetzt, wo ihr wieder miteinander schlaft, merkst du natürlich auch, dass sie 20 Kilo abgenommen hat. Bei eurer Hochzeit wog sie 61 Kilo, aber dann nahm sie kontinuierlich zu, so, als sei eure Ehe eine Kreuzfahrt mit Buffet à discrétion. Bei eurer ersten Sitzung beim Paartherapeuten wog sie bereits 84 Kilo. Sie war so breit, dass der Paartherapeut in einem freudschen Versprecher von «Gruppentherapie» sprach.

Aber jetzt ist deine Frau wieder so schlank wie damals im Schwimmbad Bachenbühl, als du sie kennengelernt hast, weil sie dir vom Dreimeterbrett versehentlich auf den Rücken gesprungen ist. Seither musst du alle zwei Jahre zur Kur, denn die Bandscheibe ist futsch. Das heisst, du hast alle zwei Jahre mal eine kleine Affäre mit einer Arthritikerin oder einer Diabetikerin. Aber bei einem Mann ist das etwas anderes. Ein Mann kann unterscheiden zwischen einem kleinen sexuellen Abenteuer während einer Kur und einem Schwiegervater, der in der Lebensmittelbranche ein Vermögen gemacht hat. Niemals würdest du deine Frau und sein Vermögen verlassen. Aber ob deine Frau an dir auch so hängt, ist fraglich. Sie wirkt in letzter Zeit so glücklich und entspannt! Das macht dir Sorgen. Du spürst: Es ist etwas Ernstes. Sie hat irgendeinen Kerl kennengelernt, der auf sie eingeht. Der mit ihr diese berühmten stundenlangen Gespräche führt, auf die Frauen so stehen. Sie stehen darauf, weil sie keine Ahnung von Ornithologie haben. Sonst wüssten sie, dass diese stundenlangen Gespräche genau das Gleiche

>>> Fortsetzung auf Seite 80

sind wie das stundenlange Tschiepen der Spatzenmännchen in der Balzzeit. Wenn die Spatzenweibchen reden könnten, würden sie zu ihrer Freundin sagen: «Stell dir vor, er hat mit mir auf der Dachrinne stundenlang über all das getschiept, was mich interessiert! Ich habe ihn erst gestern kennengelernt, aber es kam mir vor, als würde ich ihn schon ewig kennen! Und jetzt habe ich Lust auf Yoga!» Vor ein paar Tagen sagte deine Frau beim Abendessen, dass sie Lust hat, mit Yoga anzufangen. Sie hat sich knallenge Yoga-Hosen gekauft. Als Nächstes wird sie vermutlich ihren Vater bitten, ihr eine Weltraumreise zu finanzieren, drei Tage in der Raumstation Tiangong 2. Sie will sich selbst entdecken, ihr wahres Ich, und das können Frauen nur beim Yoga oder in der Schwerelosigkeit.

«Hast du einen Liebhaber?», fragst du sie direkt, als sie am Küchentisch auf ihre frischlackierten Nägel pustet. «Ja, dich!», sagt sie. Wenn du gewusst hättest, wie durchtrieben sie ist, hättest du ihre Schwester geheiratet. Die lebt in Australien, und eigentlich war eine Fernehe schon immer dein Ideal. Eine Ehe wird nicht besser, wenn man immer zusammen ist. Man wird betriebsblind, wenn man so eng aufeinanderhockt. Am Schluss hat man keine Ahnung, ob die Frau in den Yoga-Kurs geht oder in ein schäbiges Hotelzimmer, in dem sie ihre frischlackierten Nägel einem Mann zeigt, der auf ihre Bedürfnisse eingeht. Klarheit kann dann nur noch ein Privatdetektiv bringen, und deshalb wirst du morgen einen engagieren. Die Preise hast du schon gegoogelt: Es ist sauteuer. Aber wenn es darum geht, die eigene Frau besser kennenzulernen, darf ein Mann nicht geizig sein.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Liebhaber der Fülle

Von Peter Rüedi

Meinrad C. Perler, 1937 in eine Bauernfamilie mit zwölf Kindern geboren, wurde auf Umwegen selbst Bauer. Ein *gentleman farmer*, Besitzer eines Weinguts von 22 Hektaren. Davor war er Banker gewesen, den die Umstände zu seinem Glück zwangen: Im Strudel des Crédit-Suisse-Skandals wurde er 1977 in Chiasso verhaftet, in Untersuchungshaft gesetzt und nach zwei Wochen freigelassen, ohne dass es zu einer Anklage gekommen wäre. Nach seinem unfreiwilligen Abschied von Soll und Haben kaufte er das zwischen Besazio und Arzo gelegene Tenimento dell'Ör in den Hügeln westlich über Mendrisio – fabelhafte Lage, interessante Böden am Fuss des Monte San Giorgio, ziemlich verlotterter Zustand. Kurz: ein Fall für den quirligen Macher, der immer ein Händchen hatte für Mitarbeiter, die mehr verstanden vom Wein als er.

Der Wichtigste war in jenen frühen Zeiten der legendäre, 2009 verstorbene, exzentrische Öno-Guru Rainer Zierock, der (als deren zeitweiliger Ehemann) auch den Ruhm der Südtiro-

lerin Elisabetta Foradori begründete. Perler ist ein Mann der Fülle, aber er mag keine fetten Weine. Wie Zierock, der ihm auf Ör (dialektal für «Gold») einen ampelografischen Garten mit nicht weniger als 600 verschiedenen Rebsorten anlegte, liebt er die Vielfalt. Als ich ihn 2002 zum ersten Mal besuchte, war er Herr über elf Hektaren und sagte: «Mein Ziel sind zwanzig.» Insgesamt vinifiziert Perler Weine aus achtzehn verschiedenen Sorten. Wie sein önologischer Pate Zierock hat Perler ein Flair für Cuvées. «Die hielten mich hier zu Beginn für verrückt, weil sie annahmen, in einem Verschnitt schlage ein Wein den anderen tot.» Inzwischen beweist nicht nur seine erfolgreichste Marke Sottobosco, eine Cuvée aus Merlot, Cabernet Sauvignon, Cabernet Franc, Gamaret und Petit Verdot, längst das Gegenteil.

Mit Raffinesse komponiert, steigert eine Komponente die andere. Ein Nonplusultra einer geradezu enzyklopädischen Cuvée ist der ausgefallene, aber harmonische Casimiro (je nach Jahrgang acht bis dreizehn Sorten!). Allein: Unter den jährlich 200 000 Flaschen in Perlers Sortiment finden wir auch das Gegenteil. Die beiden sortenreinen Merlot-Riservas, einer vom Ör, einer aus La Prella, sind klassische Nobilitäten, tiefgründig, feinsinnig, unaufdringlich. Der 2015er La Prella ist eine Spur diskreter in der Säure, sein Bruder vom Ör etwas bissiger, kantiger. Beide verraten die akkurate Handschrift, beide zeigen eine Spur klug dosiertes Holz, tolle Merlot-Frucht (Brombeeren, Kirschen), etwas Tabak und Schokolade. Unter den Tessiner Merlots gehören sie zweifellos in die oberste Etage.

Agriloro Merlot Riserva Tenimento dell'Ör 2015.  
13%. Ab Betrieb Fr. 45.–. [www.agriloro.ch](http://www.agriloro.ch)

Agriloro Merlot Riserva Tenimento La Prella 2015.  
12,5%. Fr. 32.–. Ebenda



## Salz & Pfeffer

# Im Trendrestaurant

Von David Schnapp

In Zürich ist zurzeit einiges los, was kulinarisch aufmerksame Leute interessieren sollte: Das Koch-Pâtissière-Paar Markus Stöckle und Elif Oskan erfinden im «Rosi» das bayerisch inspirierte Wirtshaus neu, und im «Mémoire» im Kreis 5, direkt

neben einer Schönheitsklinik und einem Hot Spot für moderne Kunst, werden Gerichte – gerne mit Gemüse vom Bauernhof – zum Teil in einer offenen Küche zubereitet, dazu trinkt man vorwiegend Naturweine.

Nur in einem hippen Viertel Zürichs kann man es toll finden, dass man in einem akustisch unvorteilhaften Raum im Untergeschoss sitzt und auf die Frage, was man ausser Wein oder Champagner trinken könne, die Antwort bekommt: «Wasser mit oder ohne.» Bei alternativen Getränkeangeboten sind andere Trendrestaurants in Kopenhagen, New York oder Basel schon weiter.

Dafür gibt es ausgezeichnete Agnolotti mit Kalbfleisch, Birne und Rotkraut: Sie schmecken süss und würzig, während der gebratene Spinatsalat mit Onsen-Ei, Belper Knolle und Quitte eine wunderbar herbe, erdige Note hat. Die Spinatblätter werden samt ihren Wurzeln verarbeitet – ein ganz neuer Küchentrend: Bei der soge-

nannten «Leaf to Root»-Methode wird die Pflanze möglichst komplett verwendet.

Vielleicht bilde ich es mir nur ein, aber es gibt einen Trend im Trendrestaurant, dass die Geschichte zu einem Gericht oft etwas besser ist als dessen Geschmack: Das Flat Iron Steak zum Hauptgang – Nichtedelstücke (*second cuts*) sind gerade gross in Mode – wird angeblich tagelang mit Eiche und Heu gegart und dann auf dem Grill vollendet. Leider schmeckt man davon nicht viel. Das Fleisch ist zwar fein und zart, aber es hat im Vakuum an Struktur verloren und nicht so sehr an Aroma gewonnen. Das macht dann die Sauce mit dunkler Schokolade teilweise gut. Aber keine Missverständnisse: Restaurants wie das «Mémoire» sind wichtig, um Gewohnheiten in Frage zu stellen.

Mémoire, Limmatstrasse 254, Zürich.  
[www.restaurantmemoire.ch](http://www.restaurantmemoire.ch)  
Mittwochs bis samstags, nur abends geöffnet





Auto

## Mazda erfindet den Benzinmotor neu

Mit der neuen Antriebsgeneration Skyactiv-X gehen die Japaner einen eigenen Weg. Eine erste Ausfahrt im Prototyp. *Von David Schnapp*

**F**ast alle grossen Autohersteller haben in letzter Zeit mit fantastischen Ankündigungen ihrer noch zu bauenden Elektrofahrzeuge brilliert, und laufend kommen neue kombinierte Elektro-Benzinmotor-Autos auf den Markt. «Strom ist besser als Benzin», lautet die schlichte, politisch gewollte Botschaft, die leider einen Haken hat: Sie ist nicht zwingend richtig.

In einem zweitägigen Workshop hat Mazda ausgewählten Journalisten kürzlich gezeigt, wie es sich die automobilen Zukunft vorstellt. Und Mazda hat ein sympathisches Grundmotiv: Das fast hundert Jahre alte japanische Unternehmen will «den anderen Weg» gehen, wie es Europa-Chef Jeff Guyton ausdrückt. Er sehe nicht, wie 10 Prozent der Fahrzeugflotte, rund sieben bis acht Millionen Autos, elektrifiziert werden könnten, sagt Guyton. «Woher kommt all das Lithium und das Kobalt für die Batterien und die Motoren?», fragt er rhetorisch. Und woher solle all

der Strom aus erneuerbaren Quellen kommen? «Ein hocheffizienter Benzinmotor ist aus unserer Sicht immer noch die beste, nachhaltigste und wirtschaftlichste Lösung», sagt Guyton.

Der japanische Hersteller arbeitet deshalb seit Jahren daran, den Benzinmotor neu zu erfinden, nun scheint es gelungen zu sein.

### Das Auto fährt also gewissermassen mit mehr Luft als Benzin.

Indem man die Vorteile des Diesel- mit denjenigen des Benzinprinzips kombiniert, bekommt man mehr Leistung bei 20 bis 30 Prozent weniger Verbrauch. Wir wollen das kurz erklären: Beim Dieselmotor braucht es für die Zündung viel mehr Luft als Kraftstoff, der Nachteil ist eine höhere Verbrennungstemperatur und deshalb ein gesteigerter Ausstoss

von Stickstoffdioxid (NO<sub>2</sub>). Benzin brennt bei tieferen Temperaturen, braucht aber mehr Kraftstoff in der Mischung, also steigt der Verbrauch.

In den neuen Mazda-Motoren, die in einem Jahr auf den Markt kommen sollen, wird nun je nach Situation das Luft-Benzin-Gemisch so optimiert, dass der Luftanteil stark steigt. Trotzdem braucht es nur einen kleinen Funken, um es zu entzünden. Das Auto fährt also gewissermassen mit mehr Luft als Benzin. Eine erste Ausfahrt in einem Prototyp im Kleid eines aktuellen Mazda 3 (siehe grosses Bild) zeigt erstaunliche Resultate: Der verhältnismässig kleine und leichte Motor aus Aluminiumdruckguss läuft überaus ruhig, beschleunigt das Auto auch bei tiefer Drehzahl kraftvoll und bietet insgesamt ein sehr angenehmes Fahrerlebnis. Wenn der Verbrauch tatsächlich um bis zu einem Drittel sinkt, könnte das bei einem 100-PS-Motor durchschnittlich weniger als 4 Liter auf 100 Kilometer bedeuten, was ein nahezu spektakulärer Wert wäre. Ausserdem entwickelt Mazda eine neue Karosserie-Architektur, die zum entspannten Vorankommen wesentlich beiträgt.

Was am Ende von all den guten Ideen übrigbleibt, ist natürlich offen, aber ein sehr attraktiver, sparsamer neuer Mazda ist sehr wahrscheinlich.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man auf Facebook die Vorlieben und Bekannten seines Schwarms ausspionieren und die gleichen Veranstaltungen liken – oder ist das schon Stalking? *Fabian Moser, Brugg*

Sich via Internet ein paar Informationen zu beschaffen, hat im digitalen Zeitalter nichts Verwerfliches mehr; der amerikanische Geheimdienst (NSA) wird Ihnen das sicherlich bestätigen. Die Frage ist jedoch, was man damit anfängt. Falls Sie beabsichtigen, die Schwärmerei in eine Liebelei zu verwandeln, dann benötigen Sie nämlich gar keine solchen Auskünfte. Viel romantischer und spannender ist es, den Menschen persönlich kennenzulernen. *Anton Beck*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Neuerdings entscheidet die Politik, wie ein Patient behandelt werden soll.» *Walter Annasohn*

### Wo bleibt das Wohl des Patienten?

Nr. 8 – «Bersets Kunstfehler»; Philipp Gut über den neuen Ärztetarif

Neuerdings entscheidet die Politik, wie ein Patient behandelt werden soll. Die medizinische Indikation des Arztes, abgestimmt auf den Zustand des Patienten, wird zweitrangig. Die Politik schreibt dem Mediziner nämlich vor, bei welchen Eingriffen er den Patienten nur ambulant und nicht stationär zu behandeln hat. Das Wohl des Patienten findet schlicht keine Berücksichtigung mehr. Die sogenannte Wirtschaftlichkeit erhält vor der medizinischen Zweckmässigkeit den Vorrang. Die behandelnden Ärzte und die Patienten werden bei dieser Entscheidung einfach ausgeschaltet. Und wer steht dann gerade dafür, wenn beim vorgeschriebenen ambulanten Eingriff etwas schief läuft, was bei stationärer Behandlung vielleicht hätte vermieden werden können? Der Politiker oder der Schreibtischbeamte? Sicher nicht! Die Geschädigten sind der Patient und sein Arzt! Und wie kann sich der Patient gegen das alles wehren? Leider überhaupt nicht – denn die Politik lässt ihn kläglich im Stich. *Walter Annasohn, Geschäftsführer der Berner Belegärzte-Vereinigung, Liebefeld*

Klar, gute Ärzte sind wichtig für unsere Gesellschaft. Aber müssen wir ihre Leistung deswegen vergolden? Der Grenznutzen von Einkommen über einer halben Million ist minim oder tendiert gar gegen null. Mit anderen Worten: Die Lebensfreude wird nicht wirklich erhöht, wenn eine Spitzenkraft 510 000 Franken statt 500 000 Franken verdient. Die Zahl wird eher zu einer Prestigeangelegenheit. Klemmen wir dieses Spiel ab mit einem fixen Lohndeckel! Gute Ärzte, die aus Berufung wirken, werden wir trotzdem finden. *Martin A. Liechti, Maur*

### Grober Unfug

Nr. 7 – «Der neue Bauernkrieg»; Beat Gygi zur Agrarpolitik

Nicht der Bauer, sondern der Bundesrat überspannt mit dem geplanten Freihandelsabkommen den Bogen. Landwirt ist nicht einfach ein Job, und Landschaftspflege ist nicht seine Hauptaufgabe. Selbstverständlich soll der Bauer einen gerechten Lohn für seine wertvolle Arbeit bekommen. Eine gesunde Ernährung ist uns etwas wert, so ist der grosse Rückhalt der Bevölkerung gegenüber den einheimischen Bauern zu erklären. Eine grösstmögliche Unabhängigkeit eines Landes geht einher mit dem Erhalt seiner Landwirtschaft.

*Rita Brügger, Arni*

Alle jene, die sich mit Vehemenz und einseitig für die Protektion einer einzigen Branche einsetzen und diesen Schutz ausbauen wollen, sei ein Blick in die Geschichtsbücher ans Herz gelegt. Monopole und geschützte Branchen sind weggefegt worden, oft radikal und in ganz kurzer Zeit. Und ein Blick in die völlig vernetzte und ultramobile Zukunft lässt erahnen, dass dieser Prozess noch viel schneller ablaufen wird als in der Vergangenheit. Es wäre für alle Beteiligten wünschenswert und äusserst sinnvoll, eine gemeinsame, ausgeglichene Lösung zu finden. Damit am Ende nicht alle als grosse Verlierer dastehen werden.

*Ernst Seiler, Muri bei Bern*

Im Artikel wird gesagt, die Bauern seien Besitzer des Landes. Total falsch. Beinahe die Hälfte des landwirtschaftlich genutzten Landes gehört eben nicht den Bauern, sondern Privaten, die seit Anfang der neunziger Jahre durch Boden- und Pachtrecht diskriminiert und geknebelt werden und gar keine andere Wahl haben, als ihr Land halb gratis zu verpachten! Auch die immer wieder benutzten Klagestatistiken sind missbräuchlich. Von den 52 000 Betrieben sind mindestens ein Drittel Pseudobetriebe, die nur noch wegen der Subventionen nebenher ein paar Ziegen und Ähnliches halten. Die Direktzahlungen an die 52 000 Betriebe zu tätigen und gleichzeitig der Bevölkerung vorzumachen, eine Bauernfamilie verdiene im Durchschnitt bloss 53 000 Franken im Jahr, ist grober Unfug. *Jakob Speiser-Häfelfinger, Gelterkinden*

### Wahrung der Unabhängigkeit

Nr. 8 – «Hurra, die Schweiz gibt sich auf»; Christoph Mörgeli über EU-Avancen

EU-Kommissions-Präsident Juncker und der Schweizer Bundesrat müssen offensichtlich daran erinnert werden, dass an erster Stelle im Artikel 2 unserer Bundesverfassung als Zweck der Schweizerischen Eidgenossenschaft der Schutz der Freiheit und der Rechte des Volkes sowie die Wahrung der Unabhängigkeit und nicht das Erhalten der bilateralen Verträge mit der EU festgeschrieben sind.

*Hans Glarner, Zollikon*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

	1			2		3	4		5			6	
7		8	9								10	11	12
13						14				16			
17				18									
		19							20				
	21			22		23						24	
25				26						27			
	28			29			30			31			
32			33	34							35		36
37							38				39		
				40						41			
42									43				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Bei ihr denkt man an Rücksichtslosigkeit

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Den weiblichen Vornamen trägt auch eine berühmte Mutter. 7 Einst verwendet für Perücken und als Polstermaterial. 10 Buckeye State, so der Spitzname des US-Bundesstaates nahe Kanada. 13 Solche Tage passen zur Bergmannssprache. 14 Die Bahn, die Touristen zu eben jenem Grandhotel bringt. 17 Er ist allseits bekannt, auch ohne Flügel. 18 Nennen wir es spirituelles nachsinnen. 19 Bei Watergate denkt man an ihn. 20 Ein Bouquet kann so sein, hier aber zu entziffern. 21 Nie wird so immer zu Todeskampf. 22 Der Bahnhof jener deutschen Stadt gibt zu reden. 25 Ging's bei den Griechen um Krieg, hatte er oft das Sagen. 26 Wird zur Sause, wenn man das Wort verdreht. 27 So ist es konkret und körperhaft. 28 Der Prophet und das nach ihm benannte Buch im Buch Mormon. 30 Gabun: Stadt fast schon an der Grenze zu Kamerun. 32 Kurz gesagt: der Jordan als deren Präsident. 33 Pass und Hausberg zwischen Zürich- und Sihlsee. 35 Royal Dutch Airlines folgt auf dieses Kürzel. 37 Der Ausschnitt aus einem grösseren Ganzen. 38 Prügelei, die man fast schon schweinisch nennen könnte. 40 Kaum auszudenken, was ein Barkeeper ohne ihn macht. 41 Patriarchen: II. und der III. stammten aus Jerusalem. 42 Der Vorteil ist teils auch zum Gewinn. 43 Oft schürt er Neid unter seinesgleichen, bis dass so ziemlich alle weichen.

**Senkrecht** — 1 Real wird die kanadische Stadt erst damit. 2 Höfische Anrede, das war mal. 3 Fuchsia nennt sich seine strahlende Variante. 4 Keine Sahara, aber schon wüstenhaft. 5 Eine Anstalt, doch ohne Gefangene, ganz im Gegenteil. 6 Für einen Ami ist die südfranzösische Stadt wirklich schön. 7 Kaminfeger und er bilden ein trautes Paar. 8 Wir reden eigentlich lieber vom Baguette. 9 Bierernst sind manchmal gar Italiener. 10 Männer zeigen von ihm gerne den markanten Bizeps. 11 Simbabwe Entsprechung von Sambias Lusaka. 12 Damit wird klar, dass etwas weggelassen wurde. 15 Er bedeckt Ober- und Unterkörper in einem Stück. 16 Der Bündner Weiler heisst wie ein ehemaliger Vizekanzler. 18 Jene Kate, deren Karriere mit dem Modelabel Calvin Klein begann. 21 Mal treten Stiere auf, mal sportliche Menschen. 23 Sie kommen etwa aus Taschkent oder Buxoro. 24 Schweizer wissen: ein wandlungsfähiges Tablett. 29 Klebrige Flüssigkeit, dickflüssiger Saft, und das gleich mehrfach. 31 Womit der Stein weit fliegen kann. 32 Für Schreiner ein Stückchen Holz, für Berner Rockfans eine Band. 34 Die Droge in homöopathischer Dosierung sorgt beim Schwatz für Schwung. 35 Die Halbinsel und der gleichnamige Sekt, der schmeckt. 36 Titel, der zu Schönheitswettbewerben passt. 39 Samuels Lehrer, hatte es mit seinen Söhnen schwer.

©Fritz Müller - Rätselactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 556

	A	K	K	O		L	E	G	A	L		F	B			
	P	E	R	E	S		D		K	A	E	L	T	E		
	K	N	A	U	F		T	O	R	T	U	G	A	Z		
	N	O	T	S	T		R	O	M		U	N	E	B	E	N
	O	E	S	T	E		R		M	A	E	R		A		
	C		E	R		R	E	G	E	R		I	G	L	U	
	H		C		S		E	N	A	T		R	A	R	E	
	I	N	E	S		G		R	E	D		R		A	T	I
	G	A	R	A	G		E		N	O	R		D	O	S	T
	S	I	L	E	N	C	E		A	N	D	E	R	E		
	L	E	S	A	R	T		L		K	E	I	N	E	R	
	N	E	M	O		F	E	U	E	R	N					Z

**Waagrecht** — 1 AKKO 5 LEGAL 11 PERES  
12 KAELE (Der Spion, der aus der Kälte kam: war berühmter Buchtitel von John Le Carré)  
14 KNAUF 15 TORTUGA 16 NOTSTROM  
17 UNEBEN 18 OESTE (port. f. Westen)  
19 MAER 20 ERREGER 23 IGLU 27 SENAT  
28 RARE (engl. f. blutig) 29 INES (Eins)  
32 REDE 34 ATH (-ene) 35 GARAGE 37 NORD-OST 39 SILENCE (franz. Schweigen) 40 ANDERE 42 LESART 43 KEINER 44 NEMO 45 FEURN

**Senkrecht** — 1 APNOE 2 KEATS (engl. Schriftsteller) 3 KRUSTE 4 OEFTERS 6 EDOM (Mode) 7 AKTUAR 8 LAUNE 9 FLAB 10 BEZNAU 13 EGERIA 14 KNOCHIG 15 TOBEN 19 METEO 21 REGENT (war einer der grössten Diamanten seiner Zeit) 22 GARNELE 24 GRASEN 25 LETTRE 26 CERISE (franz. f. Kirsche) 28 REDNER 30 NASEN (Fische) 31 SALAM (-i) 33 DRAKE 36 GERO (ergo) 38 ODIN (auch Wodan, Wotan) 41 ERZ

**Lösungswort** — **FANTASTEREI**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



# Sei die Stimme, nicht das Echo.

## The new Leon CUPRA R.

Sie wissen selbst, wo es lang geht. Sie brauchen niemandem zu folgen. Mit dem neuen CUPRA R. Mit unserem stärksten Motor. Kupfer- und Karbon-Finish. Technologie und Schönheit. Leistung und Exklusivität. In streng limitierter Auflage. Für ein paar Auserwählte, die sich dafür entscheiden.

Am Genfer Automobil-Salon auf dem SEAT Stand.

